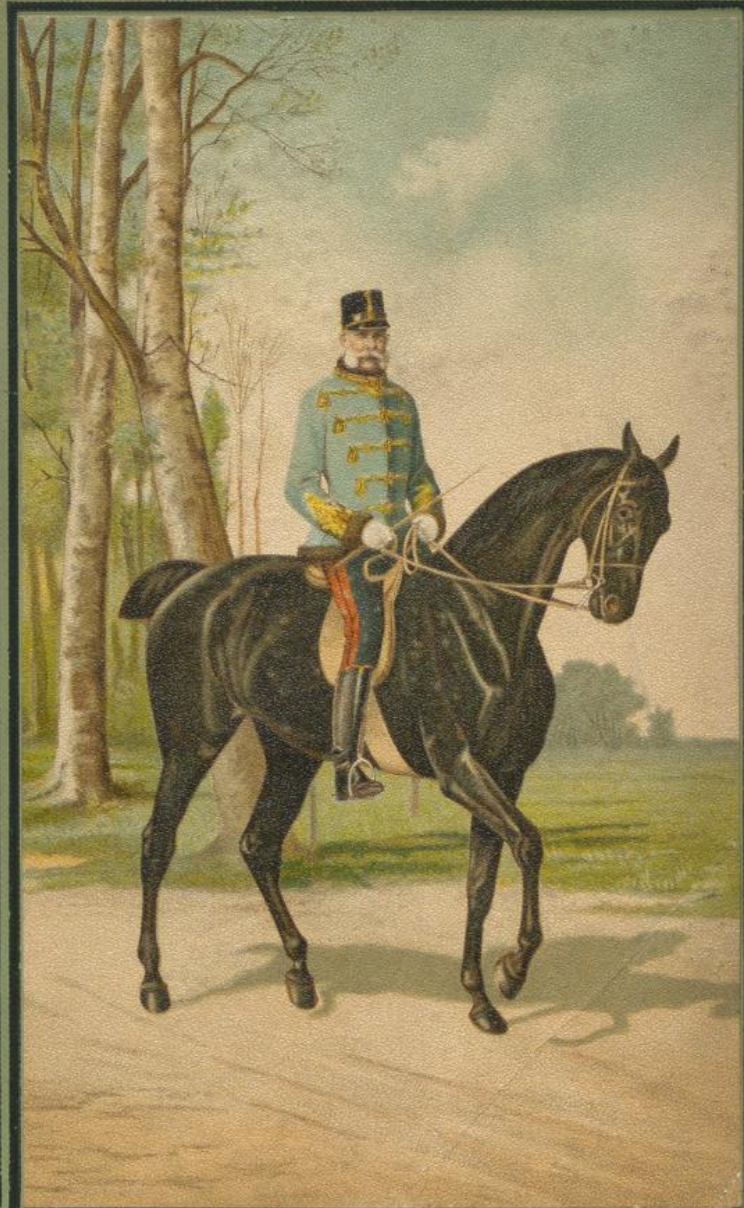


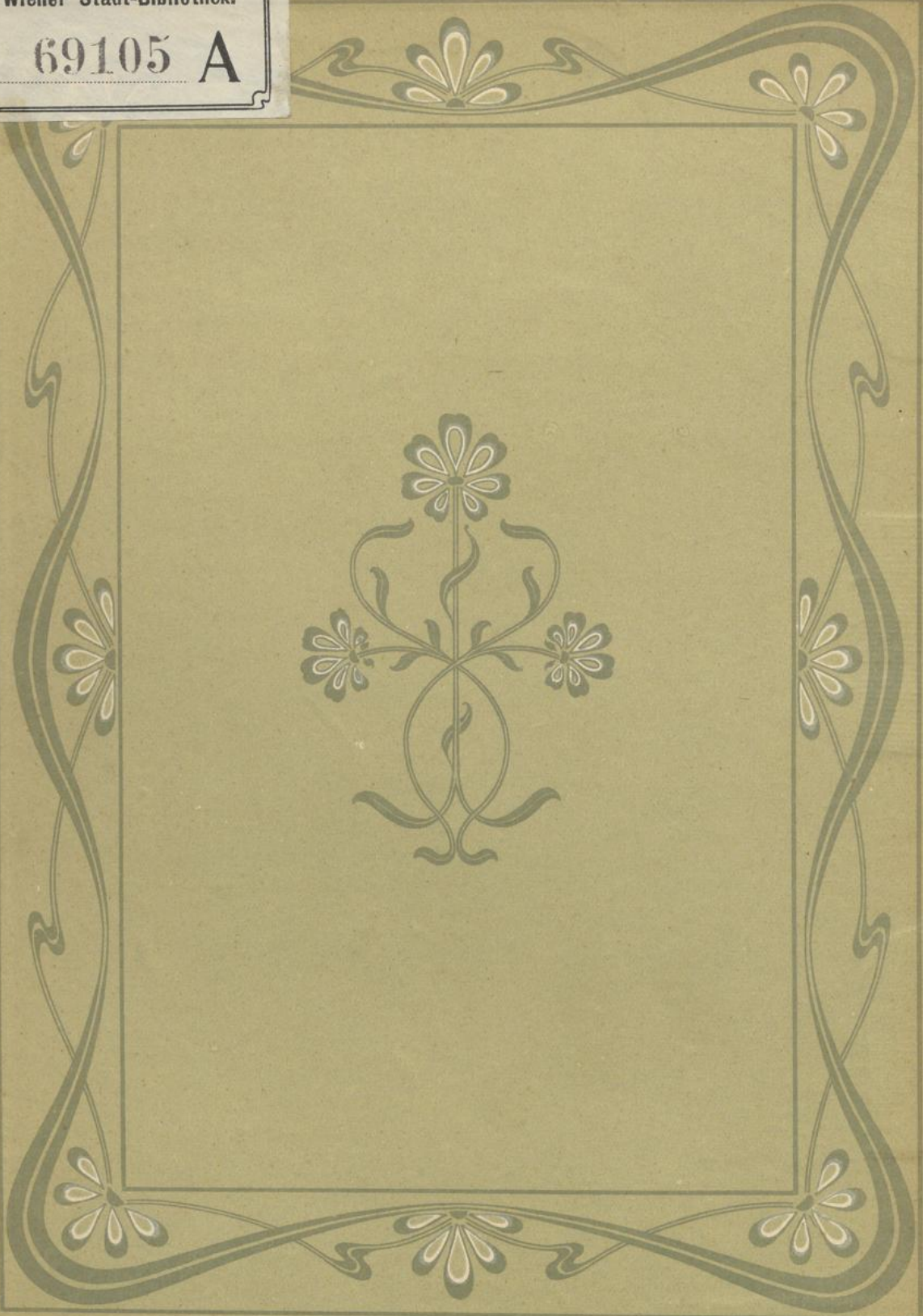
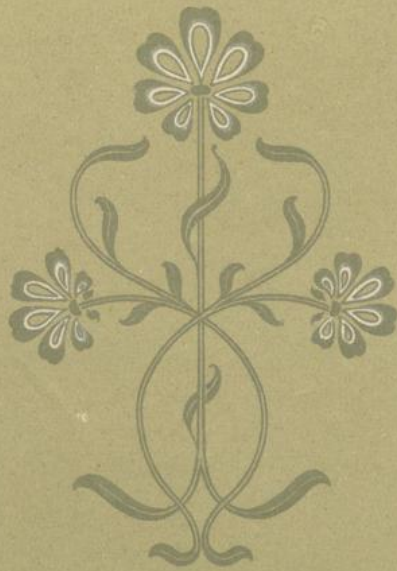
ÖSTERREICHISCHES FÜRSTENBUCH



K. u. K.
Hofbuchhandlung
KARL PROCHASKA
WIEN UND TESCHEN

Wiener Stadt-Bibliothek.

69105 A



A decorative border in a muted green color frames the page. It features a central floral motif at the top, with two smaller ones at the corners. The border is composed of flowing, symmetrical lines that curve inward at the corners, creating a rectangular frame with rounded ends.

COLLECTION

A central floral emblem in a muted green color. It consists of a vertical stem with a large five-petaled flower at the top, two smaller five-petaled flowers on either side, and a pair of curved lines at the bottom. The stem and leaves are finely detailed.

PROCHASKA

✓ 403 ^{8/12} The 5. -
didg. mon. day 1913

Q 69105





DRUMOLITH, ANST. KARL PRACHAZKA TESCHEN.

No 121 5. M

Ferdinand Zöhrer



Österreichisches
Fürstenbuch

Neunzig Erzählungen aus dem
Regentenleben der Babenberger
und Habsburger

Zweite verbesserte Auflage.
Mit 6 Farbendruck- u. Voll-
bildern u. 2 Textillustrationen.



Wien und Teschen. Kaiserl. und
Hofbuchhandlung Karl Prochaska.



18



BRUNELLO DI MONTESAPALATI. LA BATTAGLIA DI CANTERALE

N^o 121 5. M.

Ferdinand Zöhrer



Österreichisches
Fürstenbuch

Neunzig Erzählungen aus dem
Regentenleben der Babenberger
und Habsburger

Zweite verbesserte Auflage.
Mit 6 Farbendruck, 8 Voll-
bildern u. 2 Textillustrationen.

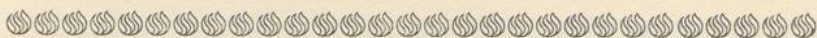


Wien und Teschen. Kais. und Kön.
Hofbuchhandlung Karl Prochaska.



18

J.W.
103141



Ein Wort an den Leser.

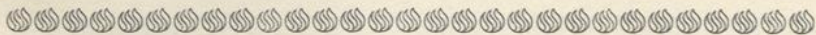
(Wiederholung aus der ersten Auflage.)

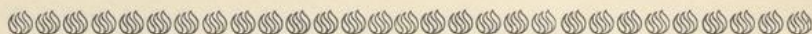
In den Zeiten des Herzogs Friedrich des Streitbaren, des letzten Babenbergers, lebte in Wien der Chronist Jans Enekel, welcher in seinem „Fürstenbuch von Österreich und Steiermark“ nach alten Überlieferungen und Klosterchroniken eine Geschichte des damals noch kleinen Österreich und seiner ersten Regenten in Versen verfaßte.

Enekel ging mit dem letzten Babenberger zu Grabe. Ein neues Herrschergeschlecht erstand in Österreich, die Habsburger, gleich ruhmvoll und glorreich bis zum heutigen Tage, wie ihre Vorgänger, die Babenberger, vom ersten bis zum letzten ihres Geschlechtes es gewesen. Wenn schon die zehn Babenberger den Chronisten des Mittelalters begeisterten, ihren Taten und Tugenden ein Buch zu widmen, so bietet die lange Herrscherreihe der Habsburger, die seit mehr als sechs Jahrhunderten über Österreich regiert, einem Schriftsteller der Neuzeit noch weit reicheren und herrlicheren Stoff zu einem „Österreichischen Fürstenbuch“.

Der unterzeichnete Verfasser und Österreich-Ungarns Jugend haben seit Jahren Freundschaft geschlossen. Ferdinand Zöhrers „Kaiseradler“ und „Österreichisches Seebuch“, „Der letzte Ritter“ und „Kreuz und Schwert“ erzählen von Österreichs Helden zu Land und zur See, der „Donauhört“, „Der österreichische Robinson“ und die „Österreichischen Alpengeschichten“ schildern das reiche Naturleben, öffnen den Schatz der Länder- und Völkerkunde der Monarchie; im „Österreichischen Sagenbuch“ umgrünt der Ephedra denkwürdige Stätten der Geschichte, im „Österreichischen Künstlerbuch“ schlingt sich der Lorbeer um die Namen großer Männer und Meister der Kunst.

In Ferdinand Zöhrers „Kaiserbuch“ wird der erlauchte Habsburger Kaiser Franz Joseph I. in einer Reihe von Erzählungen der Jugend als leuchtendes Vorbild zur Nachahmung seiner Tugenden, als glänzendes Beispiel eines hochedlen Charakters hingestellt. In dem hier vorliegenden „Österreichischen Fürstenbuch“ geht der Verfasser bis zum großen Ahnherrn Kaiser Rudolf I. von Habsburg, ja noch



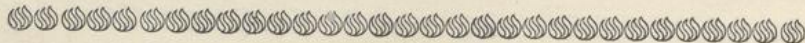


viel weiter, bis zu den ersten Markgrafen aus dem Geschlechte der Babenberger zurück und führt der Jugend in nahezu hundert Erzählungen die hehrsten Gestalten vor das geistige Auge. Das Sprüchlein „Abwechslung erfreut“ wird in diesem „Österreichischen Fürstenbuch“ zur Wahrheit. Der Leser begegnet Österreichs Fürsten auf den Turnierplätzen im frohgemuten Ritterspiele und auf dem Schlachtfelde, im ernstesten Kampfe siegend oder sterbend; im Prunksaale der Residenz, Huldigungen entgegennehmend, und in der Hütte der Armut, Wohltaten spendend; er begegnet den erlauchten Helden im Kreise der Familie, von der Liebe der Völker bewacht, oder verirrt in der unheimlichen Wildnis des Urwaldes oder auf den Graten der Berge von Todesgefahren umgeben; er begegnet ihnen im Hause Gottes und im Tempel der Wissenschaften und Künste, diese schützend und fördernd; im heimatischen Abendlande und im fernen Morgenlande trifft er Österreichs Fürsten überall dort, wo es gilt, ein Beispiel von Regentengröße und Herrschertugenden, von Tapferkeit, Menschenwürde und Edelsinn zu geben. Die kurze Fassung der Erzählungen macht das „Österreichische Fürstenbuch“ für das 8. bis 12. Lebensjahr vortrefflich geeignet, doch ist die Sprache ferne von jedem kindischen Tone, vielmehr eine dem vornehmen Gegenstande angemessene und würdige.

Möge das „Österreichische Fürstenbuch“ sich unter der jugendlichen Leserschaft recht viele Freunde erwerben und dazu beitragen die Liebe zum Vaterlande in ihren Herzen zu kräftigen.

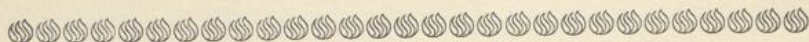
Der Verfasser:

Ferdinand Zöhler.

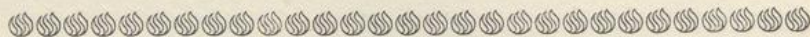


Inhalt.

	Seite		Seite
1. Babenberger und Habsburger	1	21. Kaiser Friedrich III. und sein Beispiel deutscher Treue	48
2. Herzog Leopold V., der Tugendhafte, und Oesterreichs Bindenschild	4	22. Herzog Otto der Fröhliche und der Kärntner Huldigung	51
3. Herzog Leopold V., der Tugendhafte, und König Richard Löwenherz	6	23. Herzog Leopold III. von Oesterreich und sein Heldentod bei Sempach	54
4. Herzog Leopold VI., der Glorreiche, und Weihnachten in Alt-Wien	9	24. Herzog Albrecht II. als edler Rächer	57
5. Herzog Leopold der Glorreiche als Vater	12	25. Herzog Rudolf IV., der Stifter, und seine Wanderung über das Tauerngebirge	59
6. Herzog Friedrich II., der Streitbare, und die Kuenringe	13	26. Herzog Rudolf als „Stifter“ des geistigen Wien	63
7. Herzog Friedrich II., der Streitbare, als Ritter	18	27. Herzog Ernst der Eiserne und seine Söhne	65
8. Graf Rudolf I. von Habsburg als Schirmherr der Schweizer	23	28. Herzog Friedrich IV. von Tirol und die trübste Nacht seines Lebens	67
9. Rudolf I. von Habsburg und sein Lebensretter	26	29. Herzog Friedrich IV. von Tirol und der schönste Tag seines Lebens	69
10. Rudolf von Habsburg und der Gelehrte	27	30. Kaiser Maximilian I. in der Schule der Leiden	71
11. Rudolf I. von Habsburg und der Gerber von Basel	28	31. Kaiser Maximilian I. als „Teuerdank“	75
12. Rudolf I. von Habsburg als Kaufmann	29	32. Kaiser Maximilian I. als „Weisfünig“	77
13. Kaiser Rudolf I. von Habsburg und König Ottokar II. von Böhmen	31	33. Kaiser Maximilian I. und sein lustiger Rat	80
14. Kaiser Rudolf I. von Habsburg als Meister der Entsigung	34	34. Kaiser Maximilian I. in Not und Gefahr	84
15. Kaiser Rudolf I. von Habsburg als Landsknecht	35	35. Kaiser Maximilian I. als letzter Ritter	87
16. Kaiser Rudolf I. von Habsburg als weiser Richter	37	36. Kaiser Maximilian I. als erster Kanonier	90
17. Kaiser Albrecht I. als Gastfreund	39	37. Kaiser Maximilian I. und der Künstler	95
18. Kaiser Albrecht I. und sein Hofnarr	40	38. Kaiser Maximilian I. und sein liebes Augsburg	97
19. Bruderliebe im Hause Habsburg	44	39. Kaiser Karl V. und sein Porträt	99
20. Kaiser Friedrich III., der Schöne, und seine Leibwache	46		



	Seite		Seite
40. Kaiser Karl V. und der Helden-	101	66. Kaiser Franz I. und sein Lehrer	156
41. Kaiser Karl V. als Freund der	102	67. Kaiser Franz I. als Sittenlehrer	157
42. Kaiser Karl V. und sein Enkel	104	68. Kaiser Franz I. und der junge	159
43. Kaiser Karl V. an seinem Lebens-	105	69. Kaiser Franz I. als Rechenmeister	161
44. Kaiser Maximilian II. und das	107	70. Kaiser Franz I. als Fremden-	162
45. Kaiser Ferdinand II. in der	112	71. Kaiser Franz I. als Landesvater	165
46. Kaiser Ferdinand II. und König	114	72. Kaiser Franz I. als Tierfreund	166
47. Kaiser Leopold I. und sein	116	73. Kaiser Franz I. als Kunstfreund	168
48. Kaiser Franz I. von Lothringen	117	74. Kaiser Franz I. und der blinde	169
49. Kaiserin Maria Theresia und	120	75. Kaiser Ferdinand I. als barm-	172
50. Maria Theresia als Landesmutter	122	76. Kaiser Ferdinand I. und sein	173
51. Kaiserin Maria Theresia und	126	77. Kaiser Franz Joseph I. und der	175
52. Kaiserin Maria Theresia und	128	78. Kaiser Franz Joseph I. auf dem	178
53. Kaiserin Maria Theresia und ein	129	79. Kaiser Franz Joseph I. und das	181
54. Kaiserin Maria Theresia als	134	80. Kaiser Franz Joseph I. als Alpen-	182
55. Kaiserin Maria Theresia als	135	81. Kaiser Franz Joseph I. und seine	185
56. Kaiser Josef II. als Aekersmann	137	82. Kaiser Franz Joseph I. und das	187
57. Kaiser Josef II. und der Wirt	138	83. Kaiser Franz Joseph I. im Innern	189
58. Kaiser Josef II. in der Fremde	140	84. Kaiser Franz Joseph I. und der	192
59. Kaiser Josef II. und der Sräfling	142	85. Kaiser Franz Joseph I. und der	194
60. Kaiser Josef II. und der Wildschütz	144	86. Kaiser Franz Joseph I. und der	196
61. Kaiser Josef II. als Arzt	145	87. Kaiser Franz Joseph I. unter den	198
62. Kaiser Josef II. als Amtskontrolor	147	88. Kaiser Franz Joseph I. als Retter	200
63. Kaiser Josef II. und der Geldproh	150	89. Kaiser Franz Joseph I. und elf	201
64. Kaiser Josef II. und Mozart,	152	90. Österreichs Fürsten in Scherz	206
65. Kaiser Franz I. schönster Traum	154	und Lanne	





Erste Erzählung.

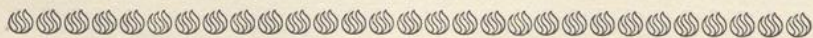
Babenberger und Habsburger.

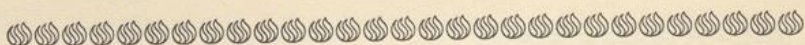
„Ihr Fürsten, stärkt das Recht und
danket Gott der großen Ehren.“

Walther von der Vogelweide.

Zwei Herrschergeschlechter sind es, welche in der Geschichte Österreichs mit Ruhm genannt werden: das erloschene glorreiche Haus der Babenberger und das heute noch blühende erlauchte Haus Habsburg. Der Verfasser glaubt, sein „Österreichisches Fürstenbuch“ nicht würdiger einleiten zu können, als mit der Erzählung, wie die Habsburger ihre Vorfahren, die Babenberger, und dadurch sich selbst ehren.

Markgraf Leopold IV., aus dem Geschlechte der Babenberger, den die Zeitgenossen wegen seiner Wohltätigkeit gegen Arme und Bedrängte den „Freigebigen“ nannten, wie ihn die Kirche wegen seines frommen Lebenswandels den „Heiligen“ nennt, hatte seine Burg Mölk an der Donau verlassen und seine neue, auf einem Vorschube des Kahlenberges erbaute Residenz bezogen. Der fromme Markgraf war schon längst mit sich einig, in der Nähe des bereits im Aufblühen begriffenen Städtleins Wien — damals faviana genannt — ein Kloster zu gründen. Er sah hierin ein Mittel zur Hebung der nach dem Einfall der Magyaren tief gesunkenen Sittlichkeit und äußeren Wohlfahrt seines Volkes; denn die Mönche damaliger Zeiten unterrichteten nicht nur in der Religion, sondern auch in Ackerbau, Gartenwirtschaft, in Kunst und Handwerk, und in Stiftung von Klöstern





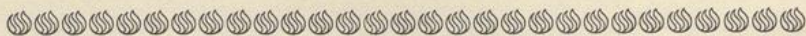
machten sich die Babenberger um die Kultur Österreichs hoch verdient. *)

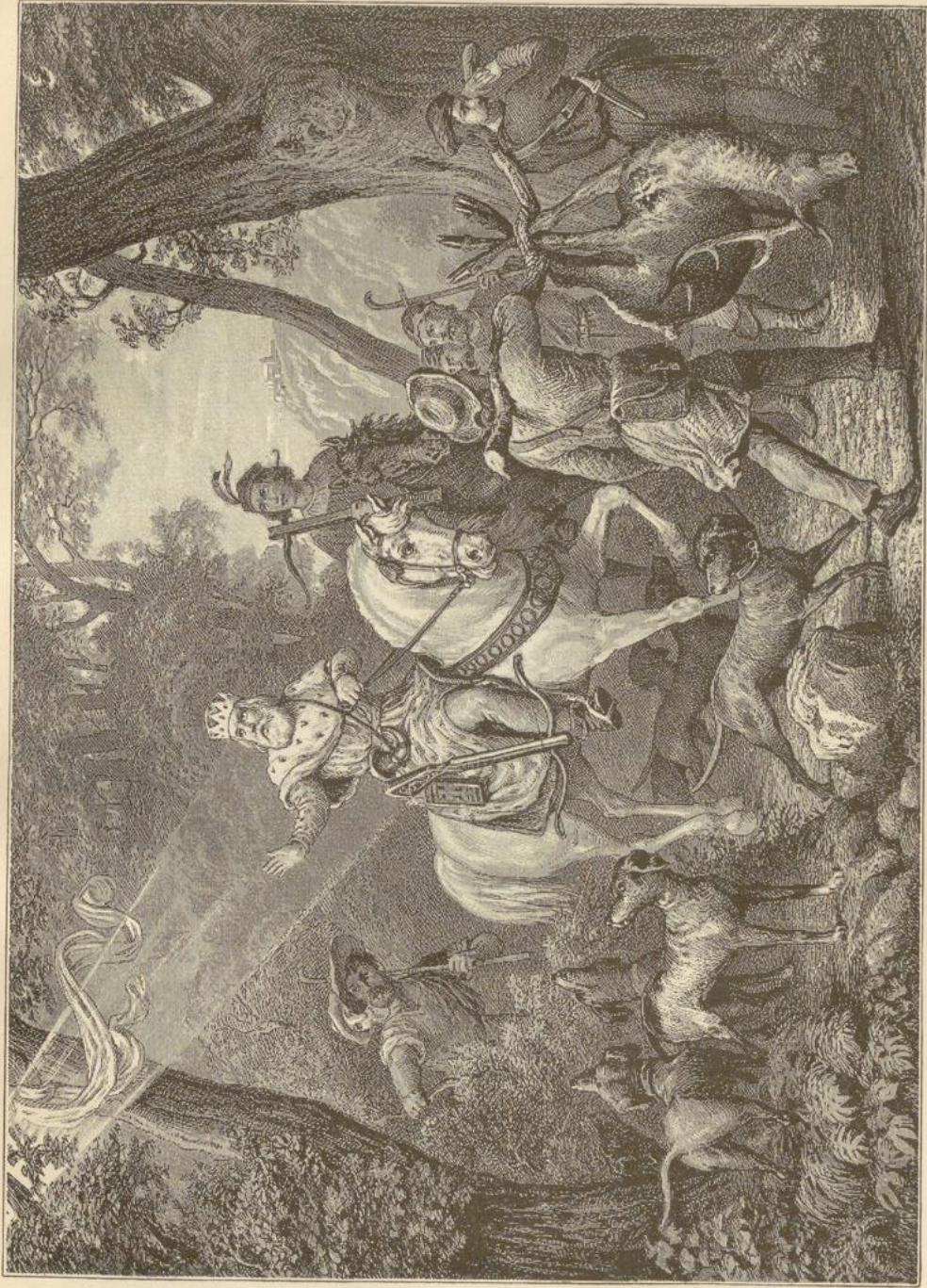
So stand eines Maiabends im Jahre 1106 Leopold mit seiner gleichgesinnten, edlen Gemahlin Agnes, Tochter Kaiser Heinrichs IV., auf dem Söller der neuen Hofburg. Sanfte Winde trugen den Blumen-duft aus den Gärten herüber. Das Herrscherpaar blickte hinab in die abendlich entschlummernde Landschaft. Der Markgraf gedachte seines Großvaters, des Markgrafen Ernst, „der Tapfere“ genannt, der seine unerschütterliche Treue gegen den deutschen Kaiser Heinrich IV. in der Schlacht an der Unstrut mit seinem Heldentode besiegelte; er dachte mit Wehmut an seine geliebte Mutter, die Markgräfin Itha, welche dem ersten Kreuzzuge sich angeschlossen und den Tod im fernen Morgenlande gefunden hatte. Seine Gedanken von der Vergangenheit auf die Gegenwart lenkend, teilte Markgraf Leopold seiner Gemahlin den Plan der Klostergründung mit. Über den Ort, wo das Kloster erbaut werden solle, hatte er noch nicht schlüssig werden können und eben beriet er sich mit ihr darüber, als plötzlich ein heftiger Windstoß den feinen weißen Schleier der Markgräfin hinaus in die Weite entführte. Die hohe Frau war sehr betrübt über den Verlust, denn der duftige Schleier war ein Hochzeitsgeschenk ihres Gatten. Der Markgraf aber erkannte in seiner frommen Denkweise darin einen göttlichen Fingerzeig und gelobte nun, an jener Stelle, wo sich der Schleier finden werde, das Kloster zu gründen. Doch alles Spähen, alles Suchen war vergebens. Acht Jahre waren seit jenem Maiabende dahingerauscht, da gelangte an einem Herbsttage des Jahres 1114 der Markgraf auf einer Jagd an den Fuß des Kahlenberges. Das Gefolge war zurückgeblieben. Nur von zwei Rüden (Jagdhunden) begleitet, drang er in ein Gebüsch ein, von dem die Hunde nicht mehr weichen wollten. Der hohe Jäger, ein gestelltes Wild erwartend, bog die Zweige eines Hollunderstrauches auseinander und — siehe da! an einem derselben hing der Schleier der Markgräfin, den ihr vor acht Jahren der Wind entführt hatte.

Seines Gelübdes gedenkend, legte Markgraf Leopold neben einer schon seit 1108 bestehenden Kirche den Grund zu dem heute noch blühenden Augustiner-Chorherrenstifte Klosterneuburg.

Wenn der Leser einmal diese herrliche Abtei besucht, zeigt man ihm in der schönen Leopoldskapelle einen vom frommen Markgrafen

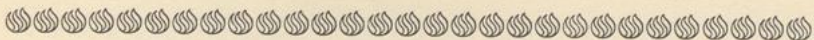
*) „Ferdinand Zöhner, Österreichisches Sagen- und Märchenbuch.“





Markgraf Leopold IV. findet den Schleier seiner Gemahlin.



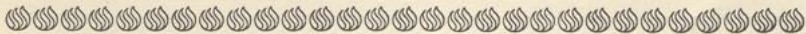


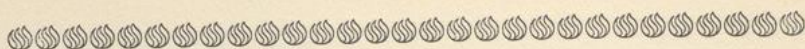
benützten Reise-Altar und in einem Fache desselben den weißen Schleier der Markgräfin Agnes, der Mutter der Armen; ein in Eisenblech gearbeiteter Hollunderstrauch birgt noch den Rest jenes Stammes, an dessen Geäste der Schleier gehangen.

Die geistliche Stiftung wuchs und gedieh. Am 15. November 1163 verschied der fromme Markgraf in seiner Residenz auf dem Kahlenberge und wurde drei Tage später in Klosterneuburg feierlich beigesetzt.

Die Rüden aber, welche zur Auffindung des Schleiers beigetragen, wurden in einem eigenen „Rüdenhause“ untergebracht und gepflegt, wofür der Markgraf eine größere Summe dem Kloster zugewiesen hatte.

Die Habsburger, unter deren Regierung die kleine Markgrafschaft Ostmark zum großen Kaisertum Osterreich heranwuchs, ehrten das Andenken an die berühmten Babenberger und an die Schöpfung des Markgrafen Leopold IV. Als der Leichnam dieses heiliggesprochenen Fürsten am 15. Februar 1506 in einen silbernen Sarg gelegt wurde, verherrlichte Kaiser Maximilian I. diese Feierlichkeit durch seine Gegenwart. Die große Kaiserin Maria Theresia verrichtete oft am Grabe des Heiligen ihre Andacht und Klosterneuburg galt als ihr Lieblingsziel bei ihren Ausflügen in die Umgebung Wiens. Kaiser Josef II., der Menschenfreund auf dem Throne der Habsburger, glaubte im Sinne des heiligen Babenbergerfürsten zu handeln, indem er die Stiftung zur Erhaltung der Rasse der Rüden in eine „Waisenstiftung für arme Jägerkinder“ umwandelte. Als am 15. November 1885 das 400jährige Jubiläum der Heiligsprechung Leopold IV. stattfand, ehrte wieder ein erlauchter Habsburger, Kaiser Franz Josef I., das Andenken an die Babenberger Klosterstiftung, indem er der Feier persönlich beiwohnte.





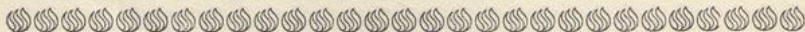
Zweite Erzählung.

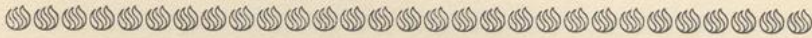
Herzog Leopold V., der Tugendhafte, und Österreichs Bindenschild.

Herzog Leopold V. von Österreich, ein Babenberger, den die Geschichte den „Tapferen“, „Mannestüchtigen“ und ob seiner trefflichen Eigenschaften auch den „Tugendhaften“ nennt, war ein echter Sohn jener Zeiten, wo das Rittertum in voller Blüte stand. In jenen Tagen nun, in welchen der Landmann die Pflugschar mit der Lanze vertauschte, der Gatte von der Gattin, der Sohn von den Eltern sich trennte, wo alle, für die heilige Sache des Christentums begeisterten Völker des Abendlandes das rote Kreuz auf ihre rechte Schulter hefteten und nach dem Morgenlande zogen, um den Ungläubigen die heilige Stadt Jerusalem zu entreißen, da wollte auch Herzog Leopold V. nicht untätig daheim bleiben, sondern im Kampfe gegen die Sarazenen seine Tapferkeit und seinen frommen Sinn beweisen. Engländer und Franzosen waren nach dem heiligen Lande gezogen, auch die Österreicher durften nicht fehlen im heiligen Streite. Herzog Leopold V. ergriff das Schwert, um, wie er selbst sagte, „für den ewigen König, nicht für den zeitlichen, zu kämpfen.“ Sein Bruder, Heinrich von Mödling, begleitete ihn und eine Schar der Edelsten aus Österreich und Steiermark, sowie das Kriegsheer aus Köln, der Adel und die Streiter der Städte des Niederrheins, welche längs der Donau nach Wien gezogen waren, stellten sich unter Leopolds Führung.*)

Im Frühjahr 1191 traf das Heer der Österreicher und das aus Deutschland ziemlich gleichzeitig mit den Franzosen und Engländern vor Ptolemais ein. Diese Stadt, im Altertume auch Akka geheißt, hatte während der Kreuzzüge die höchste Wichtigkeit als Bollwerk der Christen und an ihren Mauern haftete schon das Blut von vielen Tausenden von Kreuzfahrern und Sarazenen. Am Morgen des 12. Juli 1191 kam es zum Hauptstürme der Christen auf die von den Türken verteidigte Stadt. König Richard Löwenherz

*) Ausführlich erzählt in „Ferdinand Söhrer, Kreuz und Schwert“.





führte seine Engländer, der jugendliche König Philipp seine Franzosen und Herzog Leopold V. seine Österreicher und die deutschen Hilfsvölker.

Alle die Tausende christlicher Kämpfer, die Edlen und Gemeinen, die Ritter und Knappen, die Herren und Diener harrten nur des Augenblickes, wo nach damaliger Sitte die Kriegsglocke das Zeichen zum Angriff, zum letzten Sturme auf Ptolemais geben sollte. Als nun die Glocke schrill ertönte, Trompeten und Posaunen schmetterten, da richteten die Kämpfer noch einen letzten Blick auf das große rote Kreuz, welches inmitten des Heerlagers aufgestellt war und nun von der Morgen Sonne umstrahlt erschien. Die Schwerter flogen aus den Scheiden, die Speere und Lanzen senkten sich, die Sehnen an den Bogen der Pfeilschützen wurden gespannt.

„Dem weißen Waffenrocke nach, meine Getreuen! mir nach, Österreicher!“ rief Herzog Leopold, „heute gilt es! Gott im Herzen, das Schwert in der Hand, dem Tode fest ins Gesicht geschaut, dann winkt uns, ob wir leben oder sterben, als Siegespreis das Kreuz.“

„Hoch Österreich! hoch Herzog Leopold!“ riefen die Kreuzritter und stürmten ihrem Führer nach. Herzog Leopold schwenkte das Banner Österreichs, das damals ein roter Adler im weißen Felde war. Er hielt seine Scharen zusammen, befehlte ihren Mut, erinnerte sie an ihre Pflicht für die Verteidigung des Glaubens. Bald war der weiße Waffenrock des Herzogs, der sich im wahrsten Sinne des Wortes mit seinem Schwerte mitten in die Leiber der Feinde Bahn gebrochen hatte, von deren Blute rot gefärbt bis auf den Streif, der quer um die Hüfte mit dem Wehrgehänge bedeckt und deshalb weiß geblieben war. Die Österreicher und die Deutschen, alle die Getreuen des Herzogs, die vorher dem weißen Waffenrocke nachgestürmt, sie blieben nimmer zurück und der jetzt von Purpur gefärbte Herzog wurde ihnen zur Leuchte. Ptolemais wurde von den vereinigten Christenscharen erstürmt.

Die Tapferkeit des Herzogs Leopold vor Ptolemais (Akká) bot den historischen Anlaß zu der Annahme des neuen Wappens, das der Herzog selbst auf seinem weißen Waffenrocke mit dem Blute der Ungläubigen gezeichnet hatte.

Ein weißer Querbalken im roten Felde war von dieser Zeit an — Österreichs Bindenschild.





Dritte Erzählung.

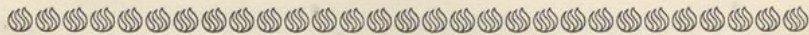
Herzog Leopold V., der Tugendhafte, und König Richard Löwenherz.

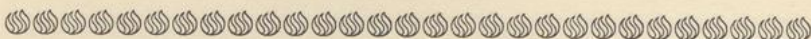
„Die Mäßigung ist eine Tugend, welche
dem Menschen wohl ansteht.“

William Pitt.

Dieses Wort stammt von einem englischen Minister und gerade ein Engländer war es, dem gegenüber Herzog Leopold V. von Österreich die Wahrheit desselben bewährte. Im vereinigten Christenheere vor Ptolemais (Akka) hatte nämlich der vierunddreißigjährige König Richard Löwenherz von England eine hervorragende Führerrolle. Er war ein kühner und stolzer Held, der aber seine Geringschätzung seiner Verbündeten nicht verhehlte. Auch hatte ihn mehr die Ruhmsucht als die gute Sache der Christenheit nach Palästina geführt. König Richard hatte durch seine riesigen Wurfmaschinen, welche die größten Steine zu schleudern vermochten, die Mauern von Akka gewaltig erschüttert und stellenweise zum Bersten gebracht. Am Tage des Hauptsturmes — 12. Juli 1191 — machte Richard seinem Beinamen „Löwenherz“ alle Ehre; er kämpfte mit jenem Ungestüme und jener Kühnheit, die auch seine vielen Gegner an ihm achteten, denn ihm und seinen Engländern gebührte ein großes Verdienst um den heiß errungenen Sieg von Akka. Herzog Leopold V. hatte Österreichs Banner als das erste Siegeszeichen auf die Mauern der erstürmten Stadt gepflanzt. Als nun König Richard dasselbe erblickte, ließ er durch einen Kriegsknecht Österreichs Banner, das schon in hundert Schlachten siegreich geweht, das sich im Abendlande Ansehen und Ehrfurcht zu verschaffen gewußt und jetzt im Morgenlande zum Schrecken der Ungläubigen geworden, herabreißen und in den Kot treten: das Banner eines Herzogs von Österreich sollte keinen Vorrang haben vor der Fahne eines Königs von England.

Ein Ritter brachte das beschimpfte und besudelte Banner Österreichs auf einer Lanze nach dem Lager Leopolds und erzählte des Königs schmachvolle Tat. Doch der Herzog, ein Sohn des milden



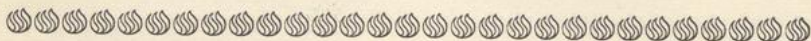


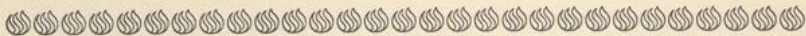
Herzogs Heinrich Jasomirgott und ein Enkel des Markgrafen Leopold des Heiligen, war zwar glänzend als Held, strahlender aber noch in der Tugend der Selbstbeherrschung; er sah auf das beschimpfte Banner nieder und — schwieg. Leopold war ja in das heilige Land gezogen, um für das Kreuz zu kämpfen, er wollte nicht den Samen der Zwietracht dort austreuen. Den gerechten Zorn über des Königs Freveltat im Herzen verschließend, kehrte Leopold mit den Getreuen, welche vom Schwert des Feindes verschont geblieben waren, nach Osterreich heim. Richard Löwenherz, der sich durch seine verschiedenen Ränke und Gewalttaten mit allen Reichsfürsten überworfen hatte und vom deutschen Kaiser Heinrich VI. ganz offen als ein „Feind des Reiches“ erklärt worden war, wurde auf seiner Rückreise nach England durch einen furchtbaren Sturm an die Küste von Illyrien verschlagen und versuchte nun heimlich auf dem Wege durch Osterreich nach Sachsen zu gelangen. Graf Mainhard von Görz und andere über den König Mißvergnügte waren dem Flüchtling Tag und Nacht auf der Fährte. *)

Es war im November 1192. Der Winter war zeitig eingerückt und hatte den Donaukanal bei dem Dörfchen Erdberg bei Wien mit einer dicken Eiskruste bedeckt. Gar lustig tummelte sich dort eine große Volksmenge, denn die Schiffer hatten ein „Eisschießen“ veranstaltet und den Herzog Leopold mit Gemahlin und Prinzen sowie den ganzen Hofstaat dazu eingeladen. In der Küche des herzoglichen Rüdenhauses hatte man alle Hände voll zu tun, und der Leibkoch mußte sogar einen Pilgrim, dem er ein saftiges Hühnchen zugesteckt, recht höflich einladen, ihm eine Weile den Bratspieß mit der Gans zu drehen. Der Fremde schien solcher Arbeit nicht recht gewohnt zu sein, denn er machte seine Sache schrecklich ungeschickt. So geschah es, daß der herzogliche Koch den unanstelligen Gehilfen fortwährend im Auge behalten mußte. „Ich will nicht Josef Stazer heißen,“ murmelte der Koch plötzlich, der mit seinem Herrn im heiligen Lande gewesen war, „wenn dieser Bratspießdreher nicht Richard Löwenherz, König von England, ist!“ In diesem Augenblicke fiel der grelle Schein des Herdfeuers auf die Hand des Fremden, an deren Finger ein kostbarer Ring aufblitzte.

„Er ist es! den Vogel muß ich abfangen,“ dachte der Leibkoch. Zu dem Bratenwender aber sagte er: „Ihr, wohlledler Herr, seid

*) Ausführlich erzählt in „Ferdinand Zöhner, Kreuz und Schwert,“ und in „Ferdinand Zöhner, Osterreichisches Sagenbuch“.





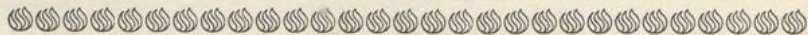
gewohnt, statt des eisernen Bratspießes das goldene Szepter von England zu führen. Ihr seid jetzt in der Gewalt eines Dieners des Herzogs Leopold von Österreich, den Ihr vor Afrika schimpflich beleidigt habt. Seid vernünftig und vermeidet jedes Aufsehen. Ein Fluchtversuch würde Euch doch nichts nützen.“ Der Pilgrim starrte eine Weile in die Glut, dann rief er in gewohntem stolzen Tone:

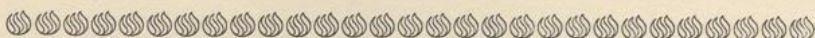
„Wohlan, du hast dich nicht getäuscht. König Richard Löwenherz hat dir Küchendienste verrichtet, was dich gewiß erfreuen soll. Rufe deinen Herzog, nur ihm allein übergibt sich Englands König.“

Schon war ein Diener nach dem Herzog geschickt worden; dieser eilte herbei und ordnete in aller Stille die Verhaftung des königlichen Feindes an. Nicht von persönlichem Rachegefühl jedoch ließ sich der edelmütige Herzog leiten, sondern er handelte im Auftrag des Kaisers Heinrich VI. Der Herzog brachte seinen hohen Gefangenen sogleich nach Regensburg, kehrte aber, weil keine Einigung erzielt wurde, mit dem König wieder nach Österreich zurück und übergab ihn dem Hadamar von Kuenring, Oberst-Schenk in Österreich, zu ehrenhafter Obhut in der Burg Dürrenstein.

Alle Sagen von Qualen, die König Richard in der Gefangenschaft erduldet haben soll, sind eine böswillige Erfindung englischer Geschichtsschreiber.

Der König selbst schildert in einem Briefe an seine Mutter seine Haft auf Dürrenstein als eine „gar angenehme“. Die Sage hat diese Burg durch die Erzählung vom treuen Sänger Blondel poetisch verklärt, doch schmücken sich auch andere Burgen damit. Blondel, der Musikmeister des Königs, durchwanderte ganz Palästina, dann Deutschland und Österreich, um seinen geliebten Herrn zu suchen. Von Burg zu Burg eilend, kam Blondel auch an die Donau; dort erfuhr der Getreue, daß sich auf Dürrenstein ein hoher Gefangener befinden solle. Müde von der weiten Reise, betrübt über das ungewisse Schicksal seines geliebten Herrn und Königs, ruhte Blondel auf einem Steine des Schloßberges aus und nach dem hohen Turme hinaufblickend, stimmte er eines jener englischen Lieder an, die er in glücklichen Tagen mit seinem königlichen Schüler gesungen hatte. Sanfte Winde trugen die Töne hinauf nach dem Turmfenster. Da horch, — oben erscholl mit kräftiger Stimme die zweite, dann die dritte Strophe desselben Liedes. Freudig rief Blondel aus:





„Richard ist es, mein König, mein Herr!“ Der Sänger bat um Einlaß, der ihm auch gewährt wurde. Nach einer längeren Unterredung mit dem König verließ Blondel die Burg und eilte nach England, um dort für die Befreiung Richards zu wirken. Diese erfolgte schon auf frühere Verhandlungen hin, ohne Zutun Blondels, gegen Lösegeld.

Wer eine Donaufahrt durch die romantische Wachau macht, den begrüßen am Ausgang dieses Tales die Ruinen der Burg Dürrenstein, umrankt vom Epheu der Erinnerung an Herzog Leopold den Tugendhaften und an König Richard Löwenherz von England.



Vierte Erzählung.

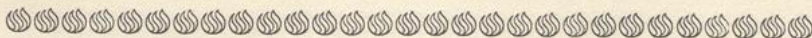
Herzog Leopold VI., der Glorreiche, und Weihnachten in Alt-Wien.

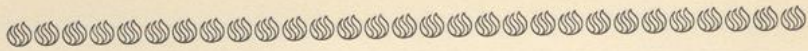
„Die Hand, die dich begabt, sieh an,
nicht nur die Gaben.“ Radert.

Herzog Leopold VI., „der Glorreiche“ genannt, wurde von seinen Untertanen wie ein Vater geliebt und als solcher wollte er einmal Weihnachten — es war im Jahre 1219 — unter seinen Kindern, den Wienern, feiern. Es war ja schon in Alt-Wien Sitte, daß die Eltern ihre Kinder, Freunde ihre Freunde beschenkten und zur Feier des Tages auf öffentlichen Plätzen mit allerlei frohen Spielen sich ergozten.*)

Schon einige Tage vor dem Festabend war die frohe Kunde von dem Vorhaben des Herzogs in das Volk gedrungen. Die Bürger Wiens wollten sich besonders dankbar bezeigen, weil ihnen der edle Herzog wichtige Handelsrechte und Freiheiten im Verkehr verliehen, ihnen auch 30.000 Mark Silber vorgestreckt hatte, womit sie wacker wirtschaften konnten und zur Wohlhabenheit gelangten. Die Lage der

*) Ausführlich erzählt in „Ferdinand Tohrer, Kreuz und Schwert“.





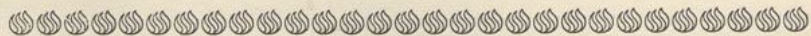
Stadt an der Donau, welche seit den Zeiten der Kreuzzüge die wichtigste Verkehrsstraße des Landes blieb, der Zusammenfluß der Völker von nah und fern, die Anziehungskraft der sehenswerten Bauwerke der herzoglichen Residenz, so die neue große Burg, welche Herzog Leopold der Glorreiche auf derselben Stelle, wo heute die kaiserliche Hofburg steht, erbaut hatte, brachten das jugendkräftige Wien zu Blüte und Ansehen. Leopold wollte es an Glanz den ältesten deutschen Städten, wie Köln und Aachen, ebenbürtig machen und zog Dichter und Sänger an seinen Hof, die den Ruhm der Babenberger in der weiten Welt verbreiteten. Die Wiener verehrten in ihrem Herzog Leopold den Beschirmer aller Rechte seiner Untertanen, den gütigen Helfer in den Tagen der Not, den treuen Hort der Witwen und Waisen, die Sonne der deutschen Lande, wie ihn die Sänger nannten. Der reiche Bürger Dietrich, der mit im Räte des Herzogs saß, hatte an diesem Weihnachtsabend einen Festzug veranstaltet, den ersten, welchen Wien gesehen.

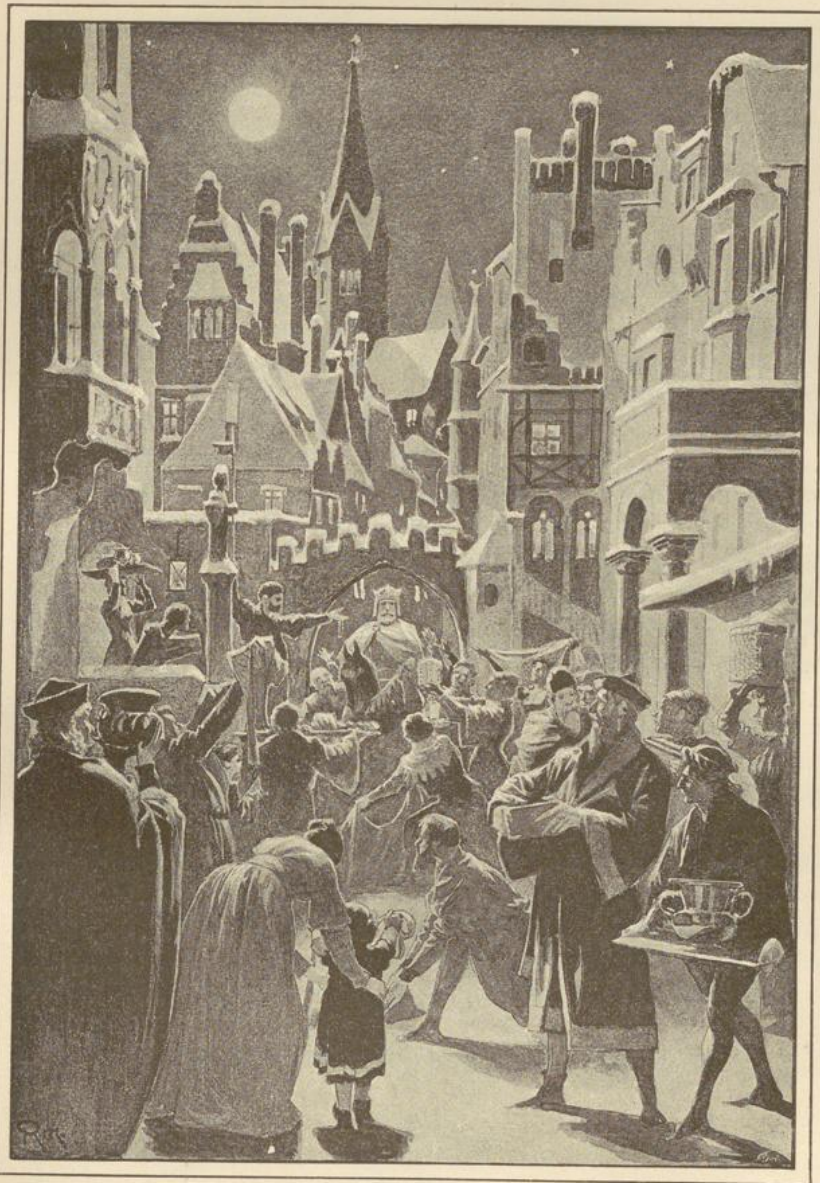
Reichgeschmückte Herolde mit dem Banner der Stadt eröffneten den Zug, dann bewegten sich die Zünfte der Handwerker heran, die dem Herzog Leopold viele segensreiche Vorrechte verdankten; hinter ihnen schritten im langen Zuge die Handelsleute würdevollen Ganges. Auch sie erfreuten sich vieler Vorteile, die der Herzog ihnen gewährt, wie er ja selbst zu Dietrich gesagt hatte:

„Ich bin der Stadt mit Treue hold und auch die Bürger sind mir nicht gleichgiltig. Ich mache sie reich an Ehren und Gut.“

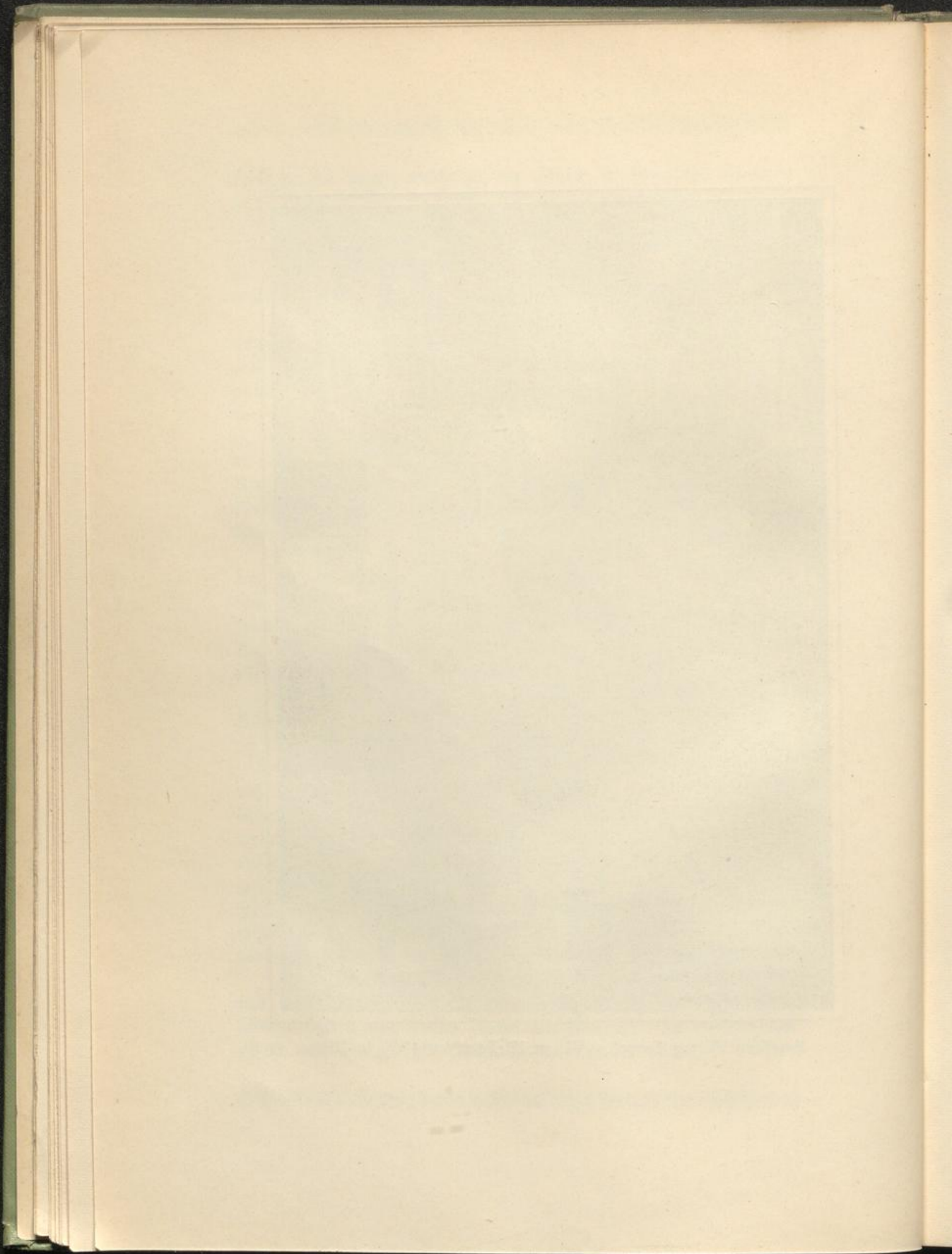
Auf einem freien Platze machte der Zug Halt und das Volk ließ den geliebten Herzog, der in Hermelinbarett und Pelzmantel auf seinem edlen Rosse saß, in die Mitte reiten. Tausendstimmiger Jubel umbrauste ihn, Alt und Jung, Groß und Klein drängten sich heran und ließen den Vater des Vaterlandes hoch leben; sie küßten ihm Hände und Füße, das Schwert und den Steigbügel, den Mantel, ja selbst den Saum der Pferddecke, wie Zeitgenossen erzählen. Von diesen vernahmen wir auch wahrheitsgetreu, wie die Wiener Kinder ihren geliebten Landesfürsten an diesem Tage beschenkten. Der Chronist erzählt:

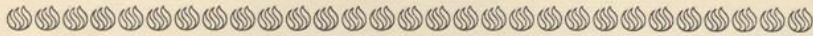
Die kleinen und großen Hausgenossen (so wurden die Münzer und Goldschmiede genannt) überreichten dem Herzog lange, breite silberne Borten und silberne Becher und Ringelein, mit edlem Gestein besetzt, und Spangen (Gürtelschnallen) aus purem Golde.





Empfang Herzog Leopolds VI. zu Weihnachten 1219 in Wien.





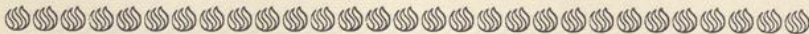
An sie reiheten sich die Kaufleute, welche sich dem Herzog mit blauem, grünem und braunem Samt, rotem Scharlachgewand, feinstem Tuche und anderem Gewebe dankbar erweisen wollten. Die „Wildwerker“ (Kürschner) brachten Pelze und schöne „Hermeline“ dar. Die Krämer überreichten seidene Gewänder, Gewürze und „Cendal“ (Halbseidenstoff). Aber nicht nur an Kleiderschmuck, sondern auch an des Leibes Nahrung hatten die guten Wiener gedacht. Es rückten deshalb auch die Fleischer heran und führten an Seilen dreißig buntbebanderte Rinder dem Herzog vor mit den Worten: „Guter Herr, rein und wohlgenut, Ihr müßet dieses nehmen und es nicht verschmähen.“ Den Fleischhauern folgten die Bäcker auf dem Fuße und überreichten große „Chipphen“ (Kipfel, heute noch ein speziell österreichisches Gebäck) und „Flecken und Wecken“ von so weißem Mehle, daß „Schnee und Hermelin nicht weißer konnten sein.“ Alle diese reichen Gaben wurden nach der Hofburg geschafft.

Herzog Leopold war tief gerührt über diese Liebesbeweise seiner Wiener; er wollte ihnen in seiner fürstlichen Großmut ein Gegen Geschenk machen und sagte in leutseligster Weise zu ihnen: „Ihr habt mich wohl geehret, wofür ich euch immer dankbar bleiben werde. Sagt mir, was euch allen, arm und reich, gleich von Nutzen ist.“ Die Wiener kannten ihren Herzog Leopold und hatten sich schon vorher über einen Wunsch verständigt.

„Wenn Ihr, gnädigster Herr, uns eine Gnade gewähren wollet,“ sagten die Bürger, „so bitten wir: Verkündet in allen Märkten und Städten, daß den Rittern geboten werde, uns zu bezahlen, was sie von Eurem Gelde uns schulden.“

„Es sei,“ stimmte der Herzog zu, „bringt mir die Schuldbriefe, damit ich mich von der Richtigkeit eurer Forderungen überzeugen kann.“ Die Bürger waren hocherfreut und brachten am nächsten Tage die Schuldbriefe. Herzog Leopold aber gab allen Gerichten in seinem Lande strengen Auftrag, die Forderungen der Wiener bei den Schuldnern einzutreiben.

So feierten Fürst und Volk Weihnachten in Alt-Wien.



=====

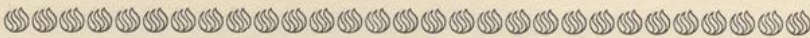
Fünfte Erzählung.

Herzog Leopold der Glorreiche, als Vater.

„Kein Mitternacht ist so scharf und giftig als Kindesundank.“ Schafespeare.

Herzog Leopold der Glorreiche ward als ein wahrer Vater seines Landes von allen Zeitgenossen hochgepriesen, aber die eigenen Kinder verursachten ihm tiefes Herzeleid. Der erstgeborene Sohn, Leopold, genoss im Stifte Klosterneuburg als reichbegabter Knabe Unterricht in allem Wissen, welches sein hoher Stand und seine künftige Würde als Landesfürst in jenen Zeiten forderten. In einer Freistunde — es war im Jahre 1216 — erkletterte der neunjährige Knabe einen Obstbaum, fiel herab und starb an den Folgen des Sturzes. Der zweitgeborene Sohn, Heinrich, der sich den Beinamen „der Grausame“ erwarb, war trotzigen Sinnes und schwelgte mit seinen Jugendfreunden auf der Burg zu Mödling bei Wien.

Als er sich mit Agnes, einer Tochter des Landgrafen Hermann von Thüringen, vermählte, verlangte er mit allem Ungestüm ein eigenes Land und selbständige Herrschaft darüber, was ihm jedoch der Vater, um das Wohl seines Volkes besorgt, nicht gewährte. Heinrich sammelte Mißvergnügte im Lande, suchte und fand auch am Herzog Ludwig von Bayern und am König Andreas von Ungarn Bundesgenossen und trat mit ihrer Hilfe seinem Vater, welcher dem entarteten Sohne schon zu lange lebte, in offener Empörung entgegen. Während Herzog Leopold gerade in Italien weilte, überfiel Heinrich mit einer Schar Rebellen die Stadt Hainburg, wo seine edle Mutter Theodora wohnte, und vertrieb die unglückliche Frau. Als der tiefbetrübt Vater diese schändliche That seines Sohne erfuhr, kehrte er sogleich aus Italien zurück und zwang Heinrich zur Unterwerfung. Der Vater hatte das Recht, den Verbrecher schwer zu züchtigen; in seiner Herzensgüte aber verzieh er ihm, in der Hoffnung, daß Heinrich endlich sich bessern und wieder auf die Bahn der Tugend und Kindesliebe zurückkehren werde. Doch der Herzog täuschte sich. Der miß-



ratene Sohn setzte die Feindseligkeiten fort und suchte sich sogar freventlich an seinem Vater zu vergreifen.

Nun aber ging der Himmel mit dem Sünder ins Gericht. Eine schmerzhafteste Krankheit ergriff ihn und Tag und Nacht von seinem Gewissen gefoltert starb Heinrich auf seiner Flucht in Mähren am 19. Mai 1228.

Herzog Leopold der Glorreiche fand den einzigen Trost noch im dritten Sohne, Friedrich, dem der Leser bald begegnen wird.



Sechste Erzählung.

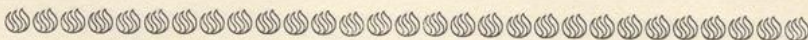
Herzog Friedrich II., der Streitbare, und die Kuenringe.

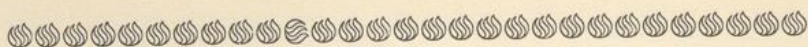
„Ihr Fürsten, vor Feinden traget Hochgemüte.“

Walthar von der Vogelweide.

Diesen schönen Wahrspruch des größten mittelalterlichen Dichters und Sängers, welcher am Hofe des Herzogs Leopold des Glorreichen lebte und die Kreuzzüge dieses Helden in Palästina mitmachte, bewahrte Herzog Friedrich II., Leopolds Sohn, in seinem Herzen und als er nach des Vaters Tode zur Regierung gelangte, fand er als Jüngling von 20 Jahren Gelegenheit, sich an Walthers Worte zu erinnern, seinen Feinden gegenüber ein hohes Gemüte zu tragen und als Landesfürst Gnade vor Recht ergehen zu lassen.*) — Als Friedrich II., dem seine oft an Tollkühnheit grenzende Tapferkeit den Beinamen „der Streitbare“ verschaffte, zur Herrschaft über die österreichischen Lande gelangte, fehlten dem jugendlichen Fürsten noch Erfahrung, Menschenkenntnis und Vertrauen in seine Umgebung. Namentlich verstand er es nicht, die Freunde und Räte, welche seinem Vater treu ergeben gewesen waren, für sich zu gewinnen. Viele der Adeligen wollten sich

*) Siehe „Ferdinand Zöhrer, Donauhört“.

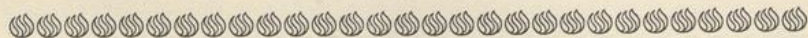


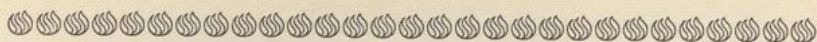


unter das Szepter des jungen Fürsten nicht beugen, es entstand eine Kluft zwischen Herrscher und Untertanen.

Unter den Trotzigen, die sich von Friedrich II. lossagten und die Wege offener Empörung gingen, waren die ersten die Brüder Heinrich und Hadamar IV. von Chuenring — auch Kuenring genannt — damals als das mächtigste und einflussreichste Geschlecht unter Österreichs Ritterschaft geachtet. Von ihren schwer zugänglichen Burgen aus bedrohten sie das Land unter der Enns und selbst das Gebiet der Herzogsstadt Wien.

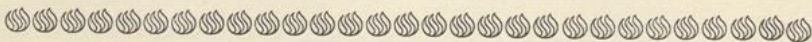
Aus den unter Leopolds Regierung so angesehenen Kuenringen, aus den ritterlichen Edlen, welche ihr Geschlecht vom berühmten Kriegshelden Azzo von Gobartsburg herleiteten, waren unter Herzog Friedrich II. gemeine Schnapphähne, Strauchdiebe und Raubritter geworden, deren Name bald im ganzen Donautale abwärts von Regensburg bis Wien gehaßt und gefürchtet wurde. In den Klöstern Moll und Göttweig beteten die Mönche um Erlösung von den bösen Nachbarn und in den Städten Krems und Stein zitterten die Bürger vor den „Hunden von Kuenring“, wie das Brüderpaar genannt wurde. Hadamar IV. hauste auf seiner unbezwinglich scheinenden Burg Aggstein wie ein Raubvogel in seinem Felseneste. Während er mit seinen gleichwilden Gesinnungsgenossen, dem Falkenberger, Ritter von Zebing, und dem Puchberger und Ottensteiner, wüste Saufgelage hielt und mit ihnen den jungen Herzog Friedrich II. verlästerte, seufzten in der Tiefe des Burgverließes, auf faulendem Stroh und in verpesteter Luft, hungernd und frierend die unglücklichen Gefangenen, welche die Opfer der Habsucht und Grausamkeit des Räubers geworden waren. Der Ruf nach Rache an den Frevlern drang auch zu Ohren des Herzogs Friedrich II., der nicht umsonst „der Streitbare“ hieß, sondern sofort seine Kriegsmacht zusammenrief, welche durch Söldner und Reifige des Bischofs Gebhard von Passau, der Ritter von Hardegg, Perchtelsdorf, Eckartsau und anderer, ihm treugebliebener Edler verstärkt wurde. Zuerst kam Heinrich von Kuenring, der Burgherr auf Weitra und gewesener Vormund des Herzogs Friedrich, an die Reihe. Wie der Sturmwind brauste der streitbare Fürst mit seinen auserlesenen Scharen durch die Täler des Viertels unter dem Manhartsberge aufwärts nach Zwettl. Diese Stadt war Eigentum der Kuenringe und der Mittelpunkt der Empörung. Herzog Friedrich riß die Stadtmauern nieder, trieb Heinrich von Kuenring durch einen unterirdischen Gang





in die Flucht und ließ seine Helfershelfer an den nächsten Bäumen aufknüpfen. Mit Heinrich war der kühne Herzog schnell fertig geworden, jetzt galt es mit Hadamar ins Gericht zu gehen, doch Aggstein und Dürrenstein waren unbezwingliche Trutzburgen, um welche Herzog Friedrich nicht unnütz das Blut seiner Getreuen fließen lassen wollte. Seine Absicht war, den Raubvogel selbst in seine Hände zu bekommen, das Nest mochte dann in Verfall geraten. Eine List sollte dazu verhelfen und im Falle des Gelingens den gequälten Bewohnern des Donauufers Ruhe und Frieden verschaffen.

Es war an einem Sommernorgen des Jahres 1231, als auf der Donau ein großes Regensburger Warenschiff durch die Wachau majestätisch herabgeschwommen kam. Der Wächter des am Fuße des Burgfelsens von Aggstein gelegenen Wartturmes, welcher eine weite Aussicht auf den Strom gewährte, blies in sein Horn und alsbald wurde es lebendig auf dem Berge. Die Knechte des Aggsteiners, ihr räuberischer Anführer Hadamar an der Spitze, eilten die Pfade herab, welche nach dem Donaustrande führten, und trafen alle Anstalten zu einem Angriff auf das Schiff. Hadamar sah eine nur geringe Bemannung darauf und wagte es, mit zwei Bewaffneten in einem Kahne dem Schiffe sich zu nähern und dasselbe zu besteigen. Ein donnerndes Halt aus seinem Munde gebot den Ruderknechten die Einstellung ihrer Arbeit und rief den Schiffsherrn herbei, welcher auf Hadamars Befehl die Ballen mit kostbarem Zeuge und schwerem Tuche, die Kisten mit Geschmeide und feinen Metallwaren öffnen mußte. Hadamar war so gierig mit seinem reichen fange beschäftigt, daß er gar nicht wahrnahm, wie sich hinter ihm der Verdeckboden des Schiffes langsam verschob und dreißig bis an die Zähne bewaffnete Kriegsknechte aus dem unteren Raume emporstiegen. Gerade wollte er die Hand nach einer schimmernden Silberkette ausstrecken, als er sich blitzschnell von einer eisernen Kette gefesselt fühlte und trotz seiner verzweifelten Gegenwehr von seinen Angreifern überwältigt wurde. In wenigen Minuten war der „Hund von Kuenring“ gebändigt und sein ohnmächtiges Wüten diente den Siegern nur zur Kurzweil. Die Spießgesellen Hadamars, welche zur Rettung ihres Herrn eilig herbeigerudert kamen, wurden vom Schiffe aus durch Pfeilschüsse in die Flucht gejagt. Majestätisch wie das Warenschiff in das Engtal der Wachau eingefahren schwamm es jetzt mit der lebendigen Beute weiter. Herzog Friedrich, der die wohlgelungene List selbst ausgedacht hatte, befahl,



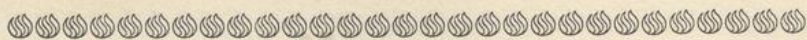


den Gefangenen nach Wien zu führen und dort in sicheren Gewahrsam zu bringen. Hierauf rückte er mit seinen Scharen vor das Raubnest, nahm die Besatzung gefangen und zerstörte die Burg durch Feuer. Von hier zog der streitbare Herzog nach Dürrenstein und brach auch diese gewaltige Veste, deren Ruinen heute stumme Zeugen von der einstigen Macht der Kuenringe sind.

Heinrich von Kuenring, der Burgherr von Weitra, hatte seinen Zufluchtsort, die Burg Pottendorf bei Wiener-Neustadt, verlassen und sich dem Herzog Friedrich freiwillig gestellt, in Reue und Scham über den Abfall von seinem angestammten Landesherrn, dessen Vater ihm so viel Huld erwiesen.

In Gegenwart aller treugesinnten Ritter und der Rechtskundigen ließ Friedrich das gefangene Brüderpaar, welches viel eher ein gerechtes Todesurteil als unverdiente Gnade zu erwarten hatte, vor seinen Richterstuhl bringen. Gesenkten Blickes standen Heinrich und sein noch immer trotziger Bruder Hadamar vor ihrem beleidigten Fürsten. Strengen Tones sagte dieser:

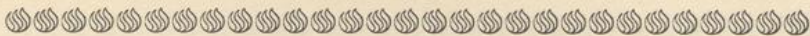
„Mir, als dem Landesherrn, steht es zu, diese zwei Übeltäter nach der Strenge der Gesetze an Leib und Leben zu bestrafen. Euer Vater Hadamar auf Dürrenstein war Oberst-Schenk in Oesterreich, der edelste, reichste, der ritterlichste des Geschlechtes der Kuenringe, der erfahrenste Rat meines Vaters Leopold des Glorreichen. Was waren die Taten seiner entarteten Söhne, die jetzt vor mir als Gefangene stehen? Den Kronschatz mit den Herzogsinsignien, dessen Bewachung mein argloser Vater euch anvertraut hatte, habt ihr von unserer Herzogsburg zu Wien nach eurer Veste Rappottenstein führen lassen; das Andenken eures edlen, rechtlichen Vaters habt ihr als gemeine Diebe geschändet; auf euren festen Burgen habt ihr das Wappen der Kuenringe, einst so glanzvoll, mit Bluttthaten besleckt und bald als offene, bald als versteckte Rebellen habt ihr euch gegen mich, euren angestammten Herrn und Herzog, aufgelehnt. — Doch, eure Burgen sind gefallen, euer Trotz ist gebrochen. Von der Kirche in Acht und Bann getan, von den gepeinigten Bürgern der Donauorte und den mißhandelten Landleuten verflucht und verwünscht, in eurem Gewissen gemartet, steht ihr vor mir, eurem Herzog und Richter auf Erden — ihr entartete Sprossen eines einst so herrlichen Stammes. Ein Wink von mir und das Schwert des Henkers schlägt die wilden Äste weg.“





CHROMLITK. ANST. KARL PROGRADKA TESCHEN.





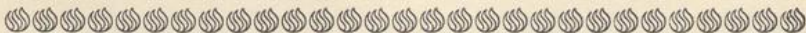
Stumm und starr vor Schreck blickten die beiden Brüder zu Boden, um den Augen des beleidigten Fürsten nicht zu begegnen. Nach einer Weile fuhr der Herzog milderen Tones fort:

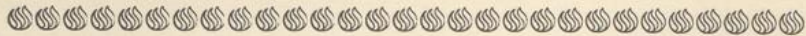
„Umizzo, eures ruhmreichen Ahnherrn, noch mehr um eures edlen Vaters willen sei euch des Herzogs Gnade gewährt und alles Üble verziehen. Ihr, Hadamar, der Ihr bei Ausübung Eures räuberischen Handwerks in meine Gewalt fielen, sollt eurer Bande ledig sein.“ Auf einen Wink des Herzogs löste ein Diener die Fesseln Hadamars, worauf der milde Richter fortfuhr:

„Ihr, Heinrich von Kuenring, dessen Troß freiwillig Umkehr gehalten, möget Euch nach geraumer Zeit wieder um Amt und Würden an meinem Hofe bewerben. Es sei dann Euer wieder in Ehren gedacht.“ Zerknirscht über diese fürstliche Hochherzigkeit und Großmut ließen sich die begnadigten Brüder auf die Kniee nieder und ergriffen die Hand des Fürsten zum Kusse des Dankes. So endete das Strafgericht des edelsinnigen Herzogs Friedrich des Streitbaren. Im Zeltlager vor Wien war es, wo die beiden Brüder Kuenring wieder als Ritter in voller Rüstung vor ihrem Landesfürsten erscheinen durften. Kaum wagten sie es, den Blick zum Herzog zu erheben, der ihnen den starken Arm gezeigt, mit dem er seine Gegner zu demütigen wußte.

Hadamar pilgerte im härenen Bußgewande nach Passau, um vom Bischof Gebhard Befreiung vom Kirchenbanne zu erwirken; der Büsser starb reuevoll auf der Reise. Sein Bruder Heinrich ward wieder Landmarschall von Österreich und entschädigte die Klöster, namentlich Zwettl, durch reiche Gaben für den ihnen früher zugefügten Schaden.

Unterhalb Mölk in der romantischen Wachau erinnern noch heute die Ruinen der Burg Aggstein an die einstige Macht der Brüder Kuenring und an die kriegerische Vergeltungstat des Herzogs Friedrich II.





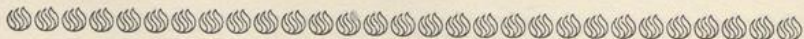
Siebente Erzählung.

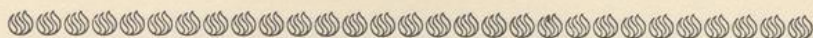
Herzog Friedrich II., der Streitbare, als Ritter.

Im Mittelalter war das echte und rechte Rittertum die schönste Blüte, welche der Baum der Menschheit getragen hat. Helden waren es, die in glänzender Rüstung auf feurigem Renner, den Helmbusch im Winde flatternd, dahinstürmten, Streitart und Lanze oder das blitzende Schwert in der nervigen Faust, um den Schwachen als Stütze und Hort, der verfolgten Unschuld als Schutz- und Schirmherren wider Bosheit und Übermut zu dienen, oder gegen die Feinde von Fürst und Vaterland in den Kampf zu ziehen. Helden waren es, die unter dem Geschmetter der Trompeten sich auf den Turnierplätzen zu Kampfspielen zusammenfanden, wo alle Pracht der Erde entfaltet wurde, fest an fest sich reihete und der „Dank aus Frauenhänden“ die sinnigste Belohnung des Siegers war. Helden waren es, diese Kaiser und Könige, Fürsten, Grafen und Ritter, die das Kreuz am starken Arme, den frommen Glauben in der Brust trugen und, das geweihte Schwert in der Hand, von Nord und Süd und West nach dem Osten zogen, nach Palästina, um dieses heilige Land, das der Fuß des Erlösers geweiht hat, wieder den Händen der Ungläubigen, den Sarazenen, zu entreißen.

Wie Märchen muten uns heute die Taten und Namen von Kaiser Karl dem Großen und seinen zwölf Paladinen, vom König Artus, vom Roland, von den Rittern des heiligen Graals an.

Ein unerschütterlich treuer Sinn, tiefe Glaubensinnigkeit, Tapferkeit und Gehorsam — das waren die Tugenden des deutschen Ritters. Die Johanniter, die Tempelherren und der deutsche Ritterorden waren die schönste Blüte der Kreuzzüge und tausende ihrer Heldentaten erzählt uns die Geschichte. Herzog Friedrich II., der Streitbare, der letzte aus dem ruhmreichen Fürstengeschlechte der Babenberger, wollte hinter seinen ritterlichen Ahnen nicht zurückbleiben und mit besonderer Feierlichkeit die sogenannte „Swertleite“ (Schwertleite) empfangen, das heißt, sich nach der altehrwürdigen Sitte der Väter mit dem Schwerte wehrhaft machen und sich in den Kreis der Ritter

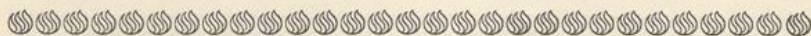


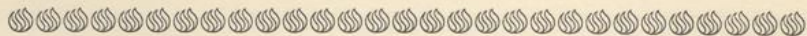


aufnehmen lassen. Bei dieser Gelegenheit sollten zweihundert Jünglinge aus den edelsten Häusern Österreichs und Steiermarks von der Hand des jugendlichen Herzogs den Ritterschlag empfangen. Sonntag, den 8. Februar 1232 war der bestimmte Festtag, zu welchem die Wiener alle Vorbereitungen in Schmuck und Zier trafen, soweit solche der Winter zuließ. Am Vorabende hatten die edlen Jünglinge nach frommer Rittersitte gefastet und unter der Leitung eines Priesters den vorgeschriebenen religiösen Übungen obgelegen; die Nacht über hielten sie mit entblößtem Schwerte bei ihren Rüstungen die sogenannte „Waffenwacht“, welche durch mancherlei heimlich veranstalteten Spuß gestört wurde, um gleichsam den Heldenmut des künftigen Ritters zu prüfen. Am Festtage selbst war die Schottenkirche zu Wien mit Wappen, Fahnen und kostbaren Teppichen reich geschmückt; am Grabe des ersten Herzogs von Österreich, Heinrich Jasomirgott, sollte die schöne Feier vor sich gehen.

Vom Hochaltare aus schritt, als draußen eine Fanfare ertönte, Bischof Gebhard von Passau, von zahlreicher Priesterschaft umgeben, unter Absingung eines Chorals nach der Eingangspforte, wo, auf gleichfärbigen Rossen sitzend, Herzog Friedrich II. und die zweihundert Jünglinge harrten. Alle trugen scharlachrote wallende Gewänder, mit Hermelin verbrämt, einen weißen Gürtel um die Hüfte, scharlachrotes Barett mit weißen Federschmuck. Dieses Rotweiß in der Kleidung hatte Herzog Friedrich II. aus seinem neuen Wappenschild entlehnt, welches er im Jahre 1231 angenommen hatte und das anstatt des Adlers im roten Felde einen weißen Querbalken enthielt. Friedrich ehrte hiedurch das Andenken an Herzog Leopold den Tugendhaften, welchem der Leser beim Sturme auf Ptolemais (Akká) begegnete. (Siehe zweite Erzählung.)

Die Fanfaren verstummten jetzt, der Herzog und die Jünglinge stiegen von den Pferden und ordneten sich zum Einzug in die Kirche, der unter dem Geläute aller Glocken und den majestätischen Klängen der Orgel erfolgte. Bannerträger schritten voran, diesen folgten Reifige und Trabanten, dann die ritterlichen Hofwürdenträger; nun kamen, je zwei und zwei, die edlen Jünglinge heran; Knappen trugen ihnen Barett und das entblößte Schwert nach, an dessen aufwärts gefehrtem Griffe die goldenen Sporen befestigt waren; andere hielten die Teile der Rüstung bereit. Der letzte im Festzuge war der jugendliche Herzog Friedrich II. selbst, dem Edelknaben in reicher Kleidung mit Sammt-



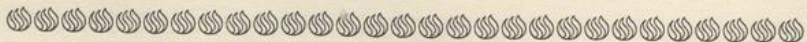


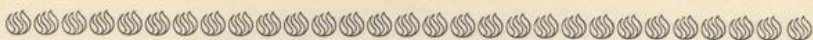
polster, Szepter und Schwert folgten. Beim Altar angelangt, stellten sich die Jünglinge zu beiden Seiten auf, während Friedrich die unterste Stufe betrat. Bischof Gebhard hielt an den Herzog eine Ansprache und belehrte ihn über die Tugenden des echten Rittertums, die sich bei einem Regenten auch mit der Liebe zum Volke vereinen sollen.

Hierauf begann ein feierliches Hochamt, das von hundertstimmigem Gesang begleitet war. Als dasselbe beendet, bat Friedrich mit lauter Stimme um die „Schwertleite“. Der Bischof hielt ihm das Evangelium vor, auf welches der Herzog schwur, dem Namen eines Ritters in allem und jedem nur Ehre zu machen. Der Bischof weihte hierauf das Schwert unter Gebeten und Segensprüchen und umgürtete den Herzog damit, wobei ihm einige Hofwürendenträger behülflich waren. Damit war bei Friedrich die Zeremonie zu Ende; der jüngste Ritter schickte sich nun an, den zweihundert edlen Jünglingen den Ritterschlag zu erteilen. Die Jünglinge traten der Reihe nach, begleitet von zwei sogenannten „Taufpaten“ und zwei Edelknaben, an die Stufen des Altars heran. Einer der Paten hing dem Jüngling das Schwert um und dieser bat knieend um den Ritterschlag. Hierauf weihte ein Priester das wieder abgenommene Schwert und die goldenen Sporen; Herzog Friedrich aber schlug den Jüngling dreimal mit seinem entblößten Schwerte im Namen Gottes, des heiligen Michael und des heiligen Georg sanft auf die Schulter, wobei er feierlich ausrief:

„Nimm hin die höchste Würde, die einem Edlen ziemt; empfang diese drei Schläge und fürder keinen mehr, lasse es das letzte mal sein, daß dich ein fremdes Schwert ungerächt berühre.“ Der eine Pate umgürtete hierauf den jungen Ritter mit dessen geweihtem Schwerte, der zweite befestigte ihm die Sporen an den Schuhen; die Edelknaben legten ihm einige Teile der Rüstung an.

Nach Beendigung der ganzen Zeremonie bewegte sich der Zug der jungen Ritter feierlich, wie er gekommen, wieder nach dem Portale der Kirche, wo die reichgeschirrten Rosse ihrer Reiter harrten. Nach dem Festmahle in der Herzogsburg ritten die neuen Kämpfer für Wahrheit und Recht mit Friedrich an der Spitze durch die Gassen der Stadt an das Ufer des Wienflusses hinaus, wo ihnen auf der Streitmiese zu Penzing ein frischfröhliches Turnier am kalten Wintertage warm machen sollte. Die feierliche Schwertleite des Herzogs Friedrich hatte Schaulustige von nah und fern herbeigelockt. Schon um die Mittagsstunde waren die Schranken des Turnierplatzes von

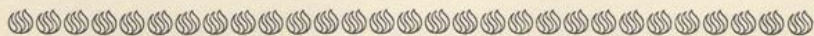


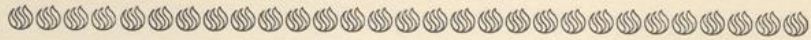


dem neugierigen Volke umlagert und auf den Tribünen saßen ernste Kampfrichter und liebliche Frauen, alle in pelzverbrämtem, warmem Mantel, den Festzug der jugendlichen Ritter erwartend.

Reichgeschmückte Herolde ritten mit den Bannern voraus, dann kamen die „Holibläser“ (Pfeifer) und die „Sumer“ (Pauker), einen gewaltigen Tusch aufführend; hinter einer Schar Speerträger und Reifigen folgten auf ihren gleichfarbigen Rossen paarweise die zweihundert jungen Ritter, alle in glänzenden Rüstungen. Hinter den Turniervögten erschien, ebenfalls hoch zu Rosse und die reckenhafte Gestalt in eine herrliche Rüstung gehüllt, der Herzog selbst; unter dem Helme wallten die langen blonden Haare auf die Schultern herab; ein Herold zur Seite trug die Landesfahne, ein zweiter das Schwert des Fürsten. Beim Turnierplatze angelangt, umritten die Kampflustigen die Schranken, die sich ihnen hierauf öffneten. Herzog Friedrich begab sich, nachdem er vom Pferde gestiegen, auf den für ihn hergerichteten, mit einem Thronessel geschmückten Ehrenplatz, um von diesem aus das Ritterspiel zu ordnen, welches in einem Massengefechte bestand. Unter Trompetenstößen teilten sich die Kämpfer in zwei Parteien und sprengten gegeneinander; die eine Partei trachtete die andere durch rasche Wendungen zu umzingeln, und diese suchte durch geschickte Bewegungen auszuweichen.

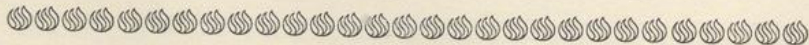
Nach diesem Manöver kamen Zweikämpfe an die Reihe, an welchen auch Herzog Friedrich teilnahm, den man nicht allein im Spiele auf dem Turnierplatze, sondern auch im ersten Kampfe auf dem Schlachtfelde als den „Streitbaren“ kannte. Den Anfang machte das sogenannte „Gestech im hohen Zeug“, eine weniger gefährliche Kampfart, weil den Lanzen die Spitzen fehlten, an deren Stelle die „Krönlein“ saßen (eine Hülse mit drei stumpfen stachelartigen Enden), womit man den Gegner wohl erfassen und aus dem Sattel heben, aber nicht so leicht verwunden konnte. Ernster dagegen war das sogenannte „Geschiftrennen“ mit Lanzen, gegen deren scharfe Spitzen der „Rennhut“ mit seiner starken Wehre am Halse (der Halsberge) und die sogenannte „Tartsche“ (ein kleiner Eisenschild) Schutz gewähren mußten. Die Kämpfer prallten aneinander; Speere schwirrten, Schwertes flirrten, Panzer dröhnten und Rosse schnaubten. Die jungen Ritter bewiesen sich an diesem ihrem Ehrentage beim ersten Waffengange des erhaltenen Ritterschlages würdig, Herzog Friedrich allen voran als ihr Herr und Meister.

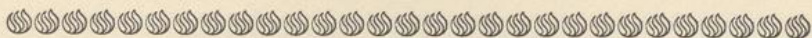




Zu einem sogenannten „Pfannenrennen“, zu einem Kampfe auf Leben und Tod, kam es bei diesen Ritterspielen nicht. Als gegen Abend die Trompetenstöße der Herolde das Ende des Turniers ankündigten, nahen die jungen Ritter sich ehrfurchtsvoll der Tribüne der Frauen, um aus deren Händen den Preis (Dank) zu empfangen. Derjenige, welcher nach den Kampfregeln die meisten Gegner aus dem Sattel gehoben hatte, empfing den „Stechendank“, ein reichverziertes Schwert; hierauf schritt stolzes Hauptes jener heran, welcher die schönste Rüstung trug, und empfing den „Zierdank“, eine kunstvoll gestickte Schärpe. Für jenen Ritter, der aus fernster Gegend zum „Tyostieren“ (ritterlicher Zweikampf) gekommen war, wurde ein silberner Pokal bereitgehalten, aus welchem er auf seiner Heimreise auf das Wohl des Herzogs Friedrich und der edlen Ritterschaft einen Labetrunk tun konnte. Die zweihundert jungen Ritter wurden dem Herzog tapfere Streitgenossen und leisteten ihm später im Kampfe gegen den Kaiser Friedrich II. von Deutschland und gegen die räuberischen Horden der Mongolen treue Dienste. Herzog Friedrich starb als Sieger über die Ungarn am 15. Juni 1246 bei Wiener-Neustadt den Heldentod.

In dem lieblich gelegenen Zisterzienserkloster Heiligenkreuz bei Baden befinden sich im Kapitelhause die Grabstätten von zwölf Babenberger-Fürsten, denen Heiligenkreuz bei Lebzeiten als Lieblingsstift galt. Im Fußboden der Halle ist ein aus grauem Sandstein gemeißelter, im Türkenkriege 1683 leider beschädigter Grabstein eingelassen, welcher einen Ritter im Waffenrocke darstellt, in der Rechten sein Schwert, in der Linken Österreichs Bindenschild haltend. Darunter schlummert Herzog Friedrich II., der Streitbare, — der letzte des glorreichen Geschlechtes der Babenberger.





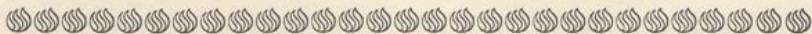
Achte Erzählung.

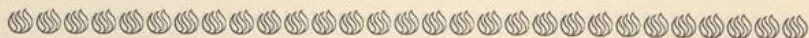
Graf Rudolf I. von Habsburg als Schirmherr der Schweizer.

„Wahrhaft große Männer sind immer einfach.“

Einer der größten, aber auch einer der schlichtesten Männer seiner Zeit, dessen Ruhm bis in unsere Tage herüberstrahlt, war Kaiser Rudolf I. von Habsburg, der erlauchte Ahnherr des blühenden Herrscherstammes der Habsburger. Er war nie ein armes Gräslein, wie ihn verkleinernd seine Gegner nannten, sondern ein gar mächtiger und angesehenener Herr aus dem Stamme der alten merovingischen Herzoge des Elsasses. Als Graf von Habsburg hatte Rudolf reiche Besitzungen in der Schweiz, darunter auch einen Teil des Gebietes von Zürich. Als nun im Jahre 1264 die Zürcher in Stadt und Umgebung von den Scharen des Raubritters Leuthold von Regensburg hart bedrängt wurden, da wählten die Ältesten des Volkes den tapferen, weisen und gerechten Grafen Rudolf von Habsburg zu ihrem Schirmherrn und Feldhauptmann und sie hatten ihre Wahl wahrhaftig nicht zu bereuen.

Graf Rudolf gieng mit Leuthold von Regensburg, der einer seiner erbittertsten Feinde war, scharf ins Gericht. Mit Gewalt war dem Schlosse Balden, dem Raubneste des Regensbergers, nicht beizukommen. Graf Rudolf, der das Blut der Seinen, aber auch das der Feinde schonen wollte, sann daher auf eine List. Eines Tages zog er mit einem stattlichen Haufen von Kriegsknechten auf versteckten Pfaden gegen die Burg heran und verteilte die Leute nach verschiedenen Richtungen. So verbarg er dreißig Knechte in das Gebüsch des Burgberges; dreißig andere mußten vor das Burgtor ziehen und die Besatzung durch Spottreden und höhnische Geberden zu einem Ausfalle zu reizen suchen. Es bedurfte hierzu nicht vieler Mühe. Wie die Fledermäuse aus ihren Schlupfwinkeln, so brach der Regensberger mit seinen Spießgesellen aus der Burg hervor, setzte den Spöttern nach, die wie Spreu auseinanderstoben und in weiten Säzen ihr Heil in

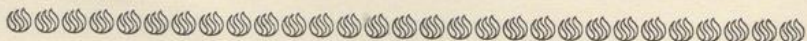


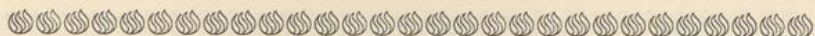


der Flucht suchten und auch fanden. Inzwischen aber huschten die im Gebüsch verborgenen Knechte des Grafen Rudolf aus ihrem Schlupfwinkel vor, drangen in die von ihrer Bemannung verlassene Burg ein und setzten diese in Brand. Als der Regensberger, ermüdet von der Verfolgung und gejagt von dem wieder vereinigten Heerhaufen des Grafen Rudolf, nach seiner Burg heimkehren wollte, fand er nur noch einen Trümmerhaufen. Die Feste Ülliberg bei Zürich sollte nun dem Räuber ein neues, unbezwingliches Zufluchtsnest abgeben. Doch wie der listige Jäger den Fuchs aus seinem Raubbau zu vertreiben weiß, so auch Graf Rudolf, der Feldhauptmann der Zürcher. Er hatte nämlich beobachtet, daß der Regensberger zu einer bestimmten Tageszeit mit einem Gefolge von zwölf Knechten, alle auf Schimmeln reitend, und von zwölf weißen Rüden (Jagdhunden) begleitet, den Schloßberg herab auf die Jagd zu ziehen pflegte. Hierauf baute Graf Rudolf seine Kriegslift. Er ließ in aller Stille ein Dutzend Schimmel und eine Meute von zwölf weißen Hunden herbeischaffen, und die Zürcher, in seinen Plan eingeweiht, mußten einen größeren Haufen ihrer Stadtknechte in einem Gebüsch verstecken. Als nun eines schönen Tages der Regensberger mit seinen Leibjägern und den Hunden wieder zur Jagd ausgezogen war, da sprengte Graf Rudolf mit einem Dutzend auserlesener Knechte, alle auf Schimmeln reitend und von weißen Kötern umheult, den Ülliberg hinan, scheinbar von den versteckt gewesenen Zürchern verfolgt. Der Burgwächter, ein alter Kauz, hielt die Flüchtigen für seinen Herrn mit dem Jagdgesolge und hatte nichts Eiligeres zu tun, als Türe und Tor weit zu öffnen und Roß und Reiter in den Burghof einsprengen zu lassen. Bevor er hinter ihnen noch die Zugbrücke wieder aufgezogen, standen auch schon die Zürcher vor dem überraschten Burgwächter, der mit den zurückgebliebenen Reisigen des Regensbergers gefangen genommen wurde.

Ebenso schnell wie vorher Balden, wurde jetzt Ülliberg in Trümmer gelegt.

Dem Regensberger blieb nichts mehr übrig, als nach der Burg Glanzberg zu ziehen, um von dort aus seine Raubzüge fortzusetzen. Doch Graf Rudolf hatte als Feldhauptmann und Schirmherr den Schweizern versprochen, ihnen vor den Gewalttaten und Plünderungen des Regensbergers Ruhe zu verschaffen. Mit Versteckenspielen und Schimmelreiten ging es nicht mehr, denn der Regensberger war durch Schaden vorsichtiger, wenn auch nicht klüger geworden. Doch Graf





Rudolf dachte, geht es nicht zu Lande, so muß es zu Wasser gehen, und der Rheinfluß konnte ihm sicherer zu seinem Ziele verhelfen, als Ströme von Blut. Was seinerzeit Herzog Friedrich der Streitbare getan, um den Strandräuber Hadamar von Kuenring in seine Gewalt zu bekommen, das führte auch der edle Habsburger aus. Er ließ nämlich in Zürich zwei große Holzschiffe bauen und diese mit großen Fässern befrachten, in welchen eine Anzahl handfester Kriegersleute verborgen war. Eines schönen Morgens schwammen die zwei Schiffe die Limat abwärts, Basel zu. Graf Rudolf war schon am Vorabende mit einem starken Heerhaufen dem Städtchen Glanzenberg nahegerückt und hatte sich des Nachts im dichten Eichenwalde versteckt gehalten. Die beiden Schiffe wurden bei ihrer Ankunft vom Regensberger und seinen Genossen vom Strande aus durch Pfeilschüsse und Steinwürfe zur Landung gezwungen. Als der Regensberger den Fässern den Boden ausschlagen ließ, sprangen zu seiner größten Überraschung die Bewaffneten heraus, welche den Raubritter und seine Spießgesellen schnell überwältigten. Während dem war Graf Rudolf vom Walde aus mit seiner Schar in die verlassene Burg gedrungen und derselben bald Herr geworden.

Leuthold von Regensberg war durch diesen letzten Streich, den ihm der schlaue Feldhauptmann der Schweizer gespielt hatte, seiner Macht beraubt; er mußte als Armenfründner nach Zürich ziehen, dessen Untergang er früher beschloffen hatte, und sich von dem „Krämervolke“, wie er die Bürger hieß, das Gnadenbrot erbetteln. Die Zürcher aber verdankten ihrem braven Schirmherrn, dem Grafen Rudolf von Habsburg, fortan Ruhe und Frieden.



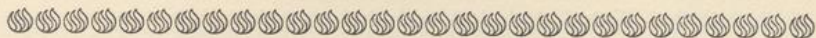
Neunte Erzählung.

Rudolf I. von Habsburg und sein Lebensretter.

„Ich habe nie gesehen, daß tüchtige
Männer wären undankbar gewesen.“

Goethe.

In den eben erzählten Fehden gegen Leuthold von Regensburg stand im Heerhaufen der Zürcher auch der Bürger Jakob Müller, der früher ein grimmiger Feind Rudolfs gewesen war, dessen Kriegseute er überfallen und viele derselben zu Gefangenen gemacht hatte. Doch der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht, hieß es auch bei Jakob Müller, der eines Tages in die Gewalt Rudolfs fiel. Schon glaubte der Übeltäter, daß sein Leben verwirkt sei; doch Rudolf ließ Gnade vor Recht ergehen und schenkte dem Gefangenen Leben und Freiheit. Von dieser Stunde an wurde Jakob Müller ein ergebener Freund und treuer Kampfgenosse Rudolfs. Er sollte auch bald Gelegenheit finden, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. In einem Kampfe mit den Kriegsknechten des Regensbergers geriet Graf Rudolf, der sich in seinem Heldenmuth zu weit vorgewagt hatte, mitten unter die Feinde. Ein Lanzenstoß traf ihn, doch ohne ihn zu verwunden, dagegen tötete ein zweiter sein Pferd, das mit dem Reiter zu Boden stürzte. Die Feinde drangen mit Ungefüg auf den Hilflosen ein, da Leuthold demjenigen, welcher den Feldhauptmann tot oder lebendig in seine Hände liefern werde, eine große Belohnung versprochen. Kaum hatte Jakob Müller, der sich unter den kämpfenden Zürchern befand, die gefährliche Lage des Grafen Rudolf wahrgenommen, als er wie der Sturmwind auf seinem Streitrosse heranbrauste, mit seinem Schwerte löwenmuthig sich Bahn brach und seine Hiebe wie Hagel auf die Leiber der Feinde niederprasseln ließ. Im nächsten Augenblicke schon war er ungehindert zu Rudolf gelangt, half dem Gestürzten unter dem toten Pferde hervor und auf sein eigenes hinauf. Den geretteten Feldhauptmann vor sich sitzend, sprengte Jakob Müller dem Lager der Schweizer zu.



Diese kühne Heldentat vergaß ihm Graf Rudolf nie mehr, auch nicht, als schon die Krone Deutschlands sein Haupt zierte. Als er einmal in Mainz Hoflager hielt, erschien der alte Jakob Müller aus Zürich, um seinen ehemaligen Feldhauptmann auch als Kaiser zu sehen. Zufällig fiel der Blick des Herrschers auf den alten Mann im schlichten Bürgergewand. Sofort erhob sich Rudolf von seinem Throne, trat auf Müller zu und reichte ihm die Rechte zum Freundesgruße, dann hieß er den Alten auf einem Stuhle an seiner Seite Platz nehmen. Die anwesenden Reichsfürsten waren über diese Herablassung eines deutschen Kaisers einem schlichten Schweizer-Bürger gegenüber nicht wenig verwundert. Rudolf aber, der dies bemerkte, rief ihnen zu:

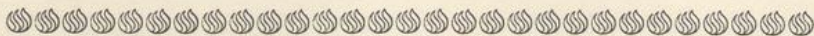
„Es wäre höchst undankbar von mir, den Mann nicht zu ehren, der mir in höchster Gefahr vor dem Feinde durch seinen Mut und seine Tapferkeit das Leben gerettet hat.“ Sprach's und schlug den Jakob Müller zum Ritter.

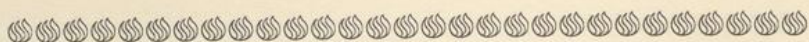


Zehnte Erzählung.

Rudolf von Habsburg und der Gelehrte.

Als Rudolf noch Graf war, wurde er einst von den Baseler Patriziern, die sich mit den Zünften in Streit befanden, zu Hilfe gerufen. Während er in seinem Feldlager vor seinem Zelte saß und mit einem Hammer die Buckel an seinem Helme und Schilde glättete, kam ein Gelehrter von Straßburg und überreichte ihm ehrfurchtsvoll ein Werk, welches von den Kriegen der Römer mit den Deutschen und von den Eigenschaften eines vorzüglichen Feldherrn handelte. Rudolf, der Künste und Wissenschaften hochschätzte und nach Kräften förderte, prüfte eine Weile aufmerksam den Inhalt des Werkes, hierauf öffnete er seinen Waffenrock, nahm eine goldene Kette, die er zu tragen pflegte, vom Halse und hing dieselbe dem Gelehrten um. Nicht genug an dieser Auszeichnung, ließ er dem Verfasser des Werkes sogleich eine bedeutende Summe Geldes als Ehrenhonorar überreichen. Friedrich





von Hohenzollern, Burggraf von Nürnberg und Schwager Rudolfs von Habsburg, war Augenzeuge dieser Auszeichnung gewesen und sagte in spöttischem Tone: „Ein solch fürstliches Geschenk ist doch zu kostbar für eine so geringfügige Gabe, wie tote Buchstaben sind. In diesen unruhigen Zeiten wäre Gold und Geld besser für kriegerische Zwecke angewandt gewesen.“

Rudolf legte mit mildem Lächeln seine Rechte auf des Burggrafen Schulter und entgegnete:

„Lasse es dir doch gefallen, daß auch gelehrte Leute unser Tun loben und uns dadurch noch mutiger zum Kriege machen; wollte Gott, daß ich mehr Zeit zum Lesen erübrigen könnte und die Kosten, die mir mancher untüchtige Kriegermann verursacht, lieber auf gelehrte Leute verwenden dürfte.“

In der That wurde Rudolf später als Kaiser der Schöpfer eines neuen höheren geistigen Lebens in Deutschland.



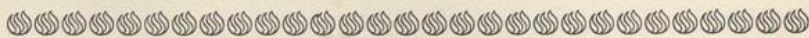
Elfte Erzählung.

Rudolf I. von Habsburg und der Gerber von Basel.

„Ernstige Tätigkeit söhnt zuletzt immer mit dem Leben aus.“

Jean Paul.

Von seinem Schlosse Habsburg aus unternahm Graf Rudolf eines Tages einen Ritt nach Basel. Beim Steinentor stieg er vom Rosse, das er einem Knecht übergab, und klopfte an die Türe eines alten Gerbermeisters. Dieser kannte den vornehmen Ankömmling und freute sich der Ehre seines Besuches. Es war gerade Sonntag, der Hausherr war in Sammt, die Hausfrau in Seide gekleidet, und in der Mitte der guten Stube stand schon die gedeckte Tafel. Die Hausfrau lud den hohen Gast ehrfurchtsvoll zum Mahle ein, füllte mit silbernem





Schöpfer den Teller mit kräftiger Suppe, trug den duftenden Braten und die köstlichen Baseler Lebkuchen auf, die sie nach althergebrachter Vorschrift bereitet hatte. Der Hausherr stellte herrliches Obst auf silbernem Teller hin und füllte perlenden Rheinwein in den goldenen Pokal. Graf Rudolf fühlte sich recht behaglich und würzte das Mahl durch ein heiteres Tischgespräch.

„Nun, Meister Gerber,“ sagte er lächelnd, „wie ich sehe, hat Euer Handwerk einen goldenen Boden. Da habt Ihr wohl immer fleißig die Hände gerührt, und nun Ihr in Arbeit und Ehren alt geworden seid, könnt Ihr zu jeder Stunde das Handwerk aufgeben und . . .“

„Euch auf die faule Haut legen, meint Ihr, gnädigster Graf,“ fiel der Meister rasch ein; „das geschieht nicht, so lange mir Gott Gesundheit schenkt. Ich habe als Gerber ehrlich gelebt und will auch als Gerber selig sterben.“

„Brav gesprochen, Meister,“ rief Rudolf von Habsburg seinem Wirte die Hand reichend, „Fleiß und Arbeit haben Euch reich und des Lebens froh gemacht, das Handwerk nährt Euch, und Ihr ehrt das Handwerk.“

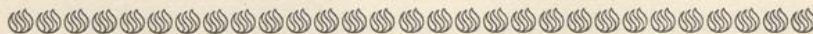


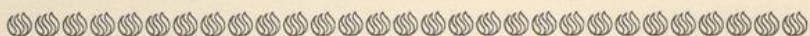
Zwölfte Erzählung.

Rudolf I. von Habsburg als Kaufmann.

„Sammle dich zu jeglichem Geschäfte.“
Bodenstedt.

Der Leser hat schon in einer früheren Erzählung die Kriegslust des Feldhauptmannes Rudolf von Habsburg kennen gelernt, er wird nun auch Gelegenheit finden, seine geschäftliche Klugheit zu bewundern. Zur Zeit, wo er noch auf seiner Habsburg saß, lebte zu Straßburg im Elsaß ein Kaufmann, dem das gute Gewissen mehr wog als der Gewinn, den er sich etwa durch schlechte Ware oder falsches Maß und Gewicht auf Kosten seiner Kunden hätte verschaffen können. Krankheiten in der Familie und mancherlei Unglücksfälle hatten den





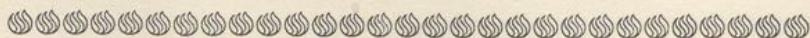
fleißigen Mann schwer getroffen und sein Geschäft dem Untergange nahe gebracht. In seiner großen Noth machte sich der Kaufmann auf den Weg nach dem schweizerischen Aargau hinüber und nach der Habsburg, um dem Grafen Rudolf, dem Tröster der Betrübten, dem Helfer der Bedrückten, sein Herzeleid und seine Noth zu klagen. Nachdem Rudolf dem Manne teilnahmsvoll zugehört hatte, erwiderte er:

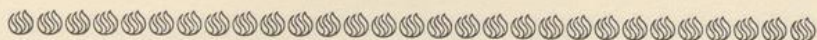
„Ich will dir helfen und mit einer Summe Geldes deinem Handelsgeschäfte beitreten; doch mache ich zur Bedingung, daß mein Rat in geschäftlichen Dingen genau befolgt werde.“ Der Handelsmann sagte mit Freuden zu.

„Nun“, fuhr der Graf fort, „kaufe im Aargau zwölf Tonnen Heringe, schaffe sie nach Basel und fahre damit den Rhein hinab nach Köln; dort suchst du deine Ware an Mann zu bringen; von dem Erlöse kaufst du Wein ein, den du nach Straßburg heimführst.“ Hierauf überreichte er dem Kaufmanne eine größere Geldsumme als Einlage in das Geschäft. Dieser aber blickte betrübt zu Boden und entgegnete in zweifelndem Tone: „Gnädiger Herr, wenn Euch so schlimm zu Mute wäre wie mir, würde Euch das Scherzen vergehen. Ich soll in der Schweiz Heringe kaufen und sie nach Köln hinabführen, wo dieser Seefisch vom nahen Holland her zu Spottpreisen auf den Markt gebracht wird? Ich soll Wein nach dem Elsaß bringen, wo er in Hülle und Fülle wächst und billig ist?“

„Tue, wie ich dir gesagt,“ warf Graf Rudolf anscheinend ernsten Tones ein; „wem nicht zu raten ist, dem ist auch nicht zu helfen.“ Der Handelsmann ging schwereren Herzens als er gekommen nach der Stadt Basel, wo er Heringe einkaufte, diese auf ein Schiff lud und damit nach Köln hinabfuhr. Er meinte, mit seiner Ware Wasser in den Rhein zu tragen, verlacht und verspottet zu werden; aber wider Erwarten sah er sich mit seinen Heringen freudig willkommen heißen. Die Holländer hatten nämlich in diesem Jahre einen schlechten Fang gemacht und so wurden in Köln die Baseler Heringe zu wahren Goldfischen, für welche der Handelsmann die höchsten Preise erzielte. Dagegen herrschte in Köln an guten Weinen ein solcher Überfluß, daß er zu billigstem Preise eine reiche Ladung einnehmen konnte.

Sein Vertrauen in den Rat seines Handelsgesellschafters begann zu steigen und mit sehr erleichtertem Herzen machte sich der Kaufmann wieder auf den Heimweg nach Straßburg. Als er mit seiner Weinladung dort ankam, wurde ihm dieselbe von den Gastwirten





zu den höchsten Preisen abgekauft, denn im Elsaß hatte ein böser Hagelschlag in diesem Jahre die ganze Weinernte vernichtet und ohne Wein glaubten die guten Straßburger nicht leben zu können.

Der Kaufmann fand sich nun durch den doppelten reichen Gewinn aller Sorgen enthoben und konnte mit frischem Mute sein Handelsgeschäft weitertreiben. Vorerst aber wanderte er wieder nach dem schweizerischen Aargau hinüber und — diesmal frohgemuth — nach der Habsburg hinauf. Als er dort dem Grafen Rudolf von seinem glücklichen Handel erzählte und unter vielem Danke das Darlehen zurückzahlen wollte, klopfte ihm der Graf auf die Schulter und sagte mahnenden Tones:

„Behalte das Geld als Sparpfennig für künftige Nothfälle; wenn du wieder einmal einen rechten Handel treiben willst, so flügle nicht im Voraus um den Ausgang; der Mensch denkt, Gott lenkt und der Himmel tut das Beste.“

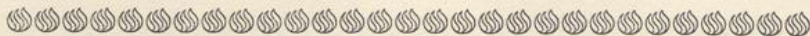


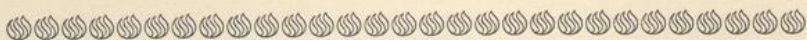
Dreizehnte Erzählung.

Kaiser Rudolf I. von Habsburg und König Ottokar II. von Böhmen.

„Nichts vereitelt wirksamer die Pläne
der Bösen, als die Gelassenheit großer
Herzen.“

Am 30. September 1273 war Rudolf im Dome zu Frankfurt am Main von den Wahlfürsten zum deutschen Kaiser ausgerufen worden. Während des Krönungsmahles versahen die Kurfürsten in hergebrachter Weise ihre Ehrenämter, nur Einer fehlte dabei, der Erzmundschenk des deutschen Reiches: Przemysl Ottokar II., König von Böhmen. Er hatte sich auch geweigert, die Lehenspflicht zu leisten, da er Deutschlands Krone auf seinem eigenen Haupte glänzen sehen wollte. Von dieser Stunde an gab es einen Zwiespalt zwischen dem ehrsüchtigen





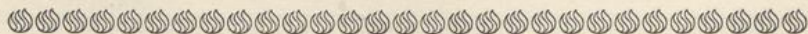
Böhmenkönig und der beleidigten Majestät des deutschen Kaisers. Alle Versuche des edelsinnigen Rudolf, den Böhmenkönig zur Erfüllung seiner Pflichten zu bewegen, scheiterten, es kam zum Kriege zwischen beiden Fürsten und der 26. August 1278 brachte auf dem Marchfelde die Entscheidungsschlacht. König Ottokar war sonst ein Fürst von rühmenswürdiger Tatkraft und glänzendsten Herrschertugenden gewesen, jedoch in letzter Zeit hatte er durch unmenschliche Behandlung Schuldloser sich erbitterte Feinde unter seinen eigenen Untertanen gemacht, was mit zu seinem Untergange beitrug.

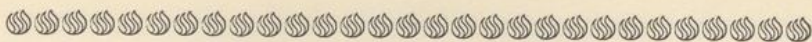
Als Kaiser Rudolf im Lager auf dem Marchfelde die Vorbereitungen zur Schlacht traf, kamen böhmische Überläufer an, die sich vor den Kaiser führen ließen. Sie erzählten, daß Ottokars Heer ein sehr zahlreiches sei und daß für Kaiser Rudolf ein unglücklicher Ausgang der Schlacht zu befürchten stehe. Zuletzt rückten sie mit dem ruchlosen Antrage heraus, den König Ottokar zu ermorden und so dem Kaiser den Sieg zu erleichtern, wofür sie selbstverständlich eine große Geldsumme als Judaslohn forderten.

Rudolf, der bisher schweigend zugehört hatte, begann jetzt aufzuflammen und mit zorniger Stimme rief er:

„Aus meinen Augen, ihr Schurken; das verhüte Gott, daß ich meinen Erzfeind, wengleich er meinen Untergang beabsichtigt, auf solche elende Weise unschädlich machen lassen sollte.“

Die Verräter wurden auf des Kaisers Befehl sofort in Ketten gelegt und nach dem Lager der Böhmen geführt. Ein Abgesandter Rudolfs mußte den König Ottokar von dem gegen ihn geplanten Mordanschlag in Kenntnis setzen und ihm noch einmal Frieden und Freundschaft von Seite des Kaisers anbieten. Doch Haß und Ehrgeiz hatten den Böhmenkönig verblendet, er wies den Friedensantrag höhniisch zurück und eilte blindlings seinem Verderben entgegen. In der Schlacht auf dem Marchfelde siegte Kaiser Rudolf und König Ottokar verlor Krone und Leben; von seinen eigenen Leuten verräterisch verlassen, hauchte er unter Schwertstreichen seinen Geist aus. Am Abend der Schlacht schritt Kaiser Rudolf als Sieger über die blutige Wahlstatt und blieb, von Mitleid tief erschüttert, mit Tränen in den Augen vor dem entstellten Leichnam Ottokars stehen, dessen bleiches Haupt der Edle Otto von Perchtoldsdorf, Oberskämmerer von Österreich, im Schoße hielt. Der Kaiser ließ die Leiche nach einer er-





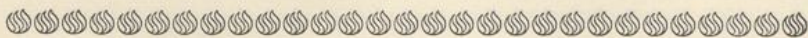
höhten Stelle tragen, damit jedermann sie sehen und sich überzeugen könne, daß der Böhmenkönig in offener Schlacht den Heldentod gefunden habe und nicht als Gefangener weggeführt worden sei. Vom Schlachtfelde weg wurde die Leiche zuerst nach dem Schlosse Marchegg, dann nach Wien überführt, einbalsamiert und durch dreißig Tage dem Volke in der Minoritenkirche zur Schau gestellt. Kaiser Rudolf betete oft und innig am Sarge seines Feindes.

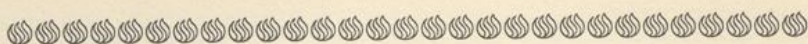
Aber nicht allein an dem König, sondern auch an dessen Kriegern übte er Großmut. Als die Schlacht auf dem Marchfelde am heftigsten wütete, geriet der Kaiser mit einem polnischen Ritter, Herbot von Füllenstein, der von riesiger Größe und Kraft war, in Zweikampf. König Ottokar hatte eine große Summe für denjenigen seiner Krieger ausgesetzt, welcher den Kaiser Rudolf „zur Erde niederbringen“ werde. Brennend vor Begierde, sich diese Belohnung zu verdienen, drang der Pole mit eingelegter Lanze wütend auf Rudolf ein; doch der Kaiser war ein außerordentlich gewandter Kämpfer, er wich dem Anpralle aus und ließ blitzschnell die Spitze der eigenen Lanze durch das Augenloch des Helmes in den Kopf des Gegners dringen, so daß dieser tot vom Pferde fiel. Im nächsten Augenblicke hatte ein anderer der Feinde, der thüringische Ritter Valens, das Pferd des Kaisers durch einen Lanzenstich getötet, so daß es samt seinem Reiter zur Erde fiel. Die Getreuen Rudolfs aber hatten die gefährliche Lage ihres Kriegsherrn gesehen und während einige Ritter den Thüringer kampfunfähig und zum Gefangenen machten, half der Edle Heinrich Walthar von Rarnschwag dem Kaiser auf ein anderes Pferd. Kaum wieder im Sattel, rief Rudolf seinen Ketzern zu:

„Sorget euch jetzt nicht um mich, wo es wahrlich nicht Zeit ist, sich um einen Einzelnen zu kümmern, helfet lieber den anderen.“ — Sprach's und stürzte sich wieder in das Gewühl der Schlacht.

Als der glorreiche Sieg errungen war, suchten schlimme Ratgeber den Kaiser zur Rache an dem gefangenen Thüringer zu bewegen und dessen Hinrichtung zu veranlassen; doch der großmütige Sieger wies dieses Unsinnen mit den Worten zurück:

„Das ist ein wackerer Rittersmann; ich selbst war Zeuge seiner Unerfrodenheit und werde nicht zugeben, daß ein so tapferer und braver Ritter hingerichtet werde.“ Auf einen Wink des Kaisers fielen die Fesseln des





Gefangenen und dieser durfte frei und ungehindert nach dem Lager der Böhmen zurückkehren.



Dierzehnte Erzählung.

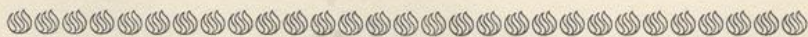
Kaiser Rudolf I. von Habsburg als Meister der Entfagung.

„Drängt dich die Not, dann zeige dich hohen Herzens.“
Horatius.

Kaifer Rudolf hielt sich treu an diese gute Lehre. Einst war er mit dem Grafen von Burgund in eine Fehde geraten. Auf dem Zuge seines Heeres durch unfruchtbares Gebirge trat empfindlicher Mangel an Lebensmitteln ein und die Kriegsknechte, den Hungertod mehr fürchtend als den Tod auf dem Schlachtfelde, begannen zu murren. Der Kaiser bemerkte bald den Mißmut seiner Scharen und rief aus: „Meine Lieben, verzaget nicht, sondern zieht getrost vorwärts. Siegen wir über unsere Feinde, dann ist ihr Vorrat an Lebensmitteln unser und alle Not hat ein Ende; werden wir besiegt und gefangen, dann werden uns die Feinde schon zu essen geben. Doch seht — so lange uns der Himmel solche Speisen schenkt, brauchen wir nicht Hungers zu sterben.“ Bei diesen Worten riß Rudolf eine Rübe aus einem Acker, an welchem das Heer gerade vorbeizog, und aß dieselbe mit großem Appetit. Die Kriegsknechte waren über ihre frühere Verzagtheit beschämt, zogen mutig vorwärts und siegten bald darauf über ihre Feinde.

Wie seinen Hunger, so wußte der Kaiser auch seinen Durst zu bezwingen.

Als er mit seinem Heere gegen König Ottokar zu Felde zog, kam man in eine dürre, wasserarme Gegend, in welcher der Feldherr und seine Scharen in der glühenden Sonnenhitze vom Durste arg





gequält wurden. Einige der Krieger hatten einer Magd ein Gefäß voll Wasser weggenommen, welches diese aus weiter Ferne für die Schnitter auf dem Felde herbeigeht hat, und reichten den Labetrunk dem Kaiser dar. Rudolf aber, welcher der Sache gleich nachforschte, lehnte den Trunk mit den Worten ab:

„Soll ich es allein trinken? Das will ich nicht. Soll ich den Tropfen mit so Vielen teilen? Das kann ich nicht und so leide ich mit meinem Heere gleiche Qualen und Beschwerden. Gebt den Trunk den Schnittern zurück.“



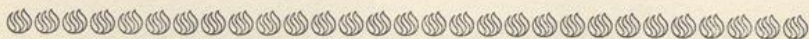
Fünfzehnte Erzählung.

Kaiser Rudolf I. von Habsburg als Landsknecht.

„Stets ist die Sprache fecker als die Tat.“
Schiller.

Ainstmals mußte sich der große Habsburger eine recht derbe Rede gefallen lassen, die ihn jedoch mehr erfreute, als die Schmeichelworte seiner Höflinge.

Als echter Volksfreund ging er einem gesunden Scherze oder Abenteuer nicht aus dem Wege, ja, er suchte solche in seiner stets heiteren Laune mit Vorliebe auf, um aus Sprache und Denkweise des Volkes manche Wahrheit zu erfahren, welche, wenn auch bitter, doch für den Herrscher wertvoll sein kann. Als er im kalten Jänner des Jahres 1288 zu Mainz Hofsager hielt, um dort Recht zu sprechen, ging er eines Morgens durch die Straßen der altehrwürdigen Stadt. Seiner öfteren Gewohnheit nach, vielleicht auch in der Absicht, ein lustiges Abenteuer zu bestehen, war er nur mit dem bescheidenen Wamsse eines deutschen Landsknechtes bekleidet und auf seinem Haupte, das sonst eine der schönsten Kronen der Erde trug, saß die einfache blecherne Sturmhaube. Von grimmem Frost geschüttelt, von den Schneeflocken gepeitscht, trat er in eine Bäckerstube und setzte sich, allerdings ohne viel um Erlaubnis zu fragen, auf die Bank, welche den großen





Ofen umzog. Das behagliche Plätzchen sollte ihm aber nicht ruhig gegönnt sein. Die gerade anwesende Bäckersfrau, ein geschwätziges und derbes Weib, maß den ihr unbekanntem Eindringling vom Kopf bis zu den Füßen mit durchbohrenden Blicken, stemmte herausfordernd die Arme in die Seite und rief keifend:

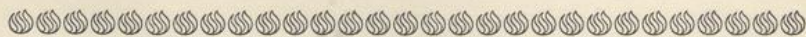
„Wie kann ein Landsknecht sich unterstehen, in armer Leute Stuben sich breit zu machen und Kälte und Schmutz hereinzutragen? Ein Soldat darf das Unwetter nicht scheuen; auf dem Schlachtfeld soll er lagern, nicht beim warmen Ofen herumlungern. Meint Ihr etwa, weil im Augenblick draußen Frieden herrscht, daß Ihr hier ehrsame Bürger belästigen dürft?“

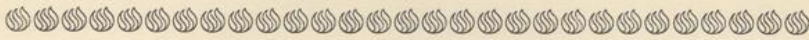
„Meine gute Frau,“ entgegnete der Kaiser, seine Sturmhaube vom Kopfe nehmend und seine Füße bequem auf die Ofenbank streckend, „uns Kriegsknechten geht es in des Kaisers Diensten ohnedies nicht zum besten; auch ich habe mein letztes Hab und Gut zugesetzt.“

„Da geschieht Euch ganz recht,“ keifte die erboste Bäckerin weiter, „warum dient Ihr auch einem Herrn, der immer aus Zeitvertreib Krieg führt und böse Zeiten über unser schönes Land bringt, wo Feld und Flur verwüstet und den Armen das letzte Stück Brot vom Munde weggenommen wird!“

„Nein, gute Frau,“ entgegnete Rudolf, „da kennt Ihr den Kaiser schlecht, der nie nutwilligerweise einen Krieg beginnt, wie etwa Ihr einen Streit mit einem Nachbar.“

„Ach was, Ihr seid um kein Haar besser als Euer Herr,“ schrie die Bäckerin; „doch, was sehe ich, Ihr reckt und streckt Euch ja da auf meiner Ofenbank, als ob Ihr Herr und Meister in meinem Laden wäret; aber wartet, ich werde Euch zeigen, wo der Zimmermann das Loch gemacht hat, durch das Ihr schneller hinauskommen sollt als Ihr hereingekommen seid.“ Bei diesen Worten ergriff die Frau einen nahestehenden Zuber voll Wasser und goß dieses über das Kohlenfeuer im Ofen, wodurch ein so gewaltiger Dampf im Laden entstand, daß der Kaiser schleunigst von der Bank aussprang, die Sturmhaube aufsetzte und zur Türe hinauseilte. Die Schmähreden der Bäckerin begleiteten ihn bis auf die Straße. Der Kaiser kehrte auf dem geradesten Weg in sein Hoflager zurück und schickte der Bäckerin zum Mittagstische einen appetitlich gebratenen Wildschweinkopf und einen Krug des besten Weines, wozu er ihr sagen ließ, sie möge dieses Geschenk als Dank von dem Soldaten annehmen, den sie am Morgen aus ihrem Laden gejagt





habe. Nach längeren Fragen erfuhr die Bäckerin, daß nicht immer Kleider Leute machen und — daß in dem schäbigen Wamsse eines Landsknechtes kein Geringerer als der Kaiser Rudolf gesteckt habe. Die Bäckerin, welcher es bei dieser Nachricht heiß und kalt über den Rücken lief, ging gleich mit dem Boten in das kaiserliche Hoflager. Als sie dort den Kaiser im vollen Glanze seiner hohen Würde und umgeben von seinem Hofstaate sah und sich der Schmähreden erinnerte, womit sie den mächtigen Herrscher überschüttet hatte, warf sie sich zerknirscht vor ihm nieder und bat händeringend um Verzeihung. Kaiser Rudolf, der den Scherz noch weiter treiben wollte, sagte in scheinbar strengem Tone zu der Bäckerin:

„Nur unter einer Bedingung sei Euch Gnade gewährt: wenn Ihr in Gegenwart meines Hofstaates hier alle Reden, die der Landsknecht heute von Euch zu hören bekam, vor dem Kaiser wortgetreu wiederholt.“ Das war Wasser auf die Klappermühle der Bäckerin. Rasch wieder gefaßt, sprang sie auf und dank ihrem guten Gedächtnisse ließ sie ihrer redengewandten Zunge freien Lauf, wie sie am Morgen in der Backstube getan hatte. Am Schlusse des Wortschwallers, welcher alle Anwesenden hoch ergötzte, bestätigte Kaiser Rudolf, daß kein Wörtlein gefehlt habe. Der große Menschenkenner entließ die Bäckerfrau mit der Mahnung, nicht jedem Fremden und namentlich keinem Hilfsuchenden so barsch und hartherzig zu begegnen, denn auch unter dem Rocke eines armen Soldaten schlage ein fühlendes Herz.

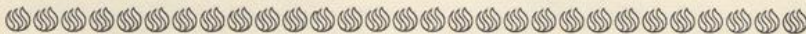


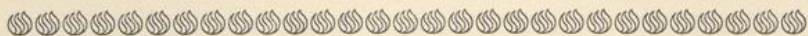
Sechzehnte Erzählung.

Kaiser Rudolf I. von Habsburg als weiser Richter.

„Es gibt nur ein Verderben und das ist die Lüge.“
feuchtersleben.

Kaifer Rudolf zeichnete sich durch seinen Scharfsinn in Handhabung der Gerechtigkeit aus, so daß er sich den Beinamen „das lebendige Gesetz“ erworben hatte. Er verstand es auch, die Lüge zu entlarven. Während seines Aufenthaltes in Thüringen, wo er im

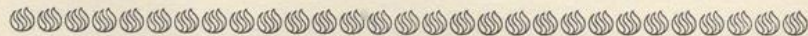


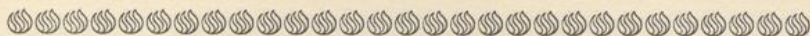


Jahre 1290 die Burgen der Raubritter gebrochen hatte, saß er eines Tages in Erfurt zu Gericht. Ein Kaufmann aus Lübeck klagte einen Wirt in Erfurt an, dem er eine Summe von zweihundert Mark Silber zur Aufbewahrung übergeben hatte, ohne einen Zeugen beizuziehen oder einen Empfangschein zu verlangen. Diese Unvorsichtigkeit des Kaufmannes machte sich der betrügerische Wirt zu nutze, indem er die ihm anvertraute Summe rundweg ableugnete.

Der Kaiser hatte schon im voraus Erkundigungen über den Fall eingezogen. Der Erfurter leugnete mit frecher Miene hartnäckig den Empfang des Geldes, ja, er überhäufte in Gegenwart des hohen Richters seinen gewesenen Gast wegen angeblicher Verleumdung mit bitteren Schmähworten. Rudolf hatte inzwischen im stillen das offene, bescheidene Wesen des Kaufmannes und die verschmitzte Miene des verklagten Erfurters scharf beobachtet und sich danach sein Urteil über beide gebildet. Der Wirt hatte einen Beutel am Gürtel hängen und bemerkte, daß des Kaisers Auge sich mit augenscheinlichem Wohlgefallen häufig auf die reiche Stickerei des Beutels richtete. In der Absicht, seinen Richter für die Sache günstig zu stimmen, löste der Wirt den Beutel vom Gürtel und machte ihn dem Kaiser zum Geschenk. Hierüber scheinbar hoch erfreut, verließ der Kaiser den Saal, um, wie er sagte, das schöne Geschenk in Verwahrung zu bringen; in Wirklichkeit aber sandte er den Beutel durch einen Diener an die Frau des Wirtes mit dem Befehle, das dem Kaufmanne veruntreute Geld sogleich in den Beutel zu tun und sofort an des Kaisers Hof zurückzusenden. Die Wirtin, welche in das Geheimnis der Veruntreuung eingeweiht war, glaubte natürlich, ihr Mann sei des Betrugens überführt worden und habe denselben eingestanden. In ihrer Angst holte sie sogleich die zweihundert Mark Silber herbei und legte sie in den Beutel, den der Bote nun dem Kaiser brachte. Dieser verbarg den Beutel, setzte sich wieder auf den Richterstuhl und nachdem er noch eine Weile die frechen Lügen des Wirtes angehört hatte, sagte er, den Beutel hervorziehend:

„Eures Weibes Rede ist eine aufrichtigere als die Euere; sie hat die böse Tat eingestanden, welche Ihr an dem Kaufmanne hier begangen habt.“ Nach diesem Worten übergab der Kaiser die Geldsumme dem Kaufmanne, den betrügerischen Wirt aber dem strafenden Arme der Gerechtigkeit.





Siebzehnte Erzählung.

Kaiser Albrecht I. als Gastfreund.

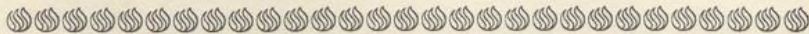
„Weißt du doch, wie ein Jüngling sich
leicht zu Vergehungen wendet.“

Homer.

Die Geschichte aller Zeiten weiß Beispiele von der Wahrheit dieses Ausspruches zu erzählen.

Kaiser Rudolf I. hatte seinen Sohn Albrecht zum Herzog der österreichischen Länder aufgestellt und auf dem glänzenden Reichstage zu Augsburg, am 27. Dezember 1282, die Herrschaft des glorreichen Hauses Habsburg in Österreich bis auf unsere Tage fest gegründet. Albrecht I., der erste Habsburger Herzog von Österreich und Steiermark, rechtfertigte auch das Vertrauen, welches sein Vater in ihn gesetzt hatte. Hart war seine Art, aber die rauhe Außenseite barg einen edlen Kern; sein Gemüt kannte kein Falsch und das Gesetz war ihm heilig, wie seinem Vater es gewesen. Seine Tapferkeit in der Schlacht auf dem Marchfelde verschaffte Albrecht den Beinamen „der Siegreiche“.

Während Herzog Albrechts Regierung wurde im benachbarten Ungarn der jugendliche Thronerbe Andreas III. von einem Gegenkönig, Ladislaus III., der Kumane genannt, vom Hof und Reich vertrieben. Wohin sollte der unglückliche Jüngling vor seinem tyrannischen Gegner fliehen, als nach dem Hofe des edlen Herzogs Albrecht I. von Österreich? So geschah es auch und mit offenen Armen nahm der Herzog den Flüchtling auf. Er hielt diesen wie sein Kind und gab seiner Dienerschaft strengen Befehl, in dem jungen Gaste den rechtmäßigen Thronerben Ungarns zu ehren. Anfangs fühlte sich der Jüngling tief ergriffen von solchem Edelsinne, allmählich aber erwachte der ungarische Stolz in ihm, der mit jugendlichem Übermuth Hand in Hand ging. Eines Tages kehrte Herzog Albrecht von einem großen Jagdzuge heim. Am Tore der Hofburg harrten seine Gemahlin Elisabeth, die Kinder, die Dienstmänner und viel Volk der Ankunft des





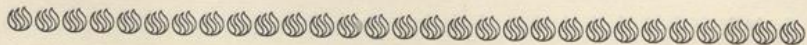
Herzogs, um diesen mit gebührenden Ehren zu begrüßen. Nur der junge Andreas, der undankbare Gast des Herzogs, ritt bei Seite, um dem Landesfürsten nicht begegnen zu müssen. „Mein königliches Blut kommt in Wallung, sollte ich gezwungen sein, einem einfachen Herzog von Österreich solche Ehren zu erweisen,“ sagte der Jüngling in seinem Eigendünkel. Als diese hochmütige Äußerung dem Herzog Albrecht hinterbracht wurde, war er zwar darüber betrübt, doch sein edles Herz wies mit Abscheu den Rat der Umgebung zurück, den Jüngling als Gefangenen an seinen Gegner, den König Ladislaus, auszuliefern. Andreas durfte im herzoglichen Asyl zu Wien in ungeschädeter Sicherheit fortleben, doch sah er jetzt selten mehr das Antlitz Albrechts, seines Schützers, der dem Jüngling auch die freigebige Hand entzog. Die Folge davon waren Dürftigkeit und endlich gänzliche Verarmung des Jünglings, den Albrecht nicht zu strafen, sondern nur zu bessern gesucht.

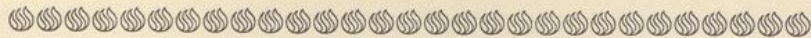


Achtzehnte Erzählung.

Kaiser Albrecht I. und sein Hofnarr.

Der Leser hat den Jüngling Andreas in vorstehender Erzählung als undankbar kennen gelernt, in nachstehender wird er erfahren, daß auch Rachsucht sein jugendliches Gemüt erfüllte. Ladislaus III., der Gegner des Andreas, war gestorben und, von einflußreichen Freunden unterstützt, konnte Andreas nun wieder seine rechtmäßigen Ansprüche auf Ungarns Thron geltend machen. Ohne Abschied entfernte sich Andreas heimlich vom Hofe zu Wien und wurde kurz darauf in seiner Vaterlande zum König ausgerufen. Seine erste Heldentat — im Sommer 1291 — war nun, mit einem Heere von 60.000 Mann raubend und plündernd in Österreich einzufallen, Wien und seine Umgebung mit Brand und Verwüstung zu ängstigen und alles Gute, das er als hilfloser Flüchtling von Albrecht I. erfahren hatte, durch Übeltaten an dessen Landen zu vergelten. Die Räte des Herzogs meinten, daß der Ungarkönig nur über eine unbedeutende Kriegsmacht verfüge und gewiß bald von selbst abziehen werde. Doch Albrecht ließ sich da-

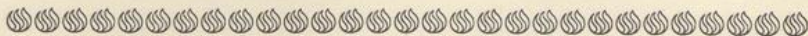


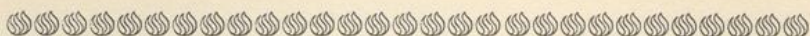


mit nicht beruhigen, er wollte sich von dem Stande der Dinge genauer überzeugen und dazu schien ihm sein Hofnarr Gamperl geeigneter als seine Hofräte. An den Fürstenhöfen gab es in den Zeiten des Mittelalters die sogenannten „Hofnarren“, die aber nicht nur Schalksreden zu führen wußten, sondern auch in Stunden bittersten Ernstes, der oft genug an ihre Fürsten herantrat, sich als treue und zuverlässige Ratgeber bewährten. Solcher Lustigmacher, die oft hohe Stellen bekleideten und klüger waren als manche Hofräte mit amtsfauren Gesichtern, finden wir in der Geschichte vieler europäischer Höfe bis ins 18. Jahrhundert erwähnt. Es gab darunter grobe Käuze, die durch allerlei derbes und unsinniges Geschwätz zu ergötzen suchten und jede Rücksicht auf den Standesunterschied beiseite setzten; auch gab es unter ihnen Schmeichler und Fresser, die von ihren Herren jeden Spott ertrugen, wenn sie dafür durch eine reich gefüllte Schüssel entschädigt wurden. Andere waren feine, witzige Köpfe, wußten Anstand und Höflichkeit zu wahren und sich durch ihre lustigen Einfälle, artigen Erzählungen, weisen Sprichwörter und Lebensregeln so angenehm zu machen, daß man sie lieb gewinnen mußte. Als Abzeichen ihrer sonderbaren Hofwürde trugen solche Lustigmacher die kugelförmige „Narrenkappe“ oder „Gugel“ mit den „Eselsohren“ und dem „Hahnenkamm“, den „Narrenkolben“, der einem Szepter ähnlich sah, und klingende Schellen von der Schuhspitze bis zum Scheitel. Herzog Albrecht, der selbst nicht viel zum Frohsinne geneigt war, bedurfte seines getreuen Hofnarren in vielen trüben Stunden und zu ihm nahm er auch jetzt, da die Ungarn vor den Toren Wiens standen, seine Zuflucht.

„Gamperl,“ sagte Albrecht zu seinem Getreuen, „das Unglück meines Volkes geht mir weit über den Spaß; spanne deinen Scharfsinn an und denke über Mittel und Wege nach, wie du dich ins Lager der Ungarn schleichen und über Zahl, Bewaffnung und Art der feinde Erkundigung einzuziehen vermagst; mein guter Hofnarr, es ist mir Ernst, bitterer Ernst mit der Sache, ich will dem Elend ein Ende machen.“

„Seid getroßt, edler Herr,“ entgegnete Gamperl, seinen Finger an die Stirne legend, „ich werde meine Sache gut machen. Was die Mittel betrifft, so erbitte ich mir eine Summe Geldes, um Speck für die Krieger zu kaufen, die mich ins Lager zulassen sollen, denn mit Speck fängt man Mäuse und die Ungarn lieben ihn ganz besonders, nur muß er mit Paprika gewürzt sein. Was die Wege betrifft, so





halte ich es fürs beste, den geraden Weg der Wahrheit zu wählen und gleich mit der Türe ins Haus, das heißt ins Lager der Feinde zu fallen. Zu einem Spione tauge ich nicht, ich hoffe, als Hofnarr sicherer ins feindliche Lager und wieder heraus zu kommen.“

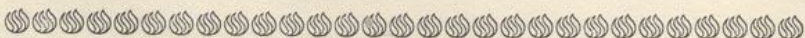
„Tue, was dir gut dünkt und sieh zu, daß die Sache nicht krumm geht,“ sagte Herzog Albrecht und reichte dem Gamperl eine Summe Geldes zu seinen Einkäufen. Der Hofnarr verkleidete sich als Krämer, nahm einen Korb mit Speck und anderen Eßwaren mit und begab sich nach dem Lager der Ungarn. Unaufgehalten kam er durch eine lange Gasse von Zelten, da und dort seine Waren anbietend, die wohl raschen Absatz, aber wenig Bezahlung fanden. Endlich war Gamperl vor dem prächtigen Zelte des Königs angelangt, der in schimmernder Rüstung in der Nähe desselben stand und schon seit geraumer Zeit den Krämer scharf ins Auge gefaßt hatte. Als sich Gamperl dem König näherte, rief dieser lächelnd:

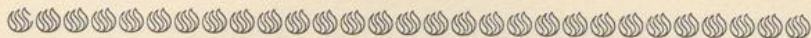
„Ah, ein Geschäftsfreund von mir; manche Spötter nannten mich ja auch den „venetianischen Krämer“, weil ich auf der Flucht meiner Eltern zu Venedig das Licht der Welt erblickt habe und dort aufgewachsen bin. Aber ich werde meinen Feinden mit guter Elle und vollem Maße heimzahlen; verstelle dich nur nicht, mein lieber Gamperl, du hast mir während meines Aufenthaltes am Hofe des Herzogs Albrecht zu Wien manche Stunde bitteren Leides durch deine Schnackn und Schnurren versüßt. Sag' an, hat dich dein Herr und Herzog in mein Lager geschickt? Ist der Hofnarr ein Spion geworden?“

„Ja, mein edler König, es ist so,“ antwortete Gamperl, der es für gut fand, die dünnste Miene zu seinem gefährlichen Spiele zu machen; „ich sage es rund heraus, denn mit der Wahrheit kommt man am weitesten, auch im Feindeslager. Ich bin von Wien herausgekommen, um mich über Zahl und Bewaffnung unserer Feinde genau zu unterrichten und meinem edlen Herrn getreuen Bericht darüber erstatten zu können. Ich glaube, daß mir im ganzen Heere der Ungarn niemand besseren Bescheid geben kann als der König selbst und bitte ihn daher um die gewünschte Auskunft.“

„Das heißt offen gesprochen,“ lachte König Andreas, „doch es soll dir wegen deines Späherdienstes kein Haar gekrümmt werden; sag' an, was will Herzog Albrecht von mir?“

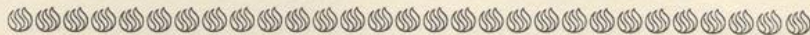
„Ruhe und Frieden, die König Andreas von Ungarn ebenso nötig hat als wir,“ antwortete Gamperl; „die Großen Eures Reiches

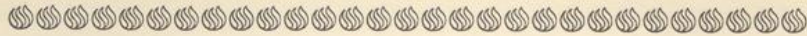




sind mißvergñügt und haben einen mächtigen Hinterhalt an dem Herzog von Österreich. Wenn Ihr lange an der Schwechat stehen bleibt, kann es dazu kommen, daß sich Euer Volk jenseits der Leitha wieder einen anderen König wählt." Gamperl wußte in der Tat durch seine launigen, aber mit Wahrheit gewürzten Vorstellungen den König Andreas III. zum Frieden geneigt zu machen. Auf dessen Geheiß wurde ein reichgeschirtes Pferd herbeigeführt, Gamperl mußte sich in königlichen Zelte umkleiden und in kostbarer Rüstung an der Seite des Königs das ganze Heerlager durchreiten und eingehend besichtigen. Die Späherei war dem Hofnarren leicht gemacht. Ein Stunde später sprengte Gamperl auf wieherndem Rosse in das Tor der Hofburg zu Wien und erzählte seinem Herrn und Herzog von der gewaltigen Heeresmacht der Ungarn, von der Großmut des Königs Andreas, in dessen Herzen Undank und Rachsucht wieder edleren Gefühlen gewichen waren, welche ihn dem Frieden geneigt machten. Herzog Albrecht, dem das Wohl seiner Untertanen zu sehr am Herzen lag, befolgte den klugen Rat seines Hofnarren und schloß am 28. August 1291 zu Hainburg Frieden mit dem Ungarkönig. Die Handels- und Verkehrsverhältnisse auf der Donau wurden geregelt und die Nachbarschaft der beiden Reiche zu einer friedlichen gestaltet. Albrecht gab sogar seine Tochter Agnes dem König zur Gemahlin. Die feierliche Vermählung ward in der Hofburg zu Wien begangen, in welcher der König einst, verbannt aus seinem Vaterlande, eine gastliche Zufluchtsstätte gefunden hatte. Durch diese Annäherung zwischen den beiden Höfen war der erste Anlaß zu einer Vereinigung Österreichs mit Ungarn gegeben, die später auch erfolgte.

Aus dem einfachen Herzog von Österreich, dem der ungarische Flüchtling einst die ehrfurchtsvolle Begrüßung verweigert hatte, wurde im Jahre 1298 der deutsche Kaiser Albrecht I., der erste Herzog von Österreich, der Deutschlands Krone trug. Das Haus Habsburg erhob sich in Jugendkraft, während das Königtum in Ungarn in Verfall geriet und mit Andreas III., der 1301 starb, das Königsgeschlecht der Arpaden in männlicher Linie erlosch.





Neunzehnte Erzählung.

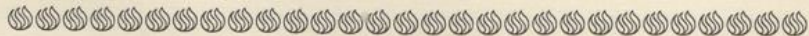
Bruderliebe im Hause Habsburg.

„O, schilt das gold'ne Jugendalter nicht,
der Kopf ist rasch, allein das Herz ist gut.“
Grillparzer.

Kaifer Albrecht I. hatte mehrere Söhne, welchen die Zeitgenossen bezeichnende Beinamen zuteilten; so wurde Rudolf III. „der Sanftmütige“ genannt, Friedrich erhielt wegen seiner herrlichen Gestalt den Beinamen „der Schöne“, Leopold hieß „der Biedere oder Starke“, Albrecht II. ist in der Geschichte bekannt als „der Weise“, Heinrich hieß „der freundliche“ und Otto „der fröhliche“. Wie die Brüder schon in ihrer Kindheit eines Herzens und eines Sinnes waren, so hielten sie auch in ihrem späteren Alter treu zusammen.

Es war im Jahre 1292, als Albrecht I., damals noch Herzog von Österreich, bei der Wahl eines deutschen Königs von den Kurfürsten übergangen wurde, welche, gegen ihr dem Herzog gemachtes Versprechen, den Grafen Adolf von Nassau zum deutschen König wählten. Diese Täuschung ging dem Herzog sehr zu Herzen; als er seinem Gegner pflichtgemäß gehuldigt hatte, kehrte er, tief gekränkt, in seine Hofburg nach Wien zurück. Dort hielt er sich, fast zum Menschenfeinde geworden, von seiner Umgebung fern, selbst von seiner Familie, die er sonst innig liebte. Selten vermochte der Schalksnarr Gamperl, den der Leser in der vorigen Erzählung kennen gelernt, seinen Herrn zu erheitern; keine Leibwache schritt vor dem Gemache des Herzogs auf und ab, kein Trabant ward geduldet, nur Jaginta, der riesige, starke Lieblingshund des Herzogs, hielt vor der Türe treue Wacht. Wer sich dieser näherte, der schien verloren, selbst den Hofleuten, die dem Hunde bekannt waren, zeigte er knurrend die scharfen Zähne.

Nun kam eines Morgens Prinz Leopold, der liebende Sohn, um seinen Vater zu begrüßen. Zutraulich wedelnd trabte Jaginta, das große Tier, dem Jüngling entgegen, begann aber sofort zu





knurren, als der Prinz sich der Türe zu den Gemächern seines Vaters näherte; als er nun gar die Klinke ergriff, sprang der Hund, laut bellend, an Leopold hinan und riß ihn am Oberleide gewaltsam zurück. Der Jüngling, nicht mit Unrecht „der Starke“ genannt, erhob seine nervige Faust und ließ dieselbe mit solcher Wucht auf den Kopf des treuen Hundes niederfaulen, daß dieser zusammenstürzte und nach einigen Zuckungen zu Füßen des Prinzen verendete.

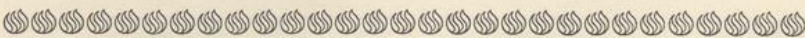
Bestürzt über die Folgen seines Jähzorns, der eigentlich nur Notwehr war, floh der junge Prinz in die Halle hinaus. Herzog Albrecht hatte das Bellen seines treuen Wächters vernommen und war sogleich herbeigeeilt. Ein Schmerzensruf entfuhr seinen Lippen, als er seinen Jaginta als Opfer treuen Wächterdienstes tot auf dem Boden liegen sah. Mehrere Diener waren inzwischen herbeigekommen, hinter ihnen auch die Prinzen Leopold und Friedrich; alle harrten in ängstlichem Schweigen des Ungewitters, welches bevorstand.

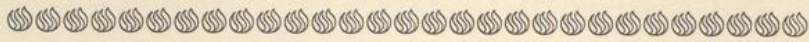
„Der Täter, wer er auch sei, soll mir so teuer büßen, daß er sich nimmer wieder wird bekommen lassen, mich zu kränken,“ rief Albrecht mit vor Erregung bebender Stimme; „der Schlag nach dem Tiere, welches meine Freude in Betrübnis gewesen, hat auch mich, seinen Herrn, getroffen. Wer von euch hat die Tat begangen? Fast schien es mir, als hätte ich meinen eigenen Sohn Leopold in die Halle entweichen sehen!“

„Verzeiht, bester Vater, nicht Leopold ist es, der Jaginta getötet hat, sondern ich bin es gewesen; mich treffe die Strafe und nicht ihn,“ fiel Prinz Friedrich ein, der während der Tat seines Bruders in der Nähe geweilt hatte und jetzt in brüderlicher Liebe die verdiente Strafe von jenem ablenken und auf sich nehmen wollte.

„Du wagst es, mir unter die Augen zu treten? Fort von mir, mein Urteil wird dir auf dem Fuße folgen,“ rief der Herzog zornig und mit drohender Gebärde. Die schönen, seelenvollen Augen wie um Verzeihung bittend auf seinen Vater richtend, wollte Friedrich sich entfernen; in diesem Augenblicke aber umarmte Leopold seinen Bruder und warf sich dem Herzog zu Füßen mit den Worten:

„Nein, Vater, mich mußt du strafen, nicht den Friedrich, der an der bösen Tat ganz unschuldig ist und sich nur für seinen schuldigen Bruder opfern will. Jaginta hätte mich zerrissen, nur zu meiner Rettung gab ich dem Tiere den Faustschlag, der es tötete, ohne daß ich es wollte. Man nennt mich ja „den Starken“, sieh doch Friedrich





an, ob dieser mit seiner zarten Hand solchen Schlag zu führen vermöchte. Doch diesen Worten widersprach Friedrich und nachdem der edle Wettstreit der Bruderliebe noch eine Zeitlang gedauert, glitt ein Lächeln über das Antlitz des Vaters, der mit sanfter Hand seinen Sohn aufhob.

„Eine Notlüge ist auch einem liebenden Bruder nicht erlaubt,“ sagte der Herzog zu Friedrich; „dir, Leopold, verzeihe ich die üble Tat an meinem Hunde.“ Bei diesen Worten strich der Herzog die herrlichen Locken aus Friedrichs Stirne und küßte ihn auf diese, dann zog er beide Söhne an seine Vaterbrust.

Spätere Ereignisse verscheuchten den lang genährten Gram aus Albrechts Herzen. Als die Kurfürsten im Jahre 1298 mit dem deutschen König Adolf von Nassau unzufrieden wurden, wählten sie an seiner Stelle Albrecht I., und da Adolf seiner Absetzung mit bewaffneter Hand entgegentrat, so zog Albrecht gegen ihn zu Felde und erkämpfte sich in der Schlacht bei Göllheim die deutsche Kaiserkrone.

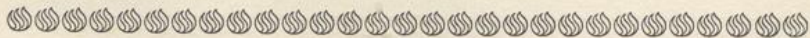


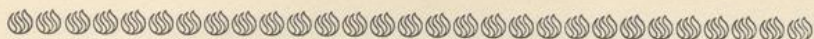
Zwanzigste Erzählung.

Kaiser Friedrich III., der Schöne, und seine Leibwache.

„Ruhmvoll ist der Tod für das Vaterland.“
Horatius.

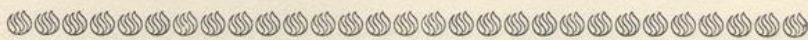
Als am 24. August 1313 der deutsche Kaiser Heinrich VII. gestorben war, erhoben die Habsburger und die Wittelsbacher zu gleicher Zeit Ansprüche auf den erledigten Thron. Die habsburgisch Gesinnten wählten den Herzog Friedrich III. von Österreich, „der Schöne“ genannt, die Gegner des Hauses Habsburg, die sogenannte „luxemburgische“ Partei, wählte Ludwig den Bayern. Deutschland genoß den zweifelhaften Vorzug, zwei Kaiser zu gleicher Zeit zu besitzen, und beide waren Enkel Rudolfs I. von Habsburg, denn Friedrich war der

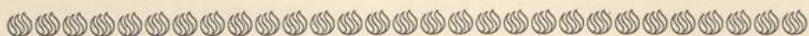




Sohn des Kaisers Albrecht I. und Ludwig war der Sohn von dessen Schwester Mechtild. Diese Doppelwahl führte zu jahrelangen Kriegen zwischen den beiden Kaisern, deren Länder darunter bitter zu leiden hatten. Im steirischen Ennstale, bei dem Kloster Admont, hielt Kaiser Friedrich III. einst Heerschau über seine Krieger. Er saß auf seinem Streitrosse in schimmernder, prachtvoller Rüstung, welche den goldstrahlenden Reichsadler zeigte, auf dem gelockten Haupte trug er die Sturmhaube mit der goldenen Krone. Während seine Blicke über die Edlen schweiften, welche seinem Rufe zum Kampfe für Kaiser und Reich gefolgt waren, kamen vierundzwanzig Ritter in gleichartiger schmucker Rüstung herangesprengt, allen voran ein Held mit silberweißem Haar, das ihm unter dem Helme auf die Schultern fiel. Er ritt an den Kaiser heran, während die anderen Ritter diesen umringten.

„Gott zum Gruße, gnädigster Kaiser und Herr,“ rief der Greis; „ich führe Euch meine Söhne und Vettern, die ich im Waffenhandwerk auferzogen habe, als Leibwache zu; sie alle wollen für Euch kämpfen, siegen und auch sterben. Ich bin unter Kaiser Friedrich III. alt geworden, als Jüngling kämpfte ich unter Eurem erlauchtem Großvater, Kaiser Rudolf I., in der Schlacht auf dem Marchfelde; dreizehn Trautmannsdorfe starben dort den Heldentod für das Vaterland.“ Der greise, aber noch rüstige Ritter war Albert von Trautmannsdorf, der Älteste eines berühmten Geschlechtes, der drei Kaisern gedient und mehr als fünfzig Schlachten und Gefechte mitgemacht hatte. Der Greis stellte seine vier Söhne, dann die neunzehn Söhne und Enkel der auf dem Marchfelde gefallenen Trautmannsdorfe dem Kaiser Friedrich vor und dieser nahm freudig die Dienste eines in Treue und Tapferkeit so bewährten Geschlechtes an. Friedrich wollte einen entscheidenden Schlag gegen Ludwig den Bayern führen und überschritt den Inn. Man rieth ihm, die Ankunft seines Bruders Leopold zu erwarten, der mit Hilfstruppen unterwegs war; aber Friedrich wollte keine Zeit verlieren, da das anfangs kleine Heer seines Gegners sich täglich verstärkte. Bei Mühlendorf kam es zur Entscheidungsschlacht, welche für Friedrich unglücklich ausfiel, obgleich er persönlich wie ein Held kämpfte, während Ludwig sich nicht einmal in die Nähe des Schlachtfeldes wagte. Der unglückliche Ausgang wurde durch eine List des Burggrafen von Nürnberg herbeigeführt, der seine Söldner in die Farben österreichischer Krieger kleidete und so ungehindert mitten unter die Scharen Friedrichs drang. Diese erkannten den heimtückischen





Feind erst, als sie sich von ihm unversehens angegriffen sahen. Die Schlacht war für Friedrich verloren. Von den Trautmannsdorffschen, die ihm zur Seite als Leibwache geblieben waren, starben vier den Heldentod, sechzehn wurden, schwer verwundet, gefangen genommen, nur drei entkamen, darunter der riesenstarke Gerrand, „der große Ritter“ genannt. So tapfer sich alle gehalten, so sehr die Enkel ihren Ahnen vom Marchfelde Ehre gemacht hatten, so wurde Kaiser Friedrich selbst doch von einem bayerischen Ritter gefangen genommen und auf Befehl des Kaisers Ludwig nach der Burg Trausnitz gebracht; mit ihm war auch Hektor von Trautmannsdorf gefangen worden, der seinen Herrn nach der Veste begleiten durfte, um ihn zu trösten und zu pflegen.



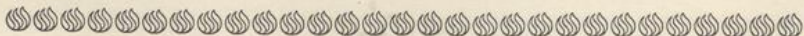
Einundzwanzigste Erzählung.

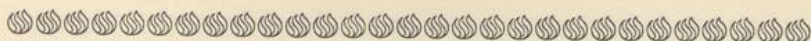
Kaiser Friedrich III. und sein Beispiel deutscher Treue.

„Halt treu den Eid, denn er hält fest
die Welt.“Weilen.

In Habsburger war es, der allen Zeiten ein herrliches Beispiel gegeben hat, wie heilig ihm sein Manneswort war.

Kaiser Friedrich III. saß nach der unglücklichen Schlacht bei Mühldorf (1322) drei Jahre lang als Gefangener auf der Burg Trausnitz. Herzog Leopold, sein ältester Bruder, war entschlossen, mit seiner Macht das Ansehen des Hauses Habsburg zu verteidigen und seinem unglücklichen Bruder zu Hilfe zu kommen. Der Leser hat ja die Bruderliebe der beiden edlen Habsburger aus einer früheren Erzählung kennen gelernt. Kaiser Ludwig, vom Herzog Leopold bedroht, von seinem früheren Bundesgenossen, dem König Johann von Böhmen, verlassen und vom König von Frankreich bedrängt, suchte sich durch einen Vertrag mit dem gefangenen Friedrich auszusöhnen und durch dessen Freilassung aus der eigenen Verlegenheit und Gefahr zu ziehen.



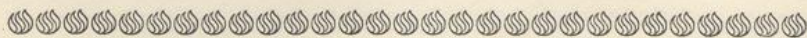


Friedrich, der sich durch die lange Haft an Leib und Seele gebrochen fühlte, mußte sich unwürdigen Bedingungen fügen, indem er auf die deutsche Kaiserkrone verzichtete und den Kaiser Ludwig in allen seinen Unternehmungen zu unterstützen versprach. Er beschwor diesen, am 12. März 1325 abgeschlossenen Vertrag, der auch die Bedingung enthielt, daß er bis zum Johannistag — 24. Juni — wieder in die Gefangenschaft zurückkehren müßte, falls er die eingegangenen Verpflichtungen nicht erfülle. Im April 1325 kehrte Friedrich nach Österreich zurück. Sein Antlitz war gramumdüstert, die Wangen fahl, ein langer, entstellender Bart wallte wirr auf die Brust hernieder, die einst so schönen Augen lagen tief in ihren Höhlen und blickten traurig umher. Niemand erkannte den Unglücklichen. Als aber sein Begleiter, der Prior Gottfried von der Kartause Mauerbach bei Wien, dem Volke sagte, daß dieses Jammerbild der Kaiser Friedrich sei, den sie einst „den Schönen“ genannt, da flossen Tränen der Rührung und des Mitleids über die Wangen Aller.

Am 23. April hielt der unglückliche Fürst seinen Einzug in Wien, doch dort erwartete ihn das herbste Leid. Seine Brüder führten dem Kaiser eine wankende Gestalt zu, seine Gemahlin Isabella, Tochter des Königs Jakob II. von Arragonien. Die arme Fürstin vermochte den heißersehnten Gatten nimmer zu schauen, denn ihre Augen waren vom vielen Weinen über sein Unglück erblindet. Die Brüder des Heimgekehrten, namentlich Herzog Leopold, erkannten den Vertrag von Trausnitz nicht an; er galt in ihren Augen als erzwungen, seine Bedingungen als unvereinbar mit der Ehre und Würde des Hauses Habsburg.

So zog denn vor Sonnenwende 1325 Friedrich, begleitet von seinem Freunde und Tröster, dem Prior Gottfried von Mauerbach, nach München, um sich wieder als Gefangenen zu stellen, sein gegebenes Fürstenwort einzulösen und das ergreifendste Beispiel deutscher Treue zu geben. Halb Europa wäre auf Friedrichs Seite gestanden, wenn er die Rückkehr verweigert hätte, der Papst selbst hatte ihn des erzwungenen Eides entbunden, nur das Gefühl für Treue und Rechtlichkeit bewogen Friedrich, sich freiwillig der harten Gefangenschaft aufs neue zu unterwerfen.

Als er nach München kam, war Ludwigs Härte gegen seinen Verwandten und einstigen Jugendgespielen gewichen. Der Chronist erzählt: „Ludwig, von so viel Demut und Treue gerührt, eilte Friedrich



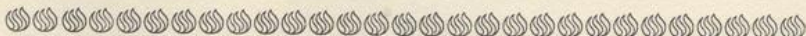


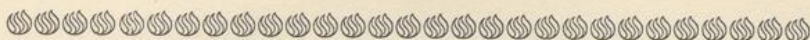
entgegen, schloß ihn an sein Herz und sprach ihn nicht nur frei, sondern hielt es für das Geratenste, die Regierung des Reiches mit Friedrich zu teilen. Von dieser Stunde an aßen beide an Einem Tische und schliefen in Einem Bette wie leibliche Brüder.“ Letztere Worte sind nun nicht wörtlich zu verstehen, sondern nur als symbolische Bezeichnung inniger Freundschaft aufzufassen. Friedrich behielt den ihm gebührenden Titel eines deutschen Kaisers, doch an der Regierung des Reiches nahm er wenig Anteil, er zog sich zurück.

Herzog Leopold, der geliebte Bruder, die rechte Hand und Stütze Friedrichs in dessen sturmbewegtem Leben, starb 1326. Friedrich fühlte sich ganz vereinsamt; krank im Herzen, suchte er den Frieden, den ihm die Welt nicht geben konnte, auf dem Schlosse Gutenstein, wo er am 13. Jänner 1330 starb. Arm war sein Leben an Freude, aber um so reicher an Schmerz gewesen. Um Mitternacht, bei Fackelschein, übertrug man den Leichnam nach der Kartause Mauerbach und bettete den unglücklichen Fürsten dort zur ewigen Ruhe.

Die Burg Trausnitz bei Pfreimd in der bayerischen Oberpfalz steht noch heute; in ihrem viereckigen Turme befindet sich das Gemach, wo Friedrich gefangen saß.

„Jawohl, Trausnitz (Trau es nicht)!“ rief er aus, als er zum erstenmal die Burg erblickte; „ich würde nicht hier sein, wenn ich meinen Kräften nicht allzusehr vertraut hätte.“





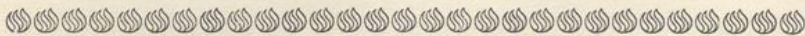
Zweiundzwanzigste Erzählung.

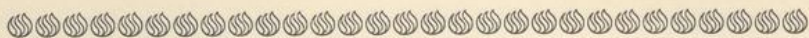
Herzog Otto, der Fröhliche, und der Kärntner Huldigung.

„Ehre jeder Hand voll Schwielen.“
freiligrath.

Wie Kaiser Josef II. in der Neuzeit, so wußte schon im Mittelalter einer seiner erlauchten Ahnen den arbeitsamen Bauernstand zu ehren.

Im Mai 1355 waren die österreichischen Herzoge Albrecht II. und Otto, beigenannt „der Fröhliche“, vom Kaiser Ludwig IV. mit den Ländern Kärnten, Krain und der windischen Mark belehnt worden. Der letzte Herzog, namens Heinrich, aus dem Hause Mainhard von Görz und Tirol, war gestorben und seine Länder fielen nach alten Verträgen an das Haus Habsburg. Zur Besitznahme Kärntens genügte die kaiserliche Belehnung nicht, sondern es mußte auch der Kärntner Bauer, als Kern und Vertreter des Volkes, befragt werden. Herzog Otto, der das Land übernahm, fügte sich dieser eigentümlichen Huldigungsform der Kärntner, welche an ihren ehrwürdigen, wenn auch zuweilen sonderbaren Gebräuchen seit Jahrhunderten festhielten. — Der Festtag war angebrochen. Schon am frühesten Morgen stieg eine zahlreiche Menschenmenge von den Gehöften und Sennhütten der Berge herab oder wanderte aus den Talgründen heraus, wo die Mühlen klappern und die Kohlenmeiler rauchen. Alle strebten dem Dörfchen Karnburg zu, das auf einem Hügel, gegenüber dem Wallfahrtsorte Maria-Saal, gelegen ist. Vor der Kirche stand ein großer, runder, mit dem Wappen von Kärnten geschmückter Marmorblock, der „Fürstenstein“ geheißen. Auf diesem saß der sogenannte „Herzogsbauer“ oder „Edling“, der Eigentümer eines benachbarten Gutes, auf welchem diese Würde erblich war. Um den Stein waren Schranken gezogen, wie bei einem Turniere, außerhalb derselben wartete das zahlreich erschienene Volk mit großer Spannung, ob sich der berühmte Herrscherstamm der Habsburger dem althergebrachten Brauche fügen





werde. Und er kam wirklich, der neue Landesfürst. Ein Mann trat heran im grauen, lodenen Bauernwamse, einen großen, mit roter Schnur umzogenen Hut auf dem Kopfe, einen roten Gürtel um die Leibesmitte, derbe Bundschuhe an den Füßen. In der Rechten trug er einen langen Hirtenstab, zur Seite hing ihm die Hirtentasche, mit Brot und Käse gefüllt. Otto der Fröhliche war es, der neue Herr und Herzog von Kärnten, des Reiches Erzjägermeister. Vor ihm schritt ein Herold mit dem Banner Kärntens, dem schwarzen Löwen im goldenen Felde, und Österreichs weiß-rotem Bindenschilder dabei; neben dem Herzog führten Knechte einen schwarzen, halbblahmen Stier und einen mageren, halbblinden Karrengaul. Dem Landesfürsten in Bauerntracht folgten der Adel und die Ritterschaft des Landes im Prachtgewande, die Pfannberg, Liechtenstein und Aussenstein. Zwei der edlen Landherren geleiteten Otto nach dem „Fürstenstein“. In diesem Augenblicke rief der „Herzogsbauer“ in windischer (slovenischer) Sprache nach den Schranken hinaus:

„Wer ist's, der so stolz einherzieht?“

„Unser Landesfürst,“ antwortete der brausende Ruf des Volkes.

„Ist er frei und christlich geboren?“ rief der Bauer.

„Er ist es,“ war die tausendstimmige Antwort.

„Ist er ein Verteidiger des wahren Glaubens? Liegen ihm Wohl und Wehe unseres Landes am Herzen?“

„Ja,“ ertönte es wie aus Einem Munde.

„Ist er ein gerechter Richter, ein Beschützer der Witwen und Waisen? Ein Schirmer der Freiheit unseres Bauernstandes?“

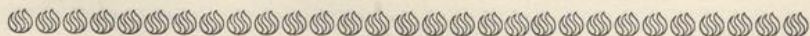
„Er ist es und wird es sein,“ war der ebenso laute Gegenruf des Volkes.

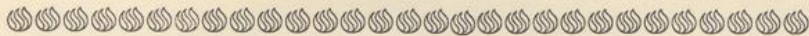
„Hat er auch den Mut, wenn es das Wohl seiner Untertanen fordert, so arm zu werden, daß ihm ein dürrer Gaul und ein lahmes Rind als Reichtum dünken?“ rief der „Herzogsbauer“, auf die beiden Tiere weisend.

„Er wird den Mut haben,“ antwortete das Volk.

„Nun, so frage ich euch, mit welchem Rechte wird mich der Landesfürst von diesem Stuhle bringen?“

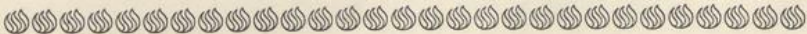
„Er kauft ihn von dir um sechzig Pfennige Silber, diese zwei Zugtiere sollen dir gehören auch die Kleider und Schuhe des Fürsten; dein Haus wird frei sein und niemandem zahlst du Zins noch Zehent.“ Diese Antwort, welche ein Landherr im Namen des Herzogs dem

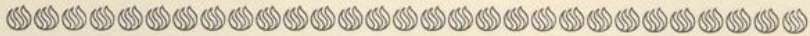




„Edling“ gab, schien diesen zu befriedigen. Der Bauer berührte den vor ihm stehenden Herzog mit einem leichten Backenstreich, ermahnte ihn zu Recht und Gerechtigkeit in der Regierung, stieg hierauf vom „Fürstenstein“ herab und führte den Stier und das Pferd mit sich fort. Tausendfacher Jubelruf erfüllte die reinen Lüfte des Berglandes, als Herzog Otto sich jetzt auf den Fürstenstein setzte und, ein ihm dargereichtes Schwert nach allen vier Himmelsgegenden schwingend, mit lauter Stimme dem Volke Recht und Gerechtigkeit im Lande zu halten versprach. Nachdem der Herzog den Fürstenstein verlassen, bewegte sich die Versammlung in feierlichem Zuge nach dem Gottes Hause, wo in einem Hochamt der Segen des Himmels auf den neuen Herzog und sein Kärntnerland herabgesleht wurde. Ein Festmahl brachte Fürsten und Volk in heitere Stimmung. Nach Beendigung des Mahles ordnete sich abermals der Zug; Herzog Otto, der seine Bauernkleider abgelegt und dem „Edling“ geschenkt hatte, trug jetzt Herzogshut und Purpurmantel und saß auf einem reichgeschirrten Pferde. Langsam ging es von Karnburg nach dem geschichtlich ehrwürdigen Boden des sogenannten „Zollfeldes“ hinab, wo einst die blühende Römerstadt Virunum gestanden. Dort erhob sich der sogenannte „Herzogsstuhl“ von Kärnten, ein doppelter, etwa zwei Meter hoher Steinsitz mit Lehnen rückwärts und an den Seiten, alles aus Resten römischer Steinfärgel und Grabplatten kunstlos zusammengesetzt. Auf dem Huldigungsplatze, im Angesichte der freien Berge, stieg Herzog Otto vom Pferde und setzte sich auf den Stuhl, entblößte sein Haupt und schwor auf den Kreuzknauf seines Schwertes, die Rechte und Freiheiten des Landes zu wahren. Hierauf verteilte er die Lehen und nahm die Huldigung der Stände des Landes entgegen. Während der Lehensverleihung hielt der Erblandmarschall das Pferd des Herzogs, der Erbmundschenk einen goldenen Kopf und der Erbtruchseß eine silberne Schüssel. Vom „Herzogsstuhl“ zog Otto mit seinem ganzen Gefolge nach der Kirche Maria-Saal, wo ein feierlicher Gottesdienst die Zeremonie beendete.

Das Volk hatte Vertrauen zu dem Habsburger, welcher sich dem alten Huldigungsbrauche der Kärntner unterworfen und dadurch ihre Sitte geehrt hatte. Herzog Ernst, der Eiserne, war der letzte österreichische Fürst, der auf dem steinernen Herzogsstuhle saß. Heute besteht diese Huldigungsfeierlichkeit nicht mehr. Aber auf dem Zollfelde steht noch das steinerne Denkmal der Freiheit eines biederen, kernigen





Volkcs; Bäume umschatten den Platz und ein Eisengitter umfriedet „Kärntens Herzogsstuhl“. Der „Fürstenstein“ wird in dem Klagenfurter Landhause aufbewahrt.



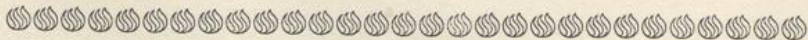
Dreiundzwanzigste Erzählung.

Herzog Leopold III. von Österreich und sein Heldentod bei Sempach.

„Ein Held ist, wer das Leben Großem opfert.“
Grillparzer.

Herzog Leopold III., Bruder des Herzogs Rudolf IV., verwaltete als Reichsvogt die habsburgischen Besitzungen in Schwaben, Elsaß, der Schweiz und Tirol. Die nach Unabhängigkeit ringenden Schweizer waren mit dem mächtigen Österreich in Fehden und Kämpfe geraten, da Herzog Leopold die Ritterschaft begünstigte und sich dadurch die Städte und deren Bürgerschaft zu Feinden machte. Es kam daher zwischen Leopold und den Schweizern zum Kriege, der in der Entscheidungsschlacht bei Sempach am 9. Juli 1386 sein für den Herzog unglückliches Ende fand. Leopold war mit 3500 Mann zu Fuß und zu Roß — die Reiter aus der Blüte der Ritterschaft — von Stein bei Baden aufgebrochen und durch den Aargau nach dem Städtchen Sempach gezogen. Dort hatten sich die schweizerischen Eidgenossen unter dem Luzerner Schultheiß, Petermann von Gundoldingen, gesammelt. Die Bodenbeschaffenheit der Gegend war für ein Reitergefecht sehr ungünstig und das österreichische Fußvolk war hinter der Reiterei in weiter Entfernung zurückgeblieben. Kriegskundige Männer rieten dem Herzog ab, auf dieser Stelle den Kampf zu wagen und sich selbst persönlicher Gefahr auszusetzen. Doch die Ritter waren zu Kampflustig und Herzog Leopold sagte:

„Wollt's Gott nicht. Sollte ich heute lassen sterben und selbst leben? Ich will heute Übles und Gutes, Wohl

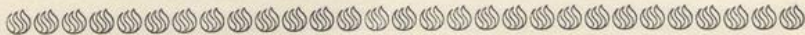




und Weh' mit Euch teilen. Das beste, was ein jeder tut, ist Siegen oder Sterben. Ich will bei meinen Rittern und Knechten heute sterben oder genesen um das Meine und auf dem Meinen." (für meine Sache und in meinem Lande.) Besser ist's, mit Ehren tot, als schmähdlich dastehen vor Frauen." Diese Worte des heldenmütigen Herzogs verfehlten ihre Wirkung nicht. Die Ritter stiegen von den Pferden und schnitten die Spitzen ihrer Schuhe ab, da sie auf dem steinigem Wege mit den nach abwärts gebogenen Schuhspitzen (eine Auszeichnung des Rittertums) nicht zu gehen vermochten. Zu einer gepanzerten Mauer zusammengeschlossen, aus welcher die Lanzen wie die Stacheln eines Igels herausragten, erwarteten sie den Feind. Anfangs vermochten die ungepanzerten Schweizer gegen die Österreicher nichts auszurichten; bald aber lagerte sich die drückende Hitze des Sommertages über das Schlachtfeld; viele der Ritter erstickten in ihren schweren Rüstungen und stürzten zu Boden, anderen wurden von den mit Nägeln



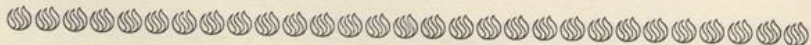
Kapelle auf dem Schlachtfelde bei Sempach.

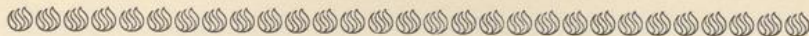




beschlagenen Keulen (Morgensternen) der Schweizer die vorgestreckten Lanzen zersplittert; es entstand eine Lücke in den Reihen der Österreicher und die Eidgenossen drangen in diese ein und richteten ein furchtbares Blutbad an. Als der zu Tode verwundete Heinrich von Eschenlohe sterbend das österreichische Banner aus der Hand sinken ließ, ergriff es Herzog Leopold und rief:

„Es ist so mancher Graf und Herr für mich in den Tod gegangen, auch ich will mit ihnen ehrlich sterben.“ Bei diesen Worten schwang Leopold die vom Blut gerötete Fahne und stürzte sich in das dichteste Schlachtgewühl. Wie ein Löwe kämpfend, sah er die Edelsten seines Landes fallen, die Liechtenstein und Wolfenstein, die Thierstein und Schrottenstein, die Fürstenberg und Starckenberg. Der Herzog sollte ihnen in den Heldentod nachfolgen. Ein Schwyzer Kuhhirte, der den Ruf „Ich bin der Herzog“ nicht hörte oder nicht hören wollte, stach dem Fürsten die Lanze durch eine Öffnung des Harnisches. So endete Leopold im 35. Jahre seines ritterlichen Lebens als einer der bedeutendsten Fürsten seiner Zeit; 1400 Kämpfer fielen mit ihm, darunter 600 vom Adel aus Schwaben, Nargau und dem Etschlande. Martin Maltern, Bannerherr von Freiburg im Breisgau, fiel zugleich mit dem Herzog, den er mit seinem Leibe schützen wollte. Auf dem Platze, wo die gefallenen Ritter, deren Leichname von ihren Angehörigen nicht nach der Heimat geführt wurden, ein gemeinsames Grab gefunden haben, erhebt sich heute eine Kapelle. Die Leiche des Herzogs Leopold wurde im Kloster Königsfelden beigesetzt, 1808 jedoch in das Benediktinerkloster St. Paul in Kärnten überführt. Mehrere Kreuze bezeichnen den Umfang des Schlachtfeldes; der Platz, wo die Ritter die Spitzen ihrer Schuhe, der sogenannten Schnabelschuhe, abschnitten, heißt heute noch die „Schnabelweide“ und der Ort, wo sich die anfangs in die Flucht geschlagenen Schweizer wieder zu neuem Angriffe sammelten, heißt die „Wiederkehr“.





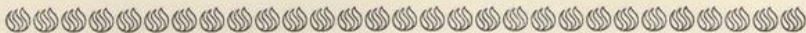
Vierundzwanzigste Erzählung.

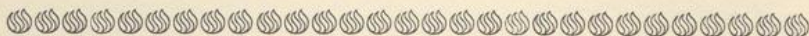
Herzog Albrecht II. als edler Rächer.

„Je größer der Mensch, desto versöhnlicher ist er im Zorne.“
Ovidius.

Den großen Ahnherrn Rudolf I. von Habsburg hatten die Zürcher einst zu ihrem Feldhauptmann und Schirmherrn ernannt; mit dem Enkel, Herzog Albrecht II., waren sie jedoch in Streit geraten. Bereits seit Wochen lagerte der schon alternde Herzog mit seinem Heerhaufen vor Zürich, um die Mauern der Stadt zu brechen und ihre rebellischen Bewohner zu züchtigen; doch sah er sich genötigt, Frieden zu schließen, da er es mit einem anderen Feinde zu tun bekam. Es war dies die übermütig gewordene Bürgerschaft der Stadt Basel, welche dem Herzog seine alten Tage verbitterte, so daß dessen Unmut sich von den Zürchern abwandte und sich gegen die Basler richtete. In gerechtem Zorne hatte der Herzog einen Schwur getan, die Stadt vom Erboden zu vertilgen. Doch bedurfte es keiner irdischen Züchtigung, da der Himmel selbst die Baseler schwer heimsuchte und demütigte.

Am 18. Oktober 1356 nämlich wurde Basel von einem furchtbaren Orkan heimgesucht, der die Waldungen von den Gebirgen wegsegte und über die Täler dahinbrauste. Im Erdreich klappten ungeheure Risse und Schlünde auf, aus denen Flammen emporschlugen und stinkende Schwefeldämpfe aufqualmten. Wenige Minuten später erschütterten zehn rasch aufeinanderfolgende gewaltige Stöße die Erde; zahlreiche Ortschaften und vierundachtzig Burgen der Herren und Grafen von Constanz und Basel, welche sich auf dem Felsengebirge des Clermont erhoben, stürzten ein; die halbe Stadt Basel sank in Trümmer; keine Kirche, kein Haus war verschont geblieben, alle Ringmauern waren eingestürzt, Feuer entstand, das unlöslich durch acht Tage wütete. Das Wehklagen der Sterbenden und Verwundeten erfüllte die Lüfte und die Überlebenden, welche durch eiligste Flucht ins Freie sich zu retten vermocht hatten, klagten händeringend um ihr zu



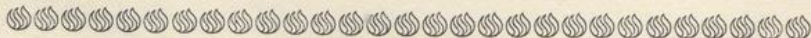


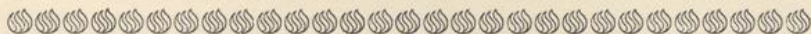
grunde gegangenes Hab und Gut und flehten den Allmächtigen um Hilfe und Rettung an. Und Hilfe kam auch wirklich — und von wem? Von dem edlen Habsburger, den die Baseler durch Bosheit und Übermut so tief gekränkt hatten.

Kaum hatten nämlich die Räte des Herzogs Albrecht die traurige Kunde vernommen, daß das stolze Basel in Schutt liege, als sie in wohlthätiger Weise ihm zuredeten, mit seinem Heere sogleich nach Basel zu ziehen und, seinem Schwure treu, die unglückliche Stadt vollends zu zerstören. Doch Albrecht zeigte sich jetzt als edler Habsburger und sagte mit Entrüstung über die Schadenfreude zu seinen Räten:

„Das sei ferne von Uns, daß ein Albrecht von Österreich die Unglücklichen noch elender mache; jetzt sind die Baseler sicher vor mir; die Gott schon so hart gezüchtigt hat, brauchen meine Züchtigung nimmer. Ich werde ihnen kein weiteres Leid zufügen. Ist die Stadt wieder aufgebaut und fordert sie mich dann wieder zum Streite heraus, dann erst werde ich ihr Gegner sein.“

Statt mit seiner Kriegsmacht über Basel herzufallen, befahl Herzog Albrecht, daß 400 Dienstleute aus seinen Besitzungen im Schwarzwalde und in der Schweiz mit Lebensmitteln, Geld und Holz zu Hilfe eilen und die Baseler bei der Wiederaufbauung ihrer zerstörten Stadt kräftig unterstützen sollten. Der Herzog bestritt mit eigenen Mitteln die Kosten der Aufräumungsarbeiten in der verwüsteten Stadt und ließ die Eisengasse von der Rheinbrücke bis zum Kornmarkt herstellen. So hatte dieser edle Fürst Österreichs über seine Feinde den schönsten Sieg errungen, indem er sich selbst besiegte.





Fünfundzwanzigste Erzählung.

Herzog Rudolf IV., der Stifter, und seine Wanderung über das Tauerngebirge.

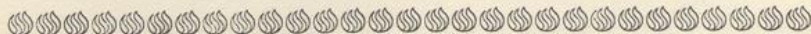
„Anstrengung und Erfolg sind un-
getrennt ein Paar.“ Bäcker.

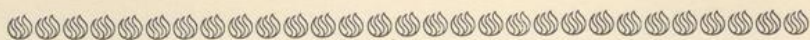
Der junge Markgraf Mainhard von Tirol war am 13. Jänner 1362 gestorben und seine Mutter Margarete, nach einem ihrer Schlösser „Maultasch“ genannt, hatte die Regierung des Landes übernommen. Schon früher hatte die Markgräfin einen Vertrag abgeschlossen, nach welchem sie, im Falle ihr Sohn ohne Leibeserben sterben würde, die Grafschaft Tirol mit Görz und das Eischtal mit der Burg Tirol an Österreich abtreten wolle. Da gleich nach dem Ableben des jungen Markgrafen das Herrscherhaus der bayerischen Wittelsbacher das schöne Land Tirol für sich zu erwerben strebte, so war rasches Handeln nötig, um jene Länder für Österreich zu sichern.

Herzog Rudolf IV. von Österreich, der Sohn des Herzogs Albrecht II., war trotz seiner Jugend ein Mann von ausgezeichneter Tatkraft, und das Tirolervolk war den Habsburgern mehr geneigt als den Wittelsbachern. Mitten in der strengsten Kälte machte sich Rudolf am 5. Jänner 1363 von Wien auf den Weg nach Tirol. Das Reisen war bekanntlich in jenen Zeiten noch nicht so bequem wie heute, wo man im geheizten Eisenbahnwagen blitzschnell durch die Länder fliegt und die Gefahren der Bergwelt bei Seite liegen läßt.*)

Der Herzog, von seinem Kanzler Johann von Gurf und einem ganz kleinen Gefolge begleitet, wählte, um alles Aufsehen zu vermeiden, nicht die Heerstraße über Salzburg, sondern den Anweg über den Semmering nach Judenburg und weiter durch die Murenge bei Tamsweg nach Radstadt und in den Pinzgau. Dem Mutigen und Kühnen gehorcht das Glück, und dieses bedurften der Herzog und seine Begleiter bei ihrer Wanderung über den Krimmlertauern gar sehr. Unter „Tauern“ — vom keltischen Worte taur, der Berg —

*) Siehe „Ferdinand Zöhrer, Österreichische Alpen geschichten“.

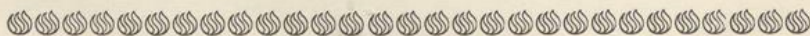


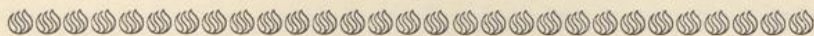


versteht man die Übergänge über die Hauptkette der österreichischen Alpen. Schon in den ältesten Zeiten waren auf diesen unwirtlichen Höhen Schutzhütten erbaut worden, aus denen sich die heutigen „Tauernhäuser“ entwickelten, die gar oft für den Wanderer die einzige Zufluchtsstätte in Sturm und Not bilden.

Ohne Wärme zu spenden, stand die Sonne am blauen Himmelsgewölbe, als Herzog Rudolf mit seinen wenigen Begleitern und einem wegekundigen Führer vom Pinzgau der Aache (kleiner Fluß) nach aufwärts stieg in das Krimmler-Achenthal, durch welches der Tauernweg in etwa zehn Stunden in das tirolische Achenthal führt. Welch ein herrliches Schauspiel bot sich den Blicken der Wanderer dar! Die Gewässer, welche von der Tauernwand in drei nahe aufeinander folgenden Absätzen von einer Seehöhe von 1500 m in eine Tiefe von 900 m abstürzen, schliefen nicht in Winterstarre. Mit Erstaunen und Bewunderung über die Allmacht des Schöpfers erfüllte den Herzog der Anblick der „Krimmlerfälle“, der größten Wasserfälle der Alpenwelt; mit Entsetzen lauschte er dem Tosen, Brausen und Brüllen der abstürzenden Gewässer, die sich nur zum kleinen Teile in die Bande des Eises hatten schlagen lassen. Bitterkalte Dünste stiegen aus der Tiefe der Schlucht herauf, deren Eisränder im Sonnenlichte wie weiße Seide glänzten. Auch die Aache schlief nicht in Erstarrung. Lustig sprangen ihre Wellen über die Steinblöcke im Bette dahin, dann und wann senkte sich eine Wildente auf die klare Flut und ließ sich von dieser eine Strecke hinabtragen; die Wasserstare sandten ihr frisches Lied in die Morgenstille hinaus. Am Ufer standen einige Tannen wie riesige silberne Armleuchter in einen glänzend weißen Mantel gehüllt, ihre Wipfel starrten in die kalten Lüfte hinauf. Über den Gesträuchern, die vom munteren Kreuzschnabel, Gimpel und Stieglitz belebt waren, lag eine Decke von Eis, die im Sonnenlichte schimmerte, als wäre sie mit Edelsteinen besät; die Beeren des Berberitzenstrauches leuchteten wie rote Korallen, und von den Birken, die ihre Zweige wie Silberschnüre hernieder senkten, schüttelte der übermütige Zaunkönig eine kleine Schneewolke auf den fürslichen Reisenden herab.

Nach einer vierstündigen Wanderung hatte die Gesellschaft die sogenannte „Schellenhöhe“ erreicht, war dann bis in den Hintergrund des Windbachthales gedrungen und am Nachmittage ward die eigentliche Paßhöhe erstiegen. Auf dem ganzen langen Wege hatte Herzog Rudolf Ausschau gehalten nach den sich vor ihm aufstürmenden

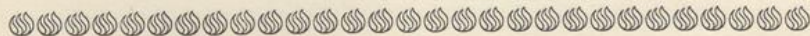


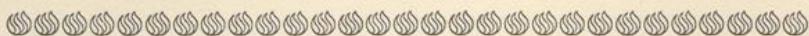


Tirolerbergen und nach der Alpenburg, die er auf friedlichem Wege für sein Fürstenhaus erwerben wollte. Der Führer, welcher keine Ahnung hatte, daß in dem in einfache Gebirgstracht gekleideten jungen Manne mehr stecke als ein Händler, wie solche oft über die Tauern wandern, hatte mittlerweile ein scharfes Auge auf die Vorgänge am Himmelsgewölbe geworfen, die ihm nicht recht geheuer erscheinen mochten.

Schon gegen Mittag hatte sich die Sonne häufig hinter aufsteigendes Gewölke versteckt, das sich immer mehr ausbreitete und, immer trüber und grauer werdend, tiefe Schatten über die kurz vorher noch sonnenlichte Landschaft warf. Ein Schneehuhn flog den Firnfeldern zu, und ein großer Raubvogel kreischte in die Totenstille hinein, welcher im Sommer gewöhnlich ein Gewitter, im Winter ein Schneesturm folgt. In der That begannen jetzt dünne, durchsichtige Schneeflocken leise herabzuschweben wie kleine, stille Sternlein oder die weißen Blüten des Frühlings. Die Zinken und Jacken der Tirolerberge, vorher noch lichtübergossen, verschleierten sich im Nebel und verschwanden schnell in diesem. Öde und traurig lag die Paßhöhe vor den Blicken der Wanderer. In den Tiefen, wo die Wälder sich dehnten, begann es zu pfeifen und zu heulen, zu brausen und zu tosen, als rase die wilde Jagd über die Wipfel der knarrenden Bäume. Nun fielen die Schneeflocken dichter und immer dichter, es war aber nicht der milde, hauchähnliche flockenschnee der Ebene, sondern der graupelartige, nadelspitze Hochschnee der Alpen, dessen Eiskristalle die ungeschützte Haut wie Glassplitter verwunden. Die Windsbraut, die bald von den Gipfeln der Berge herab, bald aus den Schluchten herauf stürmte, hatte mit rasender Schnelligkeit haushohe Schneemassen zusammengesgetragen, welche den Alpensteig bis zur Unkenntlichkeit vergruben.

Wehe den Wanderern, wenn sie ohne Führer gewesen wären, wenn der eisige Wind ihre Glieder erstarrt, Müdigkeit ihre Füße und Schlaf ihre Augen umfangen hätte — sie wären unrettbar in die Arme des Todes gesunken. Doch der junge, kräftige, hoffnungsfreudige Herzog strebte unverzagt seinem Ziele zu, seine Getreuen wollten hinter ihrem geliebten Fürsten nicht zurückbleiben und der Führer brachte die Reisenden in eine nahegelegene Hütte, welche Schutz gewährte. Der Sturm hatte bald ausgetobt, die finsternen, nächtlichen Dunkel verbreitenden Schneewolken begannen von den Tauern zu weichen und als der Führer zum Ausbruch mahnte, war das Gewölk zerrissen

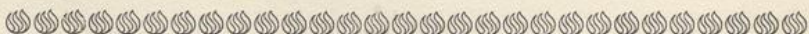




und jagte in ländergroßen Flächen dahin, an den Facken und Riffen der wieder auftauchenden Gebirge sich teilend. Das Brausen des Windes erstarb in den Schluchten und Klüften; wie auf Kommando eines Kapellmeisters die Instrumente, so verstummten allgemach die Chöre des grausen Konzertes und dafür kehrte die Ruhe eines Winterabends ein. Der Himmel wurde klar und blau, die Abendsonne leuchtete auf die schneebedeckte Berglandschaft herab und die stolze Dreiherrnspitze, die Nachbarin des Großvenedigers, begann in matten Rosa zu erglühen.

Die Wanderer stiegen durch die Schlucht der Prettau ins tirolische Taufererthal hernieder und langten zu später Nachtzeit auf der Burg Taufers an. Hier wurde kurze Rast gemacht. In den nächsten Tagen wurde die Weiterreise durch das Uhrnthal nach Bruneck, von da durch das winterlich rauhe Pusterthal nach Brixen, dann in das Eisackthal hinab in der Richtung nach Bozen fortgesetzt. Bald weheten die milderen Lüfte des Südens; trotz der frühen Jahreszeit kam an geschützten Stellen schon ein grünender Teppich zum Vorschein; der im Sommer so üppige, mit Weinreben dicht bewachsene, von Pflirsich- und Mandelbäumen durchzogene „Bozener Boden“ öffnete sich, die Stadt Bozen, das Ziel der geheimnisvollen Reise, war erreicht. Am 27. Jänner 1363 war es, als im Saale eines altherwürdigen Gebäudes zu Bozen, das heute als Postamt dient, in Gegenwart der Burggrafen, Landherren sowie höherer kirchlicher Würdenträger von Tirol die Markgräfin Margarete Maultasch erklärte, ihren Vettern, den Herzogen Rudolf IV., Albrecht und Leopold von Österreich, die Grafschaft Tirol mit Görz, das Land an der Etsch und das Innthal abzutreten; gleichzeitig erteilte sie allen ihren Untertanen den Befehl, den österreichischen Herzogen zu huldigen und dem Hause Habsburg den Eid der Treue und des Gehorsams zu leisten. Vierzehn Tiroler Landherren und eine Anzahl Räte unterzeichneten mit der Markgräfin die Abtretungsurkunde im Namen aller Tiroler. Herzog Rudolf IV. hatte sein Ziel, Macht und Besitz des Hauses Habsburg zu erweitern, erreicht. Trotz der Kriegsdrohungen Bayerns empfing am 2. September 1363 Rudolf als wirklicher Regent das Szepter von Tirol, und den fünf Adlern im blauen Felde des österreichischen Wappens konnte der sechste, der rote Adler von Tirol, hinzugefügt werden.

Als die wackeren Söhne der Berge im Jahre 1863 das fünf-hundertjährige Jubiläum der Vereinigung Tirols mit Österreich festlich





begingen, da erschien ein Habsburger in Mitte der Landes schützen, Kaiser Franz Joseph I., der auf dem Schießstande zum Stutzen griff und manchen Kernschuß auf die Ehrenscheibe „Österreich“ tat.



Sechszwanzigste Erzählung.

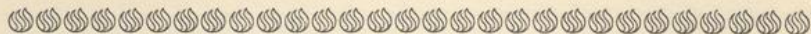
Herzog Rudolf als „Stifter“ des geistigen Wien.

„Zu jedem ganzen Werke gehört ein
ganzer Mann.“ Rückert.

Wenn der Leser den herrlichen Dom zu St. Stefan in Wien beschaut oder den Tempel der Wissenschaft, die Universität, betritt, so wird er zugestehen, daß es ein ganzer Mann gewesen sein muß, dem diese zwei Werke ihre Entstehung verdanken. Dieser Mann ist Herzog Rudolf IV. von Österreich, der sein angestammtes Land zu einem der glücklichsten machte und dem auch Wien, das durch schwere Drangsale verödet war, die Wiederbelebung seines Handels und Verkehrs zu verdanken hat. Er selbst sprach es aus, daß aller Ruhm der Fürsten auf dem selbstbegründeten Glücke ihrer Untertanen beruhe. Trotz seiner Jugend begriff Herzog Rudolf die Zukunftsbedingungen seines Hauses und trachtete nach der Gründung eines in sich geschlossenen, von Kaiser und Reich möglichst unabhängigen habsburgischen Österreichs, dem er auch während seines leider so kurzen Erdenlebens nach innen und außen hohe Achtung und Geltung zu verschaffen wußte. Welchen Mühseligkeiten und Gefahren der Herzog Trotz bot, wenn es galt, für einen großen Zweck die ganze Manneskraft einzusetzen, das ist dem Leser bekannt geworden, als er ihn auf der winterlichen Wanderung über die Tauern begleitete. Seine Energie und Tatkraft bewährte sich auch in anderer Richtung und verschaffte ihm den wohlverdienten Beinamen „der Stifter“.

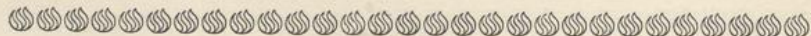
Es war am 7. April 1359, als der Herzog in Gegenwart seiner Gemahlin Katharina, Tochter des Kaisers Karl IV., seiner jüngeren

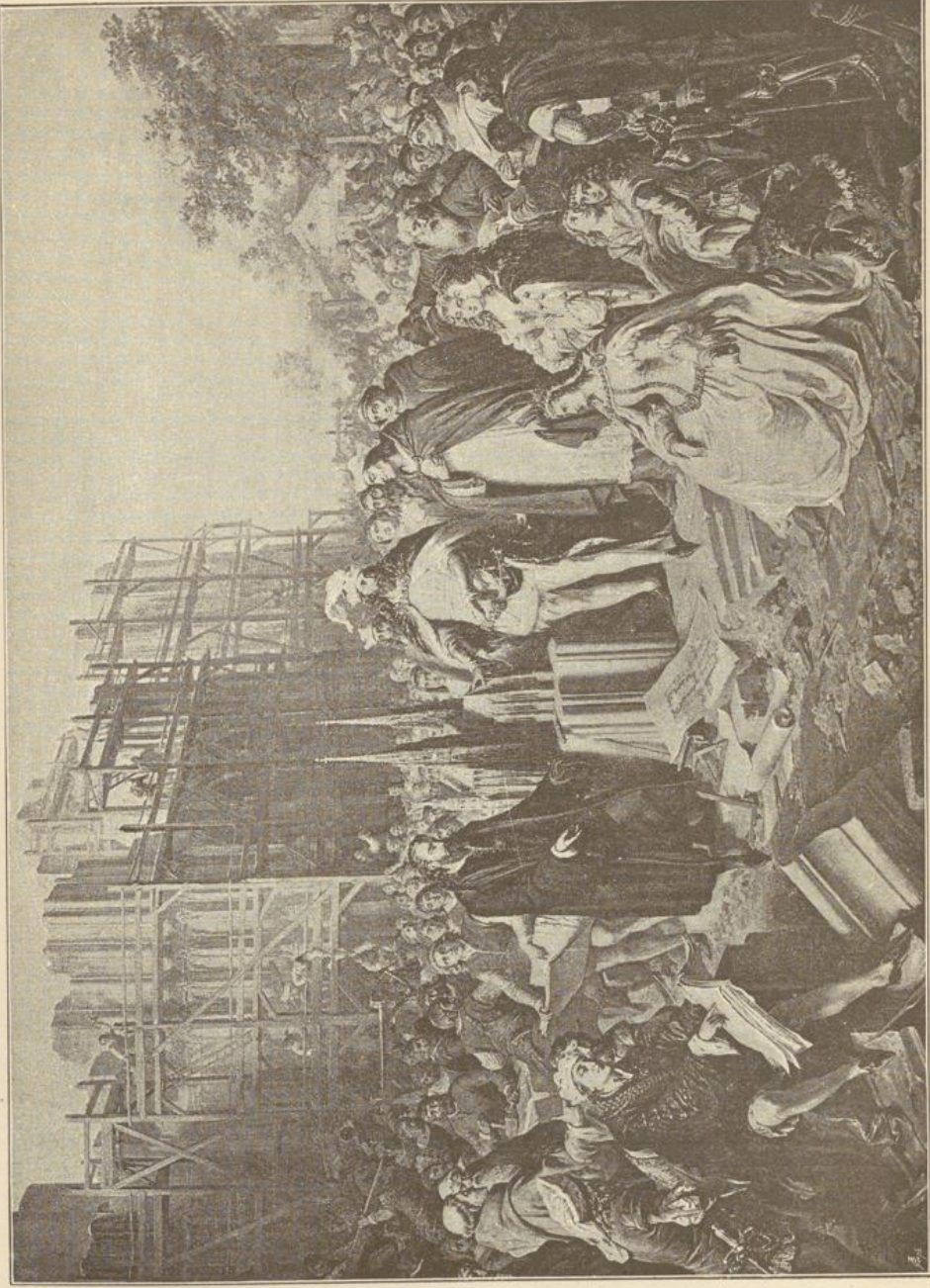




Brüder Friedrich, Albrecht und Leopold, ferner der Herzoge Wenzel von Sachsen und Peter von Bourbon, der Markgrafen Mainhard von Görz und Mainhard von Brandenburg, sowie in Anwesenheit vieler Würdenträger des Staates und der Kirche und des Rates der Stadt Wien den Grundstein zum Neubau der Sankt-Stefanskirche legte und selbst den ersten Spatenstich zu dem herrlichen Bauwerke tat. Herzog Rudolf ließ die aus der Mitte des zwölften Jahrhunderts stammende unscheinbare Pfarrkirche, welche in romanischen Stile aufgeführt war, durch einen Baumeister aus Klosterneuburg in einen gothischen, der Residenz Wien würdigen Dom umgestalten. Wenn auch die späteren Jahrhunderte manche Veränderung an dem großartigen Bauwerke brachten, so stammt doch der Grundbau aus der Zeit Rudolfs IV. Unvergänglichen Ruhm hat sich Rudolf durch Gründung der Universität in Wien erworben. Schon zu Zeiten seines Ahnherrn Rudolf I. von Habsburg bestand in Wien eine Schule zu Sankt-Stefan. Rudolf IV. wollte Wien zu einem Vereinigungspunkt von Wissenschaft und Kultur machen. Zu diesem Zwecke erweiterte er die alte Schule zu Sankt-Stefan zu einer „hohen allgemeinen Schule, woselbst gelesen, gelehrt und gelernt werden soll: Gottesgelehrtheit, die freien Künste, geistliche und bürgerliche Rechte, Arzneikunde.“ Am 12. März 1365 stellte der Herzog die Stiftungsurkunde aus, welche der Stifter, seine Brüder, der päpstliche Gesandte Agapitus von Colonia, sieben Bischöfe, sechs Klosteräbte sowie eine Anzahl Landherren und Adeliger durch Unterschrift und Siegel bestätigten. Wenn die junge Schöpfung auch in ihren Anfängen mit Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, nach Rudolfs frühem Tode sogar dem Verfall nahe war, so hat sie sich doch, trotz der Ungunst der Zeiten, erhalten, und aus dem ersten unscheinbaren Gebäude entstand der heutige Prachttempel der Wissenschaft, der von Tausenden besucht wird.

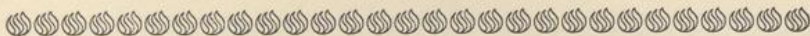
Aus den Tagen Herzogs Rudolf IV. stammt das Wort: „O felix Austria, o glückliches Österreich.“ Unter den um Wiens Aufblühen verdienten Männern, deren marmorne Gestalten die Elisabethbrücke zieren, erhebt sich neben den Standbildern der beiden Babenberger Heinrich Jasomirgott und Leopold der Glorreiche auch das des Habsburger Herzogs Rudolf IV., der Stifter genannt.





Herzog Rudolf IV. besucht den Bau des Stephansdoms 1361.





Siebenundzwanzigste Erzählung.

Herzog Ernst, der Eiserne, und seine Söhne.

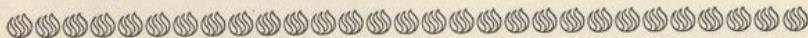
„Der Menschenkenner steht überall an
seinem Platze.“

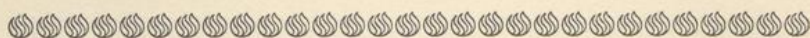
In den Jahren 1406 bis 1424 regierte über die steirischen Lande ein biederer Fürst aus Habsburgs Stamme, Herzog Ernst, der wegen seiner Körperkraft und Willensstärke, vielleicht auch wegen seiner Rüstung, unter welcher aber ein weiches, edles Herz schlug, der „Eiserne“ genannt wurde. Wie er unter seinem Hofstaate durch Körpergröße hervorragte, so überragte der ritterliche Held auch durch Waffengewandtheit die Stärksten auf dem Schlachtfelde. Am 14. Oktober 1418 besiegte er bei Radkersburg die Türken und nach ihrer Vertreibung suchte er die Wunden zu heilen, die der Feind dem Lande geschlagen. Wie ein Vater unter seinen Kindern, so weilte Herzog Ernst unter seinem Volke. Ihm zur Seite stand seine Gemahlin Cimburga, eine Prinzessin von Nassovien, welche ihrem Gatten an Körperkraft gleich, mit der Hand Hufeisen zerbrach und beladene Wagen zu heben vermochte, ihm aber auch an Mut und frommer Treue gleich kam.

Der Himmel hatte die Ehe des Herzogspaares mit zwei Söhnen gesegnet, Friedrich und Albrecht, die zur Freude ihrer Eltern gesund an Leib und Seele heranwuchsen. Der scharfsinnige Vater bemerkte jedoch bald in der Gemüths- und Gesinnungsbeschaffenheit der beiden Brüder einen grellen Gegensatz und beschloß, die Prinzen auf eine Probe zu stellen.

Eines Tages — es war im Jahre 1424 — ließ der Herzog durch seine Diener mehrere Säcklein mit goldenen und silbernen Münzen anfüllen; dann rief er seine beiden Söhne herbei und auf einen Wink des Herzogs mußten die Diener die Säcke vor den Augen der Prinzen ausschütten. Auf den Geldhaufen weisend, sagte der Vater:

„Nehmt, Kinder, soviel jedes von euch zu erlangen vermag.“

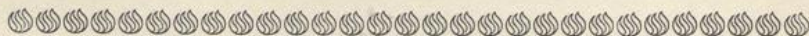


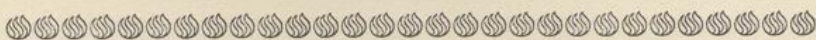


Friedrich, damals neun Jahre alt, sammelte bedächtigt eine Anzahl der Geldstücke und ertrug gelassen die Zanfworte und Eingriffe seines Bruders; dann verwahrte er sein Säcklein mit dem blinkenden Inhalt mit fast ängstlicher Sorgfalt. Albrecht, ein feuriger, lebhafter Knabe von sechs Jahren, erglühete vor Eifer und hatte mit flinken Fingern dreimal mehr zusammengerafft, als sein Bruder Friedrich in derselben Zeit. Sinnend hatte der Vater seinen Söhnen zugesehen, bald wohlgefällig lächelnd über Friedrichs Ruhe und Gelassenheit, bald über Albrechts Hast und Gier die Stirn runzelnd. Friedrich suchte für seine blitzende Ernte ein Versteckplätzchen, Albrecht jedoch gieng hinaus, verteilte die Münzen mit freigebiger Hand an seine jungen Freunde und hatte bald mit dem leicht gewonnenen Schatze aufgeräumt.

Herzog Ernst starb bald darauf, beweint von seinen Untertanen, in deren Mitte er auch ruhen wollte. In dem Zisterzienserkloster Reim in Steiermark steht sein Sarkophag und auf einem Denkstein aus rotem Marmor ruht die in voller Ritterrüstung ausgeführte Gestalt.

An seinen Söhnen bewährten sich die Gegensätze ihrer Gemüthsart auch im späteren Leben. Friedrich wurde römisch-deutscher Kaiser, blieb während der ihm vergönnten langen Regierung stets überlegend, ja zaudernd im Entschluß, friedliebend und nachgiebig. Manche Geschichtschreiber sagen ihm Geiz nach, doch tun sie ihm damit Unrecht, da er nur sparte, um fremde Säcke nicht angreifen zu müssen. Friedrichs Sohn, dem großen Kaiser Maximilian I., wird der Leser in diesem Buche bald begegnen. Der Bruder Albrecht wurde Regent im Lande Oberösterreich und ließ sich von habgierigen Schmeichlern umgarnen, an welche er in sinnloser Weise sein Vermögen verschleuderte, weshalb er auch von den Zeitgenossen „der Verschwender“ genannt wurde.





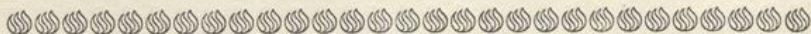
Achtundzwanzigste Erzählung.

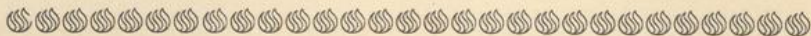
Herzog Friedrich IV. von Tirol und die trübste
Nacht seines Lebens.

„Das Volk ist das Herz des Landes.“
Lamartine.

Der Habsburger Friedrich IV., der seit 1406 in Tirol regierte, lernte die Wahrheit dieses Wortes an dem Volke seines schönen Berglandes kennen. Er geriet oft in Fehden mit den Bayern, Schweizern und Venetianern, auch im Innern des Landes mit den Wolkenstein, Starckenburg und anderen Adelligen, die einen mächtigen Bund gegen ihn bildeten. Bürger und Bauern dagegen hielten in treuer Ergebenheit zu ihrem geliebten Herzog. Da die häufigen Kriege seinen Säckel stark in Anspruch nahmen, so wurde er von seinen Gegnern spottweise „Friedrich mit der leeren Tasche“ genannt. Der deutsche Kaiser Sigismund gehörte auch zu den Feinden Friedrichs, den er zu verderben trachtete, in die Reichsacht erklärte und zu Constanz widerrechtlich als Gefangenen behandelte.

Herzog Friedrich beschloß, seine Sache und sein Recht auf eigene Faust zu verfechten. Er floh am 28. März 1416 aus Constanz und richtete seine Schritte nach seinem Lande Tirol. In der Verkleidung eines Spielmannes wanderte Friedrich durch Vorarlberg und erreichte in einer stürmischen Nacht, in welcher Winter und Frühling um die Herrschaft kämpften, das Städtchen Bludenz. Am Himmel jagten schwarze Wolken wie Gespenster dahin, nur dann und wann stahl sich ein Strahl des Mondes durch eine Lücke im Gewölke auf die Erde herab. Friedrich fand das Stadttor in der späten Stunde geschlossen, doch Hunger und Frost machten die Sehnsucht nach einer behaglichen Herberge rege und so ließ er den Torhüter einigemal etwas unsanft niederfallen, um Einlaß in das Städtchen zu finden. Der gewissenhafte Torwarter, der aus seinem ersten Schläfe gestört worden sein mochte, warf einen Blick durch das Guckloch nach dem Wanderer mit der Mandoline auf dem Rücken.





„Wer ist draußen?“ frug er barsch. „Ich wüßte keinen ehrlichen Bürger von Bludenz, der sich heute außerhalb der Stadt verspätet hätte.“

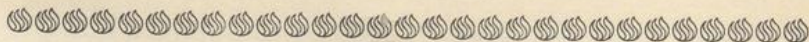
„Ein müder Spielmann ist es, der, von Feinden verfolgt, um Einlaß bittet,“ war Friedrichs demütig klingende Antwort.

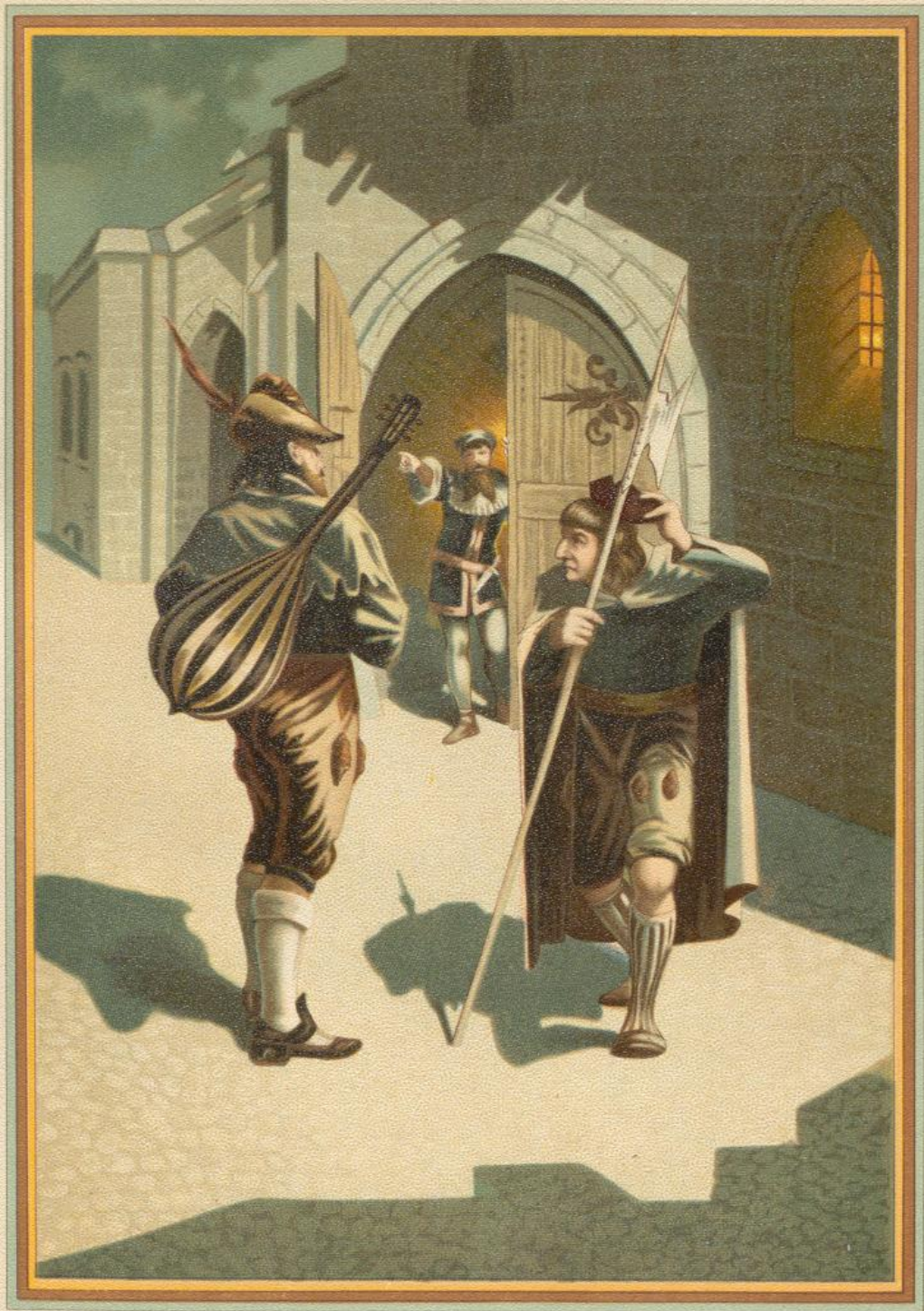
„Spielleute machen in unserem Lande jetzt schlechte Geschäfte, weil wir um unseren Landesfürsten trauern,“ versetzte der Torwart, während er den Schlüssel knarren ließ und das Tor eine Spanne öffnete, um den Harrenden näher in Augenschein zu nehmen. „Nennt Euren Namen. Oder seid Ihr etwa ein Spion der Feinde unseres geliebten Herrn, dann ist Bludenz gewiß die letzte Stadt, die Euch ihre Tore öffnet.“ Herzog Friedrich warf einen Blick des Dankes nach dem nächtigen Himmel, dessen Gewölke eben zerriß und die schimmernden Sterne durchleuchten ließ. In diesem Augenblicke erschien am Stadttore der Nachtwächter, von einer Runde zurückkehrend, die er bei einigen außerhalb der Stadtmauern gelegenen Häuschen gemacht hatte. Er faßte den Spielmann scharf ins Auge, als habe er diesen schon einmal gesehen. Vor Schreck entsank ihm fast die Hellebarde und bebend rief er dem Torwart zu:

„Jörgle, mach auf; unser gnädiger Herzog Friedel ist's, dem du das Stadttor vor der Nase zuschlagen willst! Mach auf, sonst läßt er dich an die Torangel hängen.“ Bei diesen Worten sank der Nachtwächter ehrerbietig auf ein Knie. Der Herzog hob den Alten sanft auf und sagte lächelnd zum Torwart:

„Fürchtet euch nicht, Herzog Friedrich von Tirol läßt keinen braven Mann hängen, der nur seine Pflicht getan hat.“

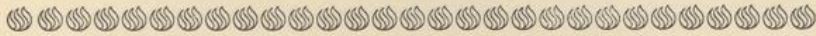
„Verzeiht, ich kannte unseren Landesfürsten in diesem ärmlichen Spielmannsgewande nicht und meinte, er weile noch in der weiten Welt draußen,“ entschuldigte sich der Wächter und riß das Stadttor weit auf, um mit einer tiefen, ehrfurchtsvollen Verbeugung den hohen Herrn einzulassen. Der Nachtwächter aber geleitete den Herzog nach der besten Herberge, wo er die Wirtsleute aus dem Schlafe trommelte. Am nächsten Tage war ganz Bludenz auf den Beinen und der Herzog, der während seiner Flucht auf schmale Kost gesetzt war, erholte sich an einer reichbesetzten Tafel, zu welcher er den pflichttreuen Torwart ebenfalls einladen ließ, von seinen Entbehrungen.





CHROMOLITH. ANST. KARL PROCHASKA TESCHEN.



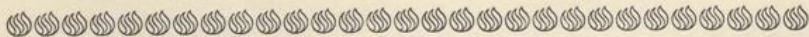


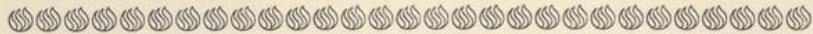
Neunundzwanzigste Erzählung.

Herzog Friedrich IV. von Tirol und der schönste
Tag seines Lebens.

„Mit Taten schmückt sich Treue, nicht
mit Worten.“ Shakespeare.

Während Herzog Friedrich sich, wie wir oben erzählt, auf seinen Irrfahrten befand, hatte sein Bruder Heinrich die Regierung übernommen und Adel und Ritterschaft für sich gewonnen. Friedrich konnte noch nicht offen auftreten, bevor er nicht erforscht hatte, ob er auf die frühere Liebe und Treue seines Volkes noch bauen dürfe. Schon zur Zeit seiner Regentschaft hatte sich der Fürst häufig verkleidet unter das Volk gemischt, um sich ein richtiges Urtheil über Land und Leute zu bilden und zu hören, wie man über ihn selbst als Herrscher rede. Die Minister und Hofräthe machten ihm oft Vorstellungen über das Unschickliche solchen gemeinen Verkehrs, doch Friedrich entgegnete ihnen lachend: „Meine Hofleute reden, was ich gerne höre; aber bei dem Volke erfahre ich, was einem Fürsten zu wissen notwendig ist, eine reine und glatte Wahrheit.“ Jetzt, wo er als Flüchtling durch sein Land irrte, sollte ihm seine Übung im Umgang mit dem Volke zu statten kommen. Zunächst nahm er bei treuen Freunden Aufenthalt, so im Ötzthale, am Fuße der großen Eisberge, wo ihm der Kosnerhof ein Asyl ward; dann auf der Burg Berneck im Stanserthale, dem Edelsitze des treuen Hanns von Müllinen, dessen gedacht werden wird, so lange Herzog Friedrichs Andenken währt. Eines Tages verließ er, als Pilgrim verkleidet, mit Stab und Muschelhut die Burg seines Freundes und ging nach dem Dorfe Landeck hinaus, wo seit je die Treue zu Hause war. Friedrich wollte prüfen, ob das obere Innthal an ihm, dem angestammten Fürsten mit der früheren Liebe hing, und der treue Müllinen mußte ihn begleiten, ebenfalls durch eine Verkleidung unkenntlich gemacht. Vor der Kirche des Dorfes stand damals eine breitästige Linde und unter ihrem

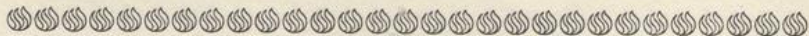


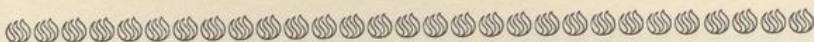


Schatten ging es recht lebhaft zu, wie es bei einer Kirchweih im Lande Tirol auch heute noch zu sein pflegt. Auf einer Bretterbühne standen bäuerliche Schauspieler und trugen Sagen und Sang vor, denen das Volk aufmerksam lauschte. Solche Volksschauspieler waren schon in den ältesten Zeiten bei den Tirolern heimisch; sie haben sich bis in unsere Tage erhalten, wo in jüngster Zeit in Meran die Geschichte des großen Befreiungskrieges von 1809 zur ergreifenden und wahrheitsgetreuen Darstellung gelangte. Als Herzog Friedrich, der sich mit Hanns von Müllinen unter das Volk gesellte, durch mancherlei Gespräche mit den Leuten die Überzeugung von der allgemeinen Anhänglichkeit an den rechtmäßigen Landesherrn gewonnen hatte, stieg er auf die Bühne, ließ sich von einem der Sänger eine Mandoline und begann, halb erzählend, halb singend, mit schmerzdurchbebtter Stimme die Geschichte von einem edlen Fürsten, den sein Volk schätzte und liebte, der aber, von seinen Feinden verfolgt, ferne seinem Vaterlande in monatelanger Gefangenschaft schmachten mußte. Als dann der Sänger, der den Zuhörern viel vornehmer dünkte als die gewöhnlichen Schauspieler, von der Flucht des geächteten Fürsten aus der Gefangenschaft erzählte, von seiner Liebe zum Vaterlande und von der Treue seines Volkes, als er diese klangvollen Saiten in den Herzen seiner Tiroler berührte, da wurden alle Zuhörer, Männer und Greise, Weiber und Kinder tief gerührt und halb weinend, halb jauchzend riefen sie aus:

„Das ist ja die Geschichte von unserem geliebten Herzog Friedel.“

„Und da ist er selber!“ rief Friedrich, das Pilzergewand von sich werfend, unter welchem das vornehme Herzogskleid zum Vorschein kam. Im nächsten Augenblicke hoben die Tiroler ihren geliebten Herzog auf die Schultern und trugen ihn jauchzend durch die Straßen von Landeck. Das war der schönste Tag im Leben des Herzogs Friedel „mit der leeren Tasche.“ Die biedereren Tiroler öffneten ihm ihre treuen Herzen und reichten dem Fürsten ihre schwieligen Hände zum Gelohnis der Hilfe in Not und Gefahr. Sie gingen aber auch von den Worten zur Tat und halfen dem Herzog die widerspenstigen Adeligen bezwingen. Friedrich söhnte sich mit dem Kaiser Sigismund aus und ward wieder als Herr von Tirol anerkannt. Er verstand es, sein Land und Volk durch Hebung von Handel und Verkehr wohlhabend zu machen, wie er selbst auch einer der reichsten Fürsten wurde. In seinem Glücke vergaß er seiner treuen Bauern nicht, denen er viele Freiheiten gewährte.





In Innsbruck zeigt man auf der vom Herzog Friedrich IV. erbauten Fürstenburg das sogenannte „goldene Dach“. Obwohl die Wappen und Schildereien dieses geschichtlich denkwürdigen Wahrzeichens auf die spätere Zeit des Kaisers Maximilian I. hinweisen, hat sich bei den Innsbruckern doch die Sage erhalten, Herzog Friedrich habe das „Dach“ aus 30.000 Dukaten herstellen lassen, um seinen Feinden zu beweisen, daß er den Beinamen „Friedel mit der leeren Tasche“ nicht verdiene.



Dreißigste Erzählung.

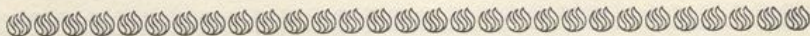
Kaiser Maximilian I. in der Schule der Leiden.

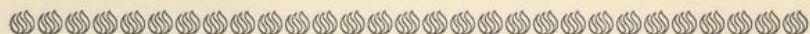
„Wo die Not am größten, ist Gott am nächsten.“

Kaifer Maximilian I. erlebte eine sehr traurige Kindheit. Am 22. März 1450, zu einer Zeit, als sein Vater Friedrich III. von dem Gegenkönig Mathias Corvinus von Ungarn hart bedrängt wurde, hatte Maximilian zu Wiener-Neustadt das Licht der für ihn damals so trüben Welt erblickt. Der Erzbischof von Salzburg, Sigmund I. von Volkerstorf, hatte am Ostertage den Kaisersohn auf den vom Vater gewählten Namen des Lorcher-Bischofs Maximilian getauft, und der ungarische Magnat Nicolas von Ujlak, einer der Hunyadi'schen Helden der Türkenkriege, war der Taufpate gewesen.*) Schon in zarter Jugend mußte das Knäblein die Trübsal der Erde kennen lernen, ja, es kam ein Tag, an welchem der kleine Prinz ärmer und hilfbedürftiger war als tausende der ärmsten Menschenkinder.

Die Geschichte erzählt uns nämlich, daß nach dem im Jahre 1457 erfolgten Tode des Ladislaus Posthumus, Erzherzogs von Österreich und Königs von Ungarn und Böhmen, recht traurige Zeiten über

*) Diese und alle folgenden Erzählungen über Kaiser Maximilian I. finden sich ausführlicher in dem Werke: Ferdinand Zöhrer, „Der letzte Ritter“.



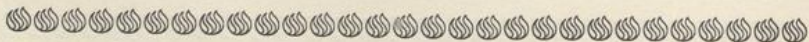


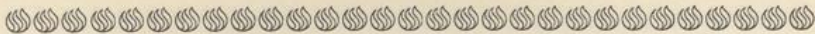
Österreich hereinbrachen. Den Hausgesetzen der Habsburger zufolge hatte Friedrich III., als der älteste Sprosse der steirischen Linie dieses Herrscherhauses, das unbestreitbare Anrecht auf die österreichischen Erbländer. Albrecht VI., der Bruder Friedrich III., machte ebenfalls Ansprüche darauf, namentlich auf Niederösterreich mit der Hauptstadt Wien, dem kostbaren Edelstein der Krone, der Quelle aller großen Geldzuflüsse. Der Leser hat die ungleichen Charakteranlagen der beiden Brüder Friedrich und Albrecht aus der Erzählung „Herzog Ernst der Eiserne und seine Söhne“ kennen gelernt. Der Zwist zwischen den beiden Brüdern führte zu Fehden, dann zum offenen Kriege und sogar zur Belagerung der Hofburg zu Wien. Herzog Albrecht VI. hatte in Wien unter den untersten Volksschichten mit Hilfe des Bürgermeisters Wolfgang Holzner einen großen Anhang gewonnen, während der bessere Teil der Bevölkerung mit dem Räte der Stadt dem Kaiser Friedrich III., als dem rechtmäßigen Herrn, treu blieb.

Es war am 1. Oktober 1462. — Die Wiener zogen in diesem Monate nicht, wie sie es sonst alljährlich gewohnt waren, zum fröhlichen Feste der Weinlese hinaus, denn unter der drückenden Herrschaft Holzners und seines Pöbels war den Bessergesinnten die Lust dazu vergangen.

An diesem Tage stand Kaiser Friedrich III. im hohen Burgsaale, ihm zur Seite tränenvollen Auges seine edle Gemahlin Eleonore, Tochter des Königs Eduard von Portugal; der dreijährige Kaisersohn Maximilian warf die langen, blonden Locken aus der Stirne nach dem Nacken zurück und ließ die lebhaften blauen Auglein auf dem Rats Herrn ruhen, welcher als Abgesandter des Bürgermeisters Holzner mit troziger Miene vor dem Kaiser stand.

„Es sind alle Anstalten zum Kampfe, zur Einschließung und Berennung der Hofburg getroffen,“ erklärte der Rats Herr in frechem Tone; „jeden Augenblick kann der Sturm beginnen. Unser Bürgermeister Holzner hat seinem Volke versprochen, er wolle binnen vierundzwanzig Stunden den Kaiser so aus allen Wehren treiben, daß Ihr niemals wiederkehret, und er will Euch in den Frieden, den Ihr dem Lande nicht schaffen könnt, werfen, wie ein Hecht ins Wasser. Es sei Euch wohl geraten, die hohe Gemahlin und den jungen Prinzen abziehen zu lassen, wozu wir freies Geleit geben.“ Kaiser Friedrich blickte mit festem Auge





auf seine Gemahlin, die ihr Haupt verneinend schüttelte, und mit Donnerstimme entgegnete er dem Ratsherrn:

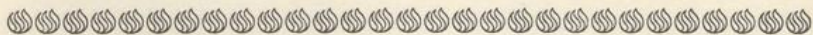
„Geht hin und sagt den Rebellen, daß ich der Stadt Wien das Privilegium des kaiserlichen Adlers im Wappen entziehe und über sie die Reichsacht verhängen werde, sagt dem Holzer und seinem Anhange, daß ich meine Familie nicht von mir lassen werde, mit ihr entweder den Tod oder die Rache teile, so daß dieses Schloß in Wahrheit entweder meine Burg oder mein Friedhof werden solle.“

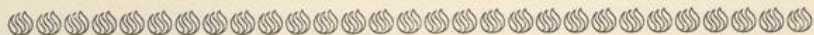
Als der Ratsherr die Drohungen und den festen Entschluß des erzürnten Kaisers vernommen hatte, war ihm seine Frechheit vergangen. Lautlos entfernte er sich. „Seid unbesorgt, liebwerteste Gemahlin,“ sagte der Kaiser tröstend, „der Himmel wird über uns und unsere gerechte Sache wachen, auf Erden aber dienen uns zweihundert streitbare Adelige und Bürger, ein zahlreiches Hofgesinde und eine Schar auserlesener Söldner. Wir haben nur den Pöbel gegen uns; der gute Geist der großen Menge wird bald obenauf kommen.“

Schon bei Tagesgrauen des 3. Oktober begannen die Holzerschen Horden das Bombardement. Herzog Albrecht war mit zwei großen Donnerbüchsen (Kanonen) und einer ansehnlichen Söldnerschar in Wien eingezogen, um seinen eigenen Bruder zu verderben.

Steine und Kugeln und die Pfeile der Armbrustschützen flogen gegen die Burg. Schon die ersten Kugeln der Rebellen schlugen in das Wohnzimmer der Kaiserin ein, so daß sich diese mit dem Prinzen Maximilian in ein Gemach im Erdgeschoße unterhalb der Burgkapelle flüchten mußte. So oft die Belagerer aus einer ihrer großen Stein- oder Hackenbüchsen einen Schuß abfeuerten, brachen sie unter dem Klange der Trompeten und Pauken in Jauchzen und Jubel aus. Doch die Belagerten in der Burg hatten treffliche Schützen und viel bessere Geschütze als die schwach ausgerüsteten Rebellen, sie antworteten aus ihren Donnerbüchsen mit solchem Ungestüme, daß die Rebellen die an die Burg angrenzenden Stadtteile bald vollständig räumen mußten.

Doch nicht der Feind von außen war es, welcher die Belagerten in der Hofburg am ärgsten quälte, sondern im Inneren begann ein viel grimmigerer Feind zu wüten, der Hunger, da während der Belagerung, welche wochenlang dauerte, fast alle Lebensmittel von der Besatzung aufgezehrt worden waren.

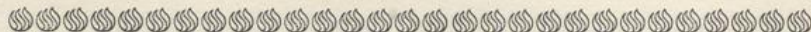




„Mutter, mich hungert recht, ich bitte dich um einen Krammetsvogel,“ sagte Prinz Maximilian, während er die Knie seiner Mutter mit den kleinen Händchen umflammerte und heiße Tränen weinte.

„O, du mein Kind,“ entgegnete die Kaiserin mit bewegter Stimme, „ich weiß es recht gut, daß du dich seit drei Tagen zum Mittagmahl mit einem kleinen Stück trockenen Gerstenbrotess hast begnügen müssen, aber danken wir Gott, daß wir wenigstens noch Brot zu essen haben.“ Der Kaiser, dem das Flehen seines Kindes tief ins Herz schneiden mochte, warf einen bittenden Blick nach oben. In diesem Augenblicke großer Noth trat ein Mann ein — die Chronik nennt ihn Magister Thomas Siebenbürger — und brachte einen großen Korb mit Geflügel, Wildpret und anderen Eßwaren, die er, von dem in der Hofburg herrschenden Mangel unterrichtet, durch die Wachen der Rebellen ungehindert einzuschmuggeln vermocht hatte.

Bald kam Hilfe von allen Seiten heran. Vom Norden her rückten die Böhmen unter dem Prinzen Victorin, Sohn des Königs Georg von Böhmen, heran; von Süden her kamen Hilfsvölker aus Steiermark, Kärnten und Krain; alle schickten sich zum Angriff gegen die Rebellen an. Diese aber wurden demüthig und schlossen einen Waffenstillstand und am Nachmittage des 4. Decembers zog der Kaiser mit seinen Leidensgefährten und Mitbelagerten aus der Burg; die Kaiserin und der Prinz Maximilian begaben sich unter dem Schutze steirischer Truppen nach der „allezeit getreuen“ Neustadt, wohin der Kaiser später folgte. Erst mit dem jäherfolgten Tode Albrechts kehrte vollständige Ruhe wieder und Wien atmete auf.



Einunddreißigste Erzählung.

Kaiser Maximilian I. als „Teuerdank“.

„Ein gesunder Geist wohnt in einem
gesunden Körper.“ Juvenalis.

Mahrhaft gesund an Leib und Seele war Maximilian I. schon als Knabe und als solcher liebte er auch die freie Gottesnatur. Wenn seine Erzieher Peter Engelbrecht, Georg Chanstätter, Jakob Gladnitz und Max Treitsfauerwein den Unterricht beendet hatten, wenn die Uhr auf dem Burgturme von Wiener-Neustadt die Erholungsstunde schlug, dann atmete der junge Prinz hoch auf, ließ sich ein Roß satteln und sprengte an der Seite des Ritters Diepold Stein von Reußenberg durch Feld und Flur, in den finstern Wald und in die sonnenlichte Haide. Im Ozean von Luft und Licht wurde dem Prinzen leicht um's jugendliche Herz, im Sonnenstrahl wurden seine Wangen braun und rot von Gesundheit, Sehnen und Muskeln stählten sich und das Herz des Jünglings atmete die froheste Lebenslust ein, die ihn bis ins späteste Alter begleitete.

Mit den Jahren wuchsen Kraft und Körperstärke, so daß Maximilian mit den Fingern eiserne Vorhängeschlösser abbrach, wie ja schon seine Großmutter Cimburga Hufeisen mit der Hand knickte und sein Großvater Herzog Ernst als Riese an Kraft geschildert wurde. Ein wahrhaft eisernes Geschlecht! Der Mut Maximilians wuchs zur Kühnheit heran, die ihn keine Gefahr scheuen ließ. So stellte er sich auf die Galerien der höchsten Türme und ließ einen Fuß herabhängen, um seine vollkommene Schwindelfreiheit zu beweisen. In der Markgrafschaft Burgau erwügte er eine Bärin, welche auf ihn eingedrungen war, mit den Händen und fing ihre Jungen. Mit seinem Hirschfänger tödtete er einen Hirsch, während derselbe in einem Hohlwege über ihn wegsetzte.

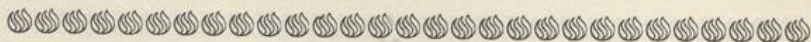
Eines Tages machte Maximilian in Brabant eine Jagd mit; ein riesiger Eber stürzte auf ihn zu, schlitzte mit seinen Hauern den Bauch des Pferdes auf und brachte auch dem Reiter am Schenkel



eine tiefe Wunde bei. Das zusammengestürzte Roß begrub Maximilian unter seinem Leibe. Schon wollte der wütende Eber den Jäger aufs neue angreifen, doch dieser arbeitete sich mit übermenschlicher Kraft aus seiner gefährlichen Lage hervor, zog sein Schwert und stieß es bis an den Griff mit solcher Wucht in den Rachen des Ungeheuers, daß dieses auf der Stelle verendete.

Welche seltene Proben von körperlicher Kraft, persönlichem Mute, Unerschrockenheit und Geistesgegenwart Maximilian auf dem Schlachtfelde wie im Turnier ablegte, davon geschieht in den Erzählungen „Kaiser Maximilian I. als Weiskünig“ und „Kaiser Maximilian I. als letzter Ritter“ Erwähnung.

Maximilian trug sich jahrelang mit dem Gedanken, ein Buch herauszugeben, in welchem seine Lebensgeschichte und seine verschiedenen Abenteuer bis zur Zeit, in welcher er seine erste Gemahlin, Marie von Burgund, ehelichte, auf sinnbildliche Weise dargestellt werden sollten. Er entwarf selbst den Text und die hiezu gehörigen Bilder. Mit der vollständigen Ausarbeitung des Werkes beauftragte er seinen geliebten und vertrauten Geheimschreiber Melchior Pfünzing, der im Jahre 1481 in Nürnberg geboren worden war, sich später an den kaiserlichen Hof nach Wien begab und sich dort zum Priester ausbildete. Kaiser Maximilian erkannte in dem jungen Manne ein vorzügliches Talent und schenkte ihm seine Gunst. Im Jahre 1512 erhielt Pfünzing die Propstei Sankt Sebaldus in Nürnberg und ward zum kaiserlichen Räte ernannt. In dem heute noch vorhandenen Pfarrhose Sankt Sebaldus arbeitete Melchior Pfünzing in den Jahren 1512—1516 nach dem Entwurfe des Kaisers den sogenannten „Teuerdank“ aus. Den Namen „Teuerdank“ legte sich Maximilian bei, weil er von Jugend auf sich an „teuerlichen“, das ist „abenteuerlichen“ Taten erfreuet hatte, wobei er von Leidenschaften, wie Vorwitz, Verwegenheit, Neid, welche in dem Gedichte als handelnde Personen auftreten, in Versuchung geführt wurde, immer aber durch seinen vorzüglichen Verstand und durch seine Tugenden den Sieg davontrug. Der „Teuerdank“ ist ein Vorbild für die Jugend.

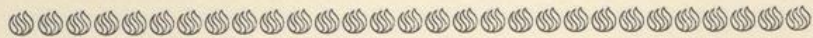


Zweiunddreißigste Erzählung.

Kaiser Maximilian I. als „Weiskönig“.

Maximilian war 1486, als er 27 Jahre zählte, zum römischen König erwählt worden und bestieg 1493 den deutschen Kaiserthron. Seinem Sekretär Max Treitsauerwein diktierte er ein größeres Werk in die Feder, den „Weiskönig“ (Weiser König), welches eine Darstellung seiner Kriege und der geschichtlichen Ereignisse in der Zeit von 1478—1513 enthält. Als Feldherr war Maximilian immer da zu finden, wo die Gefahr war. Die Narben von vierzehn Wunden bedeckten seinen Körper. Beispiele von seiner persönlicher Tapferkeit gegen einzelne Feinde sowie von seinem Heldennut in großen Schlachten werden im „Weiskönig“ viele erzählt.

So drangen eines Tages in einem Gefechte bei Hennegau in den Niederlanden sechs französische Kürassiere auf Maximilian ein, der mit seinem gewaltigen Arme vier niederstreckte und zwei in die Flucht trieb. Während des Krieges in Flandern hatten sich 150 Reiter verschworen, den König Maximilian zu verfolgen, um ihn tot oder lebendig dem König von Frankreich zu überliefern. Eines Tages zog Maximilian mit nur 24 Reitern und 4 Trompetern durch einen großen Wald. Dort lauerte die starke Schar der Feinde. Mit scharfem Auge entdeckte jedoch Maximilian den ihm gestellten Hinterhalt. Rasch und geräuschlos verteilte er seine geringe Mannschaft in vier Gruppen von je sechs Reitern und einem Trompeter. Nachdem diese sich in vier verschiedenen Richtungen im Dickicht verborgen hatten, zeigte sich der König seinen Feinden, die sofort auf ihn einstürmten, da sie ihre kostbare Beute ohne Schutz wähten. Doch in diesem Augenblicke ließ Maximilian mit Donnerstimme ein Kommando erschallen, worauf aus allen vier Himmelsrichtungen des Waldes ein so gewaltiges Trompetengeschmetter erklang, als sollten die Mauern von Jericho zusammenstürzen; gleichzeitig erscholl Pferdegetrappel und Kriegsgeschrei von allen Seiten, so daß die Feinde ein großes Heer im Anmarsch glaubten und schnell Reißaus nahmen. Doch der königliche Held trieb



die List noch weiter und sandte den Flüchtigen einen seiner Reiter nach, mit der Aufforderung, sich sofort zu ergeben. Die Feinde, welche sich von einem großen Heere umzingelt glaubten, warfen die Waffen weg und ließen sich als Gefangene fortführen. Als sie erfuhren, daß sie, 150 Mann stark, sich von zwei Duzend Gegnern hatten ins Bockshorn jagen lassen, schämten sie sich nicht wenig.

Eine ähnliche List rettete dem König in demselben Kriege zum zweitenmal Freiheit und Leben. Maximilian übernachtete in einem einsamen Schlosse, das eine Besatzung von nur einigen Geschützknecchten hatte. Als dies die Feinde erfuhren, zogen sie in ansehnlicher Stärke herbei, um das Schloß zu stürmen. Doch Maximilian, der Meister im Geschützwesen, lud die Geschütze mit eigener Hand und brachte durch rasches Manövriren den Stürmenden solche Verluste bei, daß diese wie Spreu vor dem Winde nach allen Seiten auseinanderstoben.

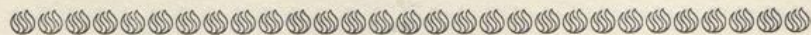
Unvergänglichen Ruhm erntete Maximilian als Sieger von Guinegate.

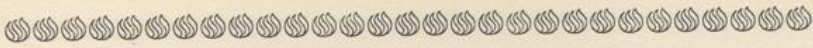
Als Maximilian mit der Hand seiner Gemahlin Maria von Burgund das reiche Erbe der Niederlande erhalten hatte, trat der König Ludwig XI. von Frankreich als sein erbittertster Gegner auf, fiel ohne jede Kriegserklärung in Maximilians Lande ein und riß die größeren Städte und festen Plätze mit Waffengewalt an sich.

Eines Tages sandte ihm Ludwig die höhnische Herausforderung: „Maximilian sei Ritter und Haupt des goldenen Vlieses (einer der höchsten Orden) geworden und möge einmal mit einem Heere gegen ihn anrücken und von ihm lernen, wie man Krieg führen müsse.“ Maximilian ließ dem französischen König antworten:

„Er möge kommen und erfahren, was hinter den Deutschen und ihrer Tapferkeit stecke.“ Als bald darauf König Ludwig mit einem großen Heere heranzog, stellte sich ihm Maximilian bei dem Dorfe Guinegate entgegen, wo es am 7. August 1479 zur Schlacht kam. Im Morgenwinde flatterten im Heere Maximilians die weißen Fahnen mit den goldenen Glücksrädern, während im Lager der Franzosen schwarze Banner wehten mit einem goldenen Manne und Sterne im Felde.

Philipp, Graf von Crevecoeur, der verrätherisch von Maximilian abgefallen war, befehligte die französische Reiterei, welche derjenigen Maximilians an Zahl weit überlegen war. Trotz verzweifelter Tapfer-

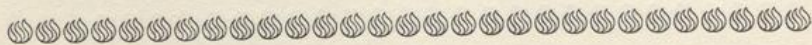


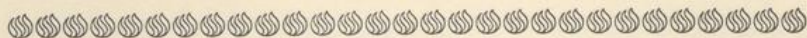


keit konnten die flandrischen Reiter den Franzosen nicht widerstehen und ergriffen die Flucht. Maximilian aber verlor nicht einen Augenblick den Mut und die Zuversicht. Mit scharfem Blicke erkannte er die Schwäche des Feindes, der mit seinen Kerntruppen das Schlachtfeld verlassen hatte, um die flandrische Reiterei zu verfolgen. Mit gezücktem Schwerte stellte sich der Held in Todesverachtung an die Spitze seines Fußvolkes, der von ihm ins Leben gerufenen Landsknechte, aus denen später die heutige Infanterie hervorging.

„Vorwärts, Landsknechte,“ rief er, „seid tapfer wie die Ritter; vorwärts Deutschland gegen Frankreich!“ Unter furchtbarem Feldgeschrei setzte sich diese kompakte Masse Deutscher und Flamänder in Bewegung, Speere und Hellebarden starteten daraus hervor wie die aufgerichteten Stacheln eines Igels und bohrten sich tief in die Leiber der Feinde; was an Franzosen noch stehen geblieben war, das ward jetzt von dieser lebendigen Mauer niedergestoßen. Zwischenhinein krachten die Haftenbüchsen, piffen die Bolzen der Armbrustschützen, zischten die Feldschlangen, donnerten die groben Karthaunen. Vergebens riefen die Franzosen ihre Reiterei zu Hilfe; diese war abseits in der Verfolgung begriffen und als sie endlich abgehehrt zurückkehrte, begegnete sie dem Reste ihres von Maximilian geschlagenen Heeres in voller Auflösung. Zehntausend Franzosenleichen deckten das Schlachtfeld; die Fliehenden, welche den Landsknechten entkamen, wurden von den wütenden Bauern haufenweise erschlagen. Die Schlacht bei Guinegate war entschieden, und Maximilian war Sieger und Frankreichs Banner lag zersezt im Staube.

Im August 1513 standen sich bei dem Dorfe Guinegate wieder zwei feindliche Heere gegenüber, diesmal Engländer gegen Franzosen. Kaiser Maximilian hatte, eingedenk der vielen, ihm vom König Ludwig XI. von Frankreich gespielten bösen Streiche, ein Bündnis gegen denselben mit dem König Heinrich VIII. von England geschlossen und wurde als Heerführer im Lager mit brausendem Jubel empfangen. Mit flammendem Auge rief er, nach dem Dorfe weisend: „Dort ist Guinegate, dort ist der Feind, dort habe ich als zwanzigjähriger Jüngling ihn besiegt. Grau bin ich geworden, aber mein Alter soll mich nicht hindern, euch ein Beispiel von Tapferkeit zu sein.“ Trompeten schmetterten, Fahnen flatterten und wie die Windsbraut, hoch zu Ross, stürmte Maximilian vorwärts und 2000 Reiter wie der Blitz hinter ihm drein. Die Fran-





zosen konnten diesem furchtbaren Angriffe trotz ihres an Zahl weit überlegenen Heeres nicht lange widerstehen, sondern suchten in toller Hast und unbeschreiblicher Verwirrung ihr Heil in der Flucht, warfen die Schwerter aus den Händen und stießen den Rossen die Sporen in die Weichen, daß die Tiere mit den Reitern durchgingen. Maximilian I. war Sieger in der „Sporenschlacht“, wie dieses berühmte Ereignis in der Kriegsgeschichte heißt.



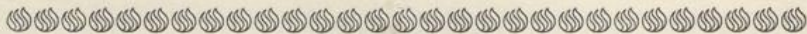
Dreiunddreißigste Erzählung.

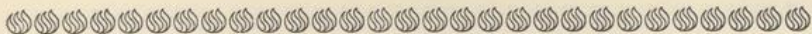
Kaiser Maximilian I. und sein lustiger Rath.

„Gut ist immer die redliche Warnung
des Freundes.“ Homer.

Selten dürfte ein Fürst einen ergebeneren Freund gefunden haben als Maximilian in seinem berühmten Hofnarren oder lustigen Räte Kunz von der Rosen, der nie von des Kaisers Seite weichen durfte.

Maximilian war durch die Vermählung mit Maria von Burgund Herr der Niederlande geworden und hatte sich an der Seite der geliebten Gattin glücklich gefühlt. Als aber die junge Fürstin im Jahre 1482 durch einen Unfall auf der Jagd einen frühzeitigen Tod gefunden hatte, erhob sich in den Niederlanden eine große Partei, welche Maximilian, als einem Ausländer, nicht mehr Gehorsam leisten wollte. Es kam zur Empörung, wobei die Rebellen an dem König von Frankreich eine Unterstützung fanden. Da die Empörer nicht wagten, gegen den heldenhaften Maximilian im offenen Kampfe vorzugehen, suchten sie durch eine gemeine List seiner Person habhaft zu werden. Im Jahre 1488 erschien eine Gesandtschaft der Stadt Brügge, um den ahnungslosen Fürsten zum schönen Feste der Lichtmessen ehrerbietigst einzuladen. Trotz der Warnungen seines lustigen Rates sagte Maximilian seine Teilnahme an dem Feste zu, worüber sich die arglistigen Gesandten hocherfreut zeigten.

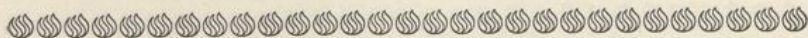


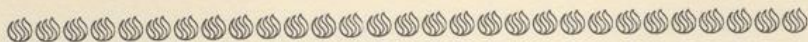


Maximilian ritt mit Kunz von der Rosen am 1. Februar nach Brügge, wo ihn die heuchlerischen Brügger am Sanct Katharintore empfangen. „Bis hieher und nicht weiter gehe ich,“ erklärte Kunz von der Rosen, „weil ich nicht mit meinem Herrn gefangen werden will, sondern vor den Stadtmauern für ihn wachen werde.“ Damit ritt er von dannen nach Middelburg zum Herzog Christoph von Bayern. Kaum waren Maximilian und sein kleines Gefolge, darunter fürst Rudolf von Anhalt, durch das Stadttor geritten, als hinter ihnen die Ketten herabrafelten und das schwere Thor zuschlug — Maximilian war Gefangener der Brügger, und sein Gefolge wurde von ihm getrennt. Sturmglocken durchhallten die Stadt, die Fahne von Flandern ward entrollt und unter furchtbarem Gejohle zogen wilde Haufen nach dem Schlosse, wohin Maximilian mit einigen Getreuen sich begeben hatte. Er mußte jetzt daran glauben, daß die Brügger schnöden Verrat begangen hatten und Kunz von der Rosen nicht nur ein lustiger, sondern auch ein scharfsinniger Rat sei. Jetzt kam diese Erkenntnis zu spät!

„Nieder mit dem deutschen Fremdling! Tod ihm und seinen deutschen und burgundischen Räten! Verderben allen seinen Anhängern!“ riefen die Auführer wild durcheinander und schlugen ihre Ärte in das Thor des Schlosses. Maximilian wollte seine Getreuen vom unnützen Blutvergießen abhalten und fügte sich daher den Rebellen, welche ihn als Gefangenen in die sogenannte „Zelle der Junftmeister“ führten. Wochen strengster Haft und steter Todesgefahr hatte er in seinem stark vergitterten Kerker verbracht, als eines Tages ein Mann in der damaligen Tracht eines Gelehrten eintrat, der sich eine wichtige Miene gab, als hätte er das Pulver erfunden, die größte Errungenschaft jener Zeit. Das Gesicht mit der riesigen Hornbrille verschwand in seiner oberen Hälfte unter einem breiten Barett, wie es die gelehrten Doktoren trugen, die untere Hälfte versank in einer sorgsam gefalteten Halskrause, im Umfang eines Wagenrades, ein langer, schwarzer, etwas abgetragener Talar umhüllte die Gestalt vom Halse bis zu den Schnallenschuhen. Aus den Seitentaschen schauten die Hälse von Medizinflaschen, die Griffe chirurgischer Instrumente, Scheren und Zangen, auch ein Rasiermesser heraus. In der Rechten trug dieser leibhaftige Medizinnmann ein wuchtiges Rohr mit goldenem Knopfe.

Trotz der Verkleidung hatte Maximilian seinen lustigen Rat





Kunz von der Rosen erkannt, der in seiner Verkleidung als Arzt, unter dem Vorwande, er müsse im Auftrage der niederländischen Städte den Gesundheitszustand des Königs untersuchen, ungehindert Zutritt zu seinem geliebten Herrn gefunden hatte.

„Ihr müßt fliehen, gnädigster Herr; heute noch, in dieser Stunde noch müßt Ihr den Händen der Barbaren entkommen, die Euch nach dem Leben trachten,“ sagte Kunz, einen Blick des Mitleids auf den Gefangenen werfend. „Draußen stehen Eure Sachen gut, denn der Papst Innozenz VIII. hat die Rebellen in Bann getan, Euer Sohn Philipp hat den Niederländern ihren nichtswürdigen Verrat an Euch vorgeworfen, und Euer Vater, Kaiser Friedrich, ist mit dem Reichsheere auf dem Marsche hieher. Ihr müßt aber noch vor Ankunft der Heere gerettet werden, da die Brügger Euern Tod beschlossen haben.“

„Wie willst du mich retten?“ fragte Maximilian bitter lächelnd. Rasch antwortete Kunz:

„Auf die leichteste Weise. Ihr zieht meinen Talar an, nehmt mein medizinisches Handwerkszeug und geht als Arzt ungehindert, wie ich gekommen, durch die Wachen.“

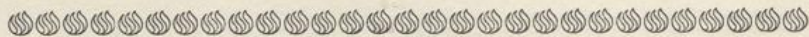
„Und du?“ fragte Maximilian forschend.

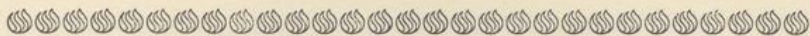
„Ich? — Nun, ich schlüpfe in Euer Gewand, setze mich an den Tisch und lache hell auf, wenn die Rebellen an Eurer Stelle Euren Hofnarren Kunz finden,“ antwortete der lustige Rat mit pffiffiger Miene. Kopfschüttelnd entgegnete Maximilian:

„Du bist kahl und bartlos wie ein Mönch hereingekommen, mich werden Haar und Bart, die ich mir während der Gefangenschaft habe wachsen lassen, gleich verraten.“

Doch Kunz wußte auch hier Rat. Er zog Rasiermesser und Seifenbüchse aus der Tasche und sagte schlau:

„Habe es bereits vernommen, daß Ihr einen ganzen Urwald in Eurem Gesichte tragt und um Euretwillen habe ich das Haarschneiden und Bartscheren erlernt; in fünf Minuten seid Ihr kahl geschoren wie ein Mönch, in weiteren fünf seid Ihr gerettet. Erhaltet Euch um Gotteswillen dem übrigen gutgesinnten Volke in den Niederlanden, Eurem greisen Vater und seinen Österreichern, Euren zwei Kindern und auch mir, dem lustigen Räte, dem Euer Tod das Herz brechen würde. Es ist alles zur flucht vorbereitet. Wenn Ihr das Gefängnis glücklich hinter euch habt, so eilt schnell nach dem Katharinentor; dort warten





vier Knechte mit drei Pferden, der Weg nach Middelburg, in die Freiheit, steht Euch offen.“

„Mein guter, treuer Kunz,“ entgegnete der Fürst, seinem Räte lange ins Auge schauend, „ich habe meinen Feinden hier mit einem heiligen Eide versprechen müssen, mich wider ihren Willen und ohne ihr Wissen nicht aus Brügge zu entfernen. Friedrich der Schöne hielt seinen Eid und kehrte in die Gefangenschaft zu König Ludwig zurück, auch ich bin ein Fürst aus Habsburgs Stamme und werde meinen Eid vor Gott und der Welt halten, wenn es auch mein Tod sein sollte. Das Mittel, das du mir zur Flucht vorschlägst, mag gut sein, aber es ist nicht anständig. Dann bedenke auch die Folgen; wenn meine Feinde dich hier finden, werden sie ihren Rachedurst in deinem Blute löschen.“

„Mögen die Rebellen meinerwegen Riemen aus mir schneiden, für Euch erdulde ich es mit Freuden; wenn ich unter Qualen sterben muß, dann ist ein Narr weniger auf der Welt. Gedenket nur in besseren Zeiten manchmal Eures lustigen Rates, der für seinen Herrn in den Tod gegangen,“ warf Kunz ein.

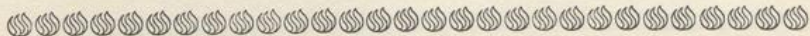
„Ich befehle es dir, verlasse die Zelle, du gehst — ich bleibe,“ sagte Maximilian, sich bewegt abwendend. Tränen perlten über die Wangen des treuen Rates, als er sagte:

„Ihr habt mir nicht gefolgt, als ich Euch vor den Brüggern warnte, Ihr folgt mir auch jetzt nicht, wo ich Euch vom Tode retten will; doch ich bin ein Diener und muß gehorchen. So behüt' Euch Gott, gnädigster Herr.“ — Mit Tränen in den Augen verließ Kunz die Zelle. Würdevoll, wie er gekommen, schritt er auch jetzt durch die Wachen. Als ihn der Hauptmann fragte, wie er den Gefangenen gefunden habe, antwortete Kunz mit wichtiger Gelehrtenmiene:

„Das Herz ist ganz gesund, aber die Augen sind mit Blindheit geschlagen.“

Dennoch sollte für Maximilian die Stunde der Freiheit schlagen. Die Rebellen, von dem anrückenden Racheheer geängstigt, schlossen am 16. Mai 1488 mit Maximilian einen Vertrag und ließen ihn frei.

„So haben wir endlich Frieden,“ sagte der befreite Fürst verzeihend, als die Rebellen vor ihm auf den Knien lagen.



Vierunddreißigste Erzählung.

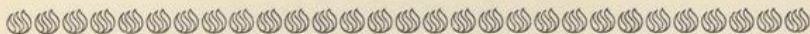
Kaiser Maximilian I. in Not und Gefahr.

„Der Mensch schreite nur tapfer vorwärts
und schaue oft rückwärts.“ Jean Paul.

Einer der drei menschlichen Fehler, welche Maximilian im „Theuerdank“ als symbolische Personen auftreten läßt, nämlich der Vorwitz, spielte ihm einst einen so schlimmen Streich, daß er nur wie durch ein Wunder einem entsetzlichen Tode entging.

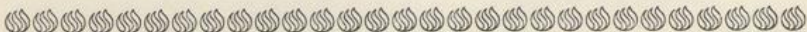
Am Ostermontag des Jahres 1490 bezog sich Maximilian von der Hofburg zu Innsbruck, wo er sich bei seinem Oheim Erzherzog Sigismund von Tirol aufhielt, mit einem ansehnlichen Gefolge von Leibjägern und Dienern auf die Jagd. Schon oft hatte der kühne Alpenjäger auf solchen Pirschgängen Lebensgefahren ausgestanden, sei es, daß aus der Höhe losgelöste große Steine niederprasselten, Schneelawinen ihn bedrohten oder daß er auf dem eisigen Boden ausglitt und blitzschnell zu Tale fuhr; doch stets war er mit Gottes Beistand und eigener Kraft aus solchen Gefahren unversehrt hervorgegangen. So ließ er sich auch heute nichts Böses träumen und eilte die Höhen allein hinan, sein Jagdgesolge im Tale zurücklassend, um sich ungestört der Waidmannslust hingeben zu können.

Die Armbrust über der Schulter, stieg der kühne Schütze mit Hilfe seines Bergstockes eine steile Wand hinan und arbeitete sich nach einer kleinen Vertiefung, wo die gütige Mutter Natur den Gemsen schon einige Frühlingskräuter als Leckerbissen aufgetischt hatte. Bald erspähte das scharfe Auge Maximilians ein Rudel der gern gesehenen Grattiere; der Luftzug strich aber nicht günstig, die wachhabende Vorgais windete den Jäger bald aus, streckte den Hals weit vor, ließ einen durchdringenden pfeifenden Ton hören, stampfte zornig mit dem Vorderfuße auf das Gestein und stürzte sich von ihrem hohen Wachposten gegen jene Stelle hin, wo Maximilian Fuß gefaßt hatte. Im nächsten Augenblicke setzte die ganze Herde der Vorgais nach, in toller Hast über Risse und Schlünde, mit gewaltiger Sprungkraft im Zickzack



von Klippe zu Klippe sich schnellend. Eine Sekunde noch und die Flüchtlinge hätten ihren Verfolger erreicht und diesen in die Tiefe gestoßen, die schwarz und bodenlos neben ihm heraufgähnte. Doch Maximilian hatte die furchtbare Gefahr vorausgesehen, er setzte mit kräftigem Stöße den Bergstock ein und sprang über die Kluft nach einer, durch eine hohe Felswand geschützten, höhlenartigen Öffnung. Er glaubte sich gerettet, mußte aber bald dieses Felsloch als sein Gefängnis erkennen, denn ein Rücksprung war unmöglich, weil die jenseits der Höhle gelegene Wand der Kluft höher lag. Der Unglückliche stand auf der schroffen, unzugänglichen Martinswand, die der Solstein vorschleibt; er blickte nach rechts und links, nach oben und unten, und die ganze Hoffnungslosigkeit seiner Lage erkennend, bebte er zum erstenmal in seinem Leben zusammen und gab sich verloren. Er stieß in sein Hifthorn, doch nur das Echo in den Klüften antwortete ihm höhrend. Es war bitterkalt hier oben auf der Felswand und doch rann der Schweiß in großen Tropfen dem Unglücklichen über die Stirne. Stunden waren vergangen, als sich ihm bei einem Blicke in die Tiefe ein ergreifendes Bild darbot. Im Talgrund sah er Hunderte von Menschen, die ihn auf der Felswand entdeckt hatten, wie Ameisen herumrennen, als wüßten sie sich in ihrer Angst um das gefährdete Leben ihres geliebten Maximilian nicht zu raten und zu helfen. Vom Kirchturm in Zirl tönte ein Glöcklein herauf, so leise wimmernd und so traurig, als gelte es einem Sterbenden. Ein Priester, mit dem weißen Chorhemde angetan, erschien, und im Sonnenstrahl erkannte Maximilian, wie der Priester die Monstranz aufhob, um ihn zu segnen. Maximilian faltete seine Hände und empfahl seine Seele dem Herrn, zu dem auch seine Tiroler um Rettung flehten.

Rettung? Woher? Der Hungertod grinste dem Unglücklichen entgegen, über seinem Haupte bröckelte sich das Gestein ab und drohte ihn zu zerschmettern, und drunten gähnte der grauenvolle Abgrund, in welchem seine Gebeine bleichen sollten. Nur ein Stückchen Brot und etwas Käse trug Maximilian in seiner Jagdtasche, das hatte für den Tag gereicht, doch es ward Nacht und Tag und wieder Nacht. Im halben Lande Tirol war das Unglück schon bekannt geworden; in den Kirchen lagen die Priester auf den Knien und das frommgläubige Volk betete mit ihnen für den geliebten, in Todesnot schwebenden Fürsten. Vom Bergwerke zu Schwaz waren die kühnsten Steiger herbeigeeilt und wollten oberhalb der Höhle ein Gerüst aufschlagen, um





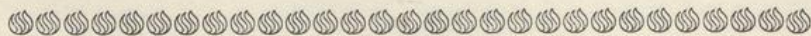
mittels Seilen den Gefährdeten retten zu können. So brach der dritte Tag an. Maximilian warf noch einen langen, vielleicht den letzten Blick auf die Firnfelder seiner geliebten Alpen, auf das im ersten Frühlingschmucke aufgrünende Tal, auf sein teures Land Tirol, das ihm sein Vetter, Erzherzog Sigismund, abgetreten hatte; er blickte auf seine treuen Tiroler hernieder, die nicht mehr in ihre Hütten heimkehren, sondern Wache bei ihrem geliebten Fürsten halten wollten. Dieser aber empfahl sein Land und Volk, dann sich selbst der Gnade des Himmels. Er fühlte sich zu Tode ermattet und seine Augenlider senkten sich herab. Ließ er sich vom Schläfe überwältigen, so war sein Sturz in die Tiefe unvermeidlich. In diesem entscheidenden Augenblicke hörte er eine Stimme neben sich rufen:

„Holla, gnädigster Herr, was macht Ihr da heroben?“

„Ich lauere auf den Tod,“ antwortete Maximilian, halb schlaftrunken.

„Haltet Euch fest an mich, ich will Euch mit Gottes Hilfe retten,“ fuhr die Stimme fort. Maximilian öffnete die müden Augen und sah einen Gemsjäger an seiner Seite, der ihn mit kräftigem Arme stützte und vorsichtig nach einer Stelle führte, wo sich der Abgrund einengte und ein vorspringendes Felsstück, wie eine natürliche Brücke, ein Überschreiten ermöglichte. Die Hoffnung auf Rettung hatte dem Gefährdeten neue Kraft verliehen und langsam, aber sicher ging mit Hilfe des schweigenden Retters der Abstieg vor sich. Endlich befand sich Maximilian inmitten seiner Tiroler, die ihm die Hände küßten und Gott auf den Knien dankten für die Rettung des geliebten Landesfürsten. Maximilian ward mit leichten Speisen gelabt und dann auf ein sanftes Pferd gesetzt, das ihn nach Innsbruck trug. Der Retter war in der Menge verschwunden, ohne ein Dankeswort abzuwarten. Was Wunder, daß die Tiroler ihn für einen Engel des Himmels hielten? Doch Maximilian wußte ihn aufzufinden, den kühnen Oswald Zips; er erhob ihn unter dem auf die Martinswand anspielenden Namen „Hollauer von Hohenfelsen“ in den Adelsstand. Das Geschlecht gehörte Jahrhunderte lang zu den angesehensten Tirols und erlosch erst im Jahre 1877.

Die hölzerne Monstranz, mit welcher der Pfarrer von Zirl den hoffnungslos aufgegebenen Fürsten segnete, wurde bis in unsere Tage in der Franzensburg in Laxenburg gezeigt und dürfte gegenwärtig in einem Tiroler Museum zu finden sein. Wenn den Reisenden das





Dampfroß auf der Urbergbahn an der Station Zirl vorüberführt, erblickt er gegen Norden die schroffe Martinswand; ein großes eisernes Kreuz grüßt von der Stelle herab, wo der „Theuerdank“ in Todesnot geschwebt hatte. Das Volk nennt die Höhle heute noch die „Maximiliansgrotte.“



Fünfunddreißigste Erzählung.

Kaiser Maximilian I. als letzter Ritter.

„Beleidigen ist leicht, doch schwer, ver-
söhnen.“ Grillparzer.

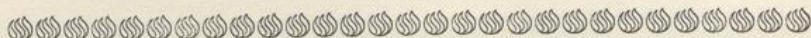
Leicht fiel es einem französischen Prahler, deutsche Ehre zu verhöhnern und Deutsche zu verspotten, aber schwer fiel es ihm dann, sich aufzuraffen, als deutscher Mut und deutsche Kraft ihn jämmerlich zu Boden gestreckt hatten.

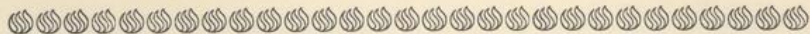
Im Jahre 1495 hielt Kaiser Maximilian I. seinen ersten Reichstag zu Worms, der altherwürdigen Stadt am Rhein, im sogenannten Wonnegau, wo die Sonne köstlichen Wein reift. Auf diesem Reichstag erließ er den sogenannten „ewigen Landfrieden“, ein Grundgesetz, das dem deutschen Vaterlande nach entsetzlichen Wirren endlich Ruhe und Frieden bringen, dem wilden Faustrechte oder dem Rechte des Stärkeren ein Ende machen sollte.

Bei jener Gelegenheit war es, wo ein abenteuerlich aufgeputzter Herold durch die Straßen von Worms ritt und nach jedem Trompetenstoße mit gewaltiger Stimme in das Volk hineinrief:

„Ist ein Deutscher in der alten Stadt Worms, der auf Leib und Leben, auf Gefängnis oder auf eine Ehrengabe mit dem Ritter Claudius de Barre zum Kämpfen Lust trage?“

Claude de Barre war ein französischer Ritter, dem der Ruf der Unüberwindlichkeit vorangiang und der in seiner Prahlsucht seit zwei Tagen die Deutschen in Worms vergebens zum Zweikampfe auf-



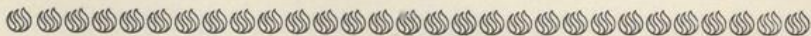


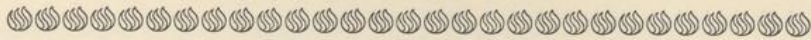
fordern ließ. Sehr treffend charakterisierte Kaiser Maximilian die Deutschen damaliger Zeit mit den Worten:

„Die Bürger schreien wegen jedes geraubten Pfefferfackes um Reichshilfe; aber wenn das liebe deutsche Reich selbst in Not und Gefahr ist, dann lassen sie es im Stiche.“ So konnte das französische Großmaul, allgemein der „große Würger“ genannt, auf dem Markte zu Worms getrost sein Wappenschild aufhängen; es schien sich für den Goliath kein David finden zu wollen, der den Riesen in den Sand streckte und die deutsche Ehre rettete. Am Morgen des dritten Tages strömten die guten Wormser nach dem Markte, um Claudius de Barre, den gallischen Kampfhahn, anzustauen. Doch merkwürdig, heute waren dem Riesen Schimpf und Spott über die Deutschen in der Kehle stecken geblieben. Er schwieg und rieb sich die Augen, als traute er denselben nicht, denn — siehe da! — neben seinem aufgehängenen Schilde glänzte das Wappenschild von Österreich.

„Wer wagt es, den Kampf mit dem Riesen aufzunehmen? Wer ist der kühne Österreicher?“ fragte man von Mund zu Mund, doch niemand wußte Antwort zu geben. Am Nachmittag umlagerte eine zahllose Menschenmenge die in Mitte des Marktplatzes errichteten Schranken. Auf den Tribünen saßen die Edeldamen, die Kampfrichter, die vornehmsten Bürger der Stadt und die Mitglieder des Reichstags. Für den Kaiser war ein Ehrensitz errichtet, doch er blieb leer, was kaum überraschte, denn Maximilian hatte, wie man wußte, zwei Tage und zwei Nächte ununterbrochen an dem Gesetzentwurfe des „ewigen Landfriedens“ gearbeitet und wollte jetzt wahrscheinlich die wohlverdiente Ruhe genießen.

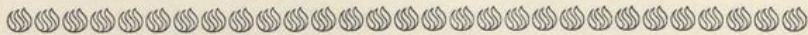
Von allen Erkern und Balkonen der umstehenden Häuser, hinter allen Giebeln und Zinnen der Mauern, ja, von allen Spitzdächern schauten die Neugierigen auf die Kampfbühne herab. Jetzt ertönte ein langgezogener Trompetenstoß und von der einen Seite sprengte der Franzose Claudius de Barre heran. Er saß auf einem gewaltigen, reichgeschirrten Streitrosse und war in eine prunkvolle Rüstung mit einer blutroten Schärpe gehüllt. Der reiche Federbusch wallte im Winde und der wuchtige Speer erglänzte im Sonnenlicht. Der Riese verneigte sich mit ritterlichem Anstand vor den Frauen; auf die alten, deutschen Reichsritter jedoch, ja selbst auf die Kampfrichter warf er nur Blicke voll Spott und Hohn.





„Wo bleibt der Österreicher?“ frug man sich in weiter Runde.

„Da ist er!“ war die Antwort, und aller Augen richteten sich auf die kraftvolle Gestalt eines Ritters, der nur einen schmucklosen schwarzen Panzer trug; auf einer Silberschärpe erglänzten die in Gold gestickten Worte „Gott die Ehr“. Das Visier des „schwarzen Ritters“ war fest geschlossen. Ein kräftiger Schlag an den Schild war der Gruß an seinen Gegner. Die Turniervögte, welche nach ritterlichem Brauch die Turnierfähigkeit der Kämpfer in Bezug auf Abkunft und Unbescholtenheit gewissenhaft zu prüfen hatten, verharreten in geheimnisvollem Schweigen und gaben auf die Fragen der Neugierigen, wer der österreichische Ritter sei, keine Antwort. Die „Gries(Kreis) = Wärtel“ hieben jetzt die Seile ab, welche die beiden Gegner getrennt hielten. Der Franzose brachte jetzt sein freches Antlitz ebenfalls hinter dem Visier in Sicherheit, und der Kampf begann. Die eisernen Männer prallten aneinander, die Kasse bäumten sich hoch auf. Unter der Menge herrschte lautlose Stille, nur das Dröhnen der eisernen Rüstungen der Ritter und das Schnauben ihrer Streitrosse waren zu vernehmen. Im beiderseitigen Anpralle auf die stählerne Brust brachen die Speere wie Strohhalme entzwei und die Kämpfer warfen die Schäfte auf den Sand. Jetzt aber flog das Schwert des schwarzen Ritters aus der Scheide. Hieb auf Hieb hagelte auf den Eisenpanzer des Franzosen nieder, der unter diesen wuchtigen Streichen das Gleichgewicht verlor und sich nur mühsam noch im Sattel hielt. Der schwarze Ritter ersah diesen günstigen Augenblick, sprengte an die Seite des Riesen, packte diesen mit kräftigem Arme an der Schulter und fuhr mit seinem Schwerte wie der Blitz nach dessen Halsberge. Hätte er es auf den Tod seines Gegners abgesehen gehabt, so wäre es ihm ein leichtes gewesen, ihm den Gnadenstoß zu versetzen, doch er begnügte sich mit dem Sturze des riesigen Franzosen, der sich einigemal im Sande überschlug. So hatte Claudius de Barre, der unüberwindliche Deutschenfresser, der Goliath Frankreichs, einen deutschen David gefunden, und der brausende Jubelruf der Menge stieg zum Himmel empor, dessen Sonne auf den deutschen Wonnegau herniederlachte. Der schwarze Ritter, der heldenmütige Sieger, war mittlerweile vom Rosse gestiegen, das er einem herbeigeeilten Knappen übergab. Trompetenstöße verkündeten das Ende des Turnieres, wohl des berühmtesten seiner Zeit. Die Kampfrichter waren schweigend aufgestanden, ihre Blicke drückten unverhohlen die Freude ihres Herzens aus; auch die Frauen hatten





sich erhoben, um den zu schauen, der im Geiste echten Rittertums deutsche Ehre gerettet hatte, die ein französischer Prahlhans unter seine Eisenfüße in den Staub hatte treten wollen. Der schwarze Ritter machte eine artige Verbeugung gegen die Frauen, doch er holte sich keinen „Danke,“ wie die Ehrengaben bei Turnieren, von Frauenhand gespendet, genannt wurden.

„Wenn der schwarze Ritter auf keinen „Danke“ Anspruch macht, so muß ihn doch wenigstens des Kaisers Majestät kennen lernen,“ rief einer der Kurfürsten des Reiches. Doch der Sitz des Kaisers war leer.

„Öffnet Euer Visier, tapferer Held, und zeigt uns das Antlitz eines braven deutschen Mannes,“ sagte eine der Frauen, dem Sieger eine Rose reichend, „ich nenne Euch die Blume der deutschen Ritter-schaft“. Da endlich schlug der schwarze Ritter das Visier zurück und zum höchsten Erstaunen Aller erschien darunter das Antlitz des Helden Maximilian.

„Der Kaiser ist's, der Kaiser!“ durchbrauste es die Menge des Volkes. Lächelnd sagte Maximilian zu den Kampfrichtern:

„Weil niemand unter den deutschen Untertanen es gewagt, so übernahm ich es als Kaiser, Deutschlands Ehre zu retten; bin ich denn wirklich der „letzte Ritter?““



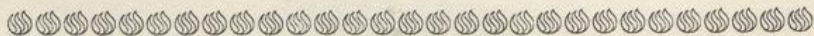
Sechsenddreißigste Erzählung.

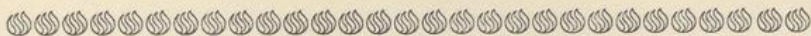
Kaiser Maximilian I. als erster Kanonier.

„Der Siege göttlichster ist das Ver-
geben.“ Schiller.

Die Tugend der Selbstbeherrschung verhalf dem Kaiser Mari-milian einst zu einem seiner schönsten Siege.

Im Jahre 1503 war Herzog von Bayern-Landshut gestorben, und Maximilian hatte gerechte Ansprüche auf die Burgländer Kufstein, Kitzbichl und Rattenberg erhoben, die, früher im Besitze von Osterreich, im Jahre 1369 aber an Bayern gefallen waren. Herzog



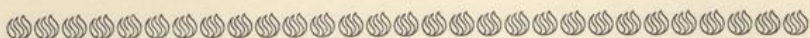


Albrecht, der Erbe des verstorbenen Herzogs Georg und Gemahl von Maximilians Schwester Kunigunde, willigte in die Abtretung genannter Länder ein, doch der Kurfürst von der Pfalz erhob ebenfalls Ansprüche auf dieselben und es entbrannte darüber ein Krieg. Der Kaiser hatte den Ritter Hans Pinzenauer, einen Bayer, als Kommandanten auf die Bergfestung Geroldseck gesetzt, die sich auf schroffer Felswand über Kufstein erhebt; der Treulose aber überlieferte die Burg gegen einen Judaslohn von 30.000 Gulden an die Pfälzer, welche den Pinzenauer mit einer starken Besatzung in der Feste zurückließen.

Am 3. Oktober 1504 hatte Kaiser Maximilian zu Rosenheim eine Zusammenkunft mit dem Herzog Albrecht von Bayern, um mit diesem den Plan zu besprechen, wie Stadt und Festung Kufstein den Pfälzern zu entreißen und der Verräter Pinzenauer zu bestrafen sei. Der Plan kam zur sofortigen Ausführung. Schon wenige Tage nach der Zusammenkunft erhob sich am linken Innufer bei der Stadt Kufstein ein umfangreiches Zeltlager der Kaiserlichen, das ein recht bewegtes kriegerisches Bild darbot. Kaiser Maximilian stand, umgeben von seinen Kriegsobersten und Feldhauptleuten, vor dem Lager. Seine Augen, in welchen die Flammen eines gerechten Zornes aufblitzten, hatten sich scharf auf Geroldseck gerichtet. Die Einwohner von Kufstein waren zur Übergabe der Stadt bereit, doch Pinzenauer bedrohte sie von der Feste aus; die Bürger fürchteten zwischen zwei Feuer zu geraten und wollten deshalb lieber den Ausgang der Dinge abwarten. Maximilian ließ sieben Schanzen aufwerfen und sieben Hauptgeschütze (Grobgeschütze) aufführen, die ihre Mündung gegen die Burg richteten. Der Kaiser war als der erste und beste Stückmeister (Kanonnier) des Reiches bekannt und niemand verstand es, so wie er, Geschütze zu richten und im rechten Augenblicke loszubrennen. Ebenso verstand sich Maximilian auch darauf, ein Geschütz zu bohren, und in den Pulvertürmen und Zeughäusern, wo die Schußproben abgehalten wurden, setzte er sich oft der größten Lebensgefahr aus. Er legte großen Wert auf die Artillerie (Geschütztruppe), als deren Schöpfer er anzusehen ist, indem er Zeugmannschaft, Büchsenmeister (Leichtschützen) und Schlangenknechte (Kanoniere) heranbildete, die er unter den besten Reifigen der großen Schlösser auswählte.

„Die Ritterschaft ist mit der unseligen Erfindung des Schießpulvers zu Grabe getragen worden,“ sagte einst Maximilian, der sich selbst den „letzten Ritter“





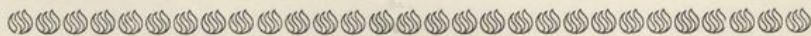
nannte. „Und doch ist es etwas sehr Schönes um eine ordentliche Arkeley (Artillerie). Wir haben sie aber, auch tüchtig emporgebracht und von unserem „Weckauf“ „Purlepau“, „Scharmek“, „Turnkräzel“ und dem „Kätterlein“, wie unsere Riesengeschütze benannt sind, wird man noch langehin zu reden haben.“

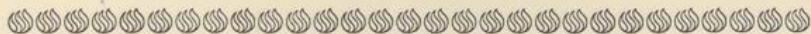
Die Beschießung der Burg Geroldseck nahm ihren Anfang und aus den sieben Hauptschlangen erdröhnte ein Schuß nach dem andern. Der Erfolg war jedoch nur ein geringer, da die Geschosse an dem dicken Gemäuer der Burg wie an einem Felsen abprallten. Hans Pinzenauer antwortete mit einem Hagel von Geschossen, die aber ebenfalls ihre Wirkung verfehlten, da die geschickt angelegten Schanzen das kaiserliche Lager schützten. Tage vergingen unter gegenseitiger Beschießung. Die Geduld Maximilians, der von sehr reizbarem Temperament war, wurde auf eine harte Probe gestellt.

Eines Morgens bemerkten die Kaiserlichen vom Lager aus, wie Hans Pinzenauer auf einen Söller der Burg heraustat und mit einem Besen jene Stelle abkehrte, wo die kaiserlichen Geschosse eingeschlagen, aber nur Staub aufzuwirbeln vermocht hatten. Das wilde Hohngelächter des Pinzenauers und der gesamten Besatzung drang zu den Ohren des Kaisers, der bis in die Lippen erbleichte. Doch mit männlicher Fassung unterdrückte der verspottete Monarch seinen Ingrimm, obwohl es oft leichter ist, die Mauern einer Festung zu brechen, als der Aufwallung des Jornes Herr zu werden.

Lächelnd sagte er zum Herzog Erich von Braunschweig, welcher sein Liebling und einer seiner tapfersten Kriegsobersten war:

„Sehet, ein neues Reiterstücklein; dieser Kriegsmann will den Mauern ihre Wunden mit einem Besen heilen. Wir hoffen aber, es soll aus diesem Rutenbund ein Beil herauspringen, ihm den Kopf abzuhauen.“ Sofort begab sich auf des Kaisers Befehl ein Krieger mit dem österreichischen Banner nach der Burg und verlangte von Pinzenauer drei Tage Waffenruhe, auf welche der Verräter, in Erwartung eines glänzenden Friedensantrages, gerne einging. Maximilian ließ aber mittlerweile aus dem Zeughause von Innsbruck die zwei Riesenkartauen, den „Weckauf von Österreich“ und den „Purlepau“ nach dem Lager schaffen. Der Waffenstillstand war abgelaufen, doch Hans Pinzenauer wartete vergebens auf eine Friedenstaube, die vom Lager der Kaiser-



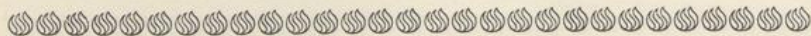


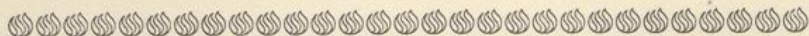
lichen, mit einem Ölzweige im Schnabel, in Geroldseck einfliegen sollte. Es kam dafür etwas anderes geflogen. Der Kaiser selbst richtete die Riesenschlünde nach der Burg, bemaß mit scharfem, sicherem Blicke die Entfernung und prüfte die Ladung; eine Minute später legte er die Lunte an das Zündloch, ein furchtbarer Blitz flammte auf, ein Donner wurde hörbar, der die Berge zu erschüttern schien, droben prasselte das getroffene Gemäuer der trotzigen Burg in breiter Front den Felsen herab. Ein zweiter Schuß krachte und es schien der Untergang der Burg gewiß zu sein. Wie spätere Messungen ergaben, drangen die Geschosse durch die 14 Schuh dicken Mauern und noch $1\frac{1}{2}$ Schuh (à Schuh = 32 Zentimeter) tief in das Felsgestein, alles über den Haufen stürzend. Der „Purlepus“ räumte fein sauber auf und der „Weckauf von Österreich“ donnerte dem bayrischen Verräter ins Gewissen. Hans Pinzenauer aber sandte zwei weißgekleidete Edelknaben, mit grünen Kränzen auf dem Haupte und weißen Stäben in den Händen, in das kaiserliche Lager, mit der Bitte um Frieden und freien Abzug gegen Übergabe der feste Geroldseck an den Kaiser. Doch dieser sandte ihm folgende Antwort:

„So will Euer Herr nun endlich den Besen hinweglegen, mit dem er Uns zuvor verhöhnt hat? Gehet hin und saget ihm: Wir begehren mit einem solchen Spottvogel keinen Vertrag einzugehen. Hat er das schöne Schloß also beschießen lassen, so mag er jetzt auch, so lange er kann, die Trümmer behalten.“ Nachdem die Edelknaben sich mit der Botschaft entfernt hatten, rief der Kaiser mit einem feierlichen Ernst, der die Umstehenden unheimlich erfaßte:

„Wir lassen stürmen; die Besatzung und ihr Führer werden bald in unseren Händen sein. Ihr, meine edlen Herren, waret Augenzeugen, wie Uns dieser freche Verräter gehöhnt hat und die Knechte mit ihm.

„Er und sein Anhang sollen unter Henkershand sterben. Ich schwöre das bei meinem Kaiserworte, und wer um Gnade für einen der Gefangenen fleht, der mache sich auf eine Maulschelle gefaßt und sei er wer immer.“ Ein fester Blick Maximilians fiel bei diesen Worten auf den Herzog Erich von Braunschweig. Die Bürger von Kufstein öffneten das Stadttor; die Landsknechte drangen durch dasselbe ein; wie die Genssen kletternd, stürmten sie den Felsen hinan und oben durch die weiten Breschen, welche Kaiser Maximilians wohlgezielte Schüsse gerissen hatten. Schon auf halbem Wege begegnete den Siegern





der Kommandant Hans Pinzenauer mit dem größten Teile der Besatzung, welche, da sie vom Sieger keine Gnade zu erwarten hatte, ihr Heil in der Flucht suchen wollte. Schnell waren die Spottvögel abgefangen, in Bande gelegt und nach dem kaiserlichen Lager abgeführt worden.

Seinem Schwure getreu, hielt Kaiser Maximilian I. Kriegsgericht über die Gefangenen. Ein Prosoß (Soldatenstockmeister) und drei Henker standen auf einem nahen Wiesenplane bereit, um das Urteil zu vollstrecken: nach diesem sollten alle sterben. Hans Pinzenauer, ein großer, schöner Mann von stolzer, trotziger Haltung, kam als erster an die Reihe. Er warf einen Blick auf den von ihm geschmähten Kaiser und bat um einen Trunk Wein, der ihm auch gereicht wurde.

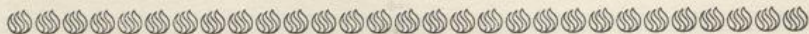
Mit lauter Stimme rief er dann:

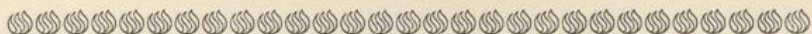
„Lebe wohl, du schöne Welt; verzeiht mir den Frevel und Vertrat, den ich an des Kaisers Majestät begangen habe. Ich trinke im letzten Augenblicke auf des Kaisers Wohl.“ Nachdem Pinzenauer den Becher geleert hatte, legte er sein Haupt auf den Block und bückte seinen Frevel mit dem Tode. Ihm folgten der Reihe nach einige Anführer und Stückmeister. Elf waren schon unter Henkershand gestorben und noch stand eine lange Reihe Verurteilter da, die das gleiche Schicksal erwarteten. Die Edlen aus der Umgebung des Kaisers waren bisher lautlose Zeugen dieses traurigen Schauspieles gewesen. Jetzt aber regte sich ihr Mitgefühl, Herzog Erich winkte den Henkern, einzuhalten und trat an den Kaiser heran mit den Worten:

„Weil man die Besten vom Brot getan hat, so bitte ich, gnädigster Herr, um aller Fürsten und Grafen willen, den Übrigen das Leben zu schenken. Der Schimpf ist im Blute der Gerichteten abgewaschen, was noch fließen soll, das mag als unschuldig gerettet sein.“

Der Kaiser, dessen Zorn sich schon längst gelegt und der angeborenen Herzengüte wieder Platz gemacht hatte, schien auf solche Fürsprache nur gewartet zu haben, um seines Schwures entbunden zu werden. Lächelnd sagte er:

„Wohlan, mein getreuer Herzog Erich, ich lasse Gnade walten, die Bitte sei Euch gewährt, doch auch mein Schwur sei erfüllt, denn ein Mann, ein Wort. Ihr wißt ja, was ich jedem angedroht, der mich um Gnade ansieht.“ Bei diesen Worten erhob der Kaiser seine Rechte und gab seinem Liebling einen sanften Backenstreich, „schmatzend,“





wie die Chronik sagt. Hierauf rief Maximilian den Henkern zu: „So laßt sie laufen.“ Die Bande fielen und die Todesopfer waren dem Leben zurückgegeben, das sie der Fürbitte des Herzogs und der Gnade des verhöhten Kaisers dankten.

Am Fuße des Tierberges bei Kufstein am linken Innufer findet man heute ein Gehöfte und eine Kapelle, zu den „Ainliefen“ (Eilfen) genannt, an jener Stelle, wo Hans Pinzenauer und seine zehn Gefährten den Tod für Verrat und Spott erlitten haben.

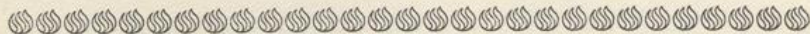


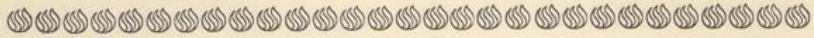
Siebenunddreißigste Erzählung.

Kaiser Maximilian I. und der Künstler.

In Nürnberg, des „deutschen Reiches Schmuckkästlein“, standen zu Maximilians Zeiten die Künste in hoher Blüte, und der Kaiser, den die Geschichte auch den „Vater der Künste und Wissenschaften“ nennt, ging gerne mit Künstlern um.

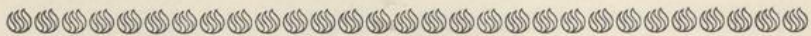
So besuchte er während seines Aufenthaltes in Nürnberg in Gesellschaft einiger Edelleute auch den berühmten und hochgeschätzten Maler Albrecht Dürer. Schon seit Jahren arbeitete dieser für den Kaiser an den Zeichnungen zu den Holzschnitten der „Ehrenpforte“ und des „Triumphwagens“, einer Reihe prächtiger, lebenswahrer und naturfrischer Jagdszenen. Dürer war der Stolz seiner Vaterstadt Nürnberg, welche ihren berühmten Sohn zum Beweise ihrer Achtung zum Mitglied des großen Rates erwählte. Alle seine Mitbürger liebten ihn, die geistreichsten Männer seiner Zeit suchten seine Bekanntschaft und seinen Umgang, Kaiser und Könige zeichneten ihn ehrenvoll aus. Der König von England und viele andere Fürsten und Große der Welt belohnten freigebig den Fleiß und die Kunstfertigkeit, welche Dürer auf ihre Bildnisse verwendet hatte. Wie sollte Maximilian I. hinter diesen zurückbleiben, er, der überall auf der Bahn des Edlen und Schönen voranschritt? Der Kaiser ernannte Albrecht Dürer zu seinem Hofmaler und belohnte ihn überdies auch reichlich für die in





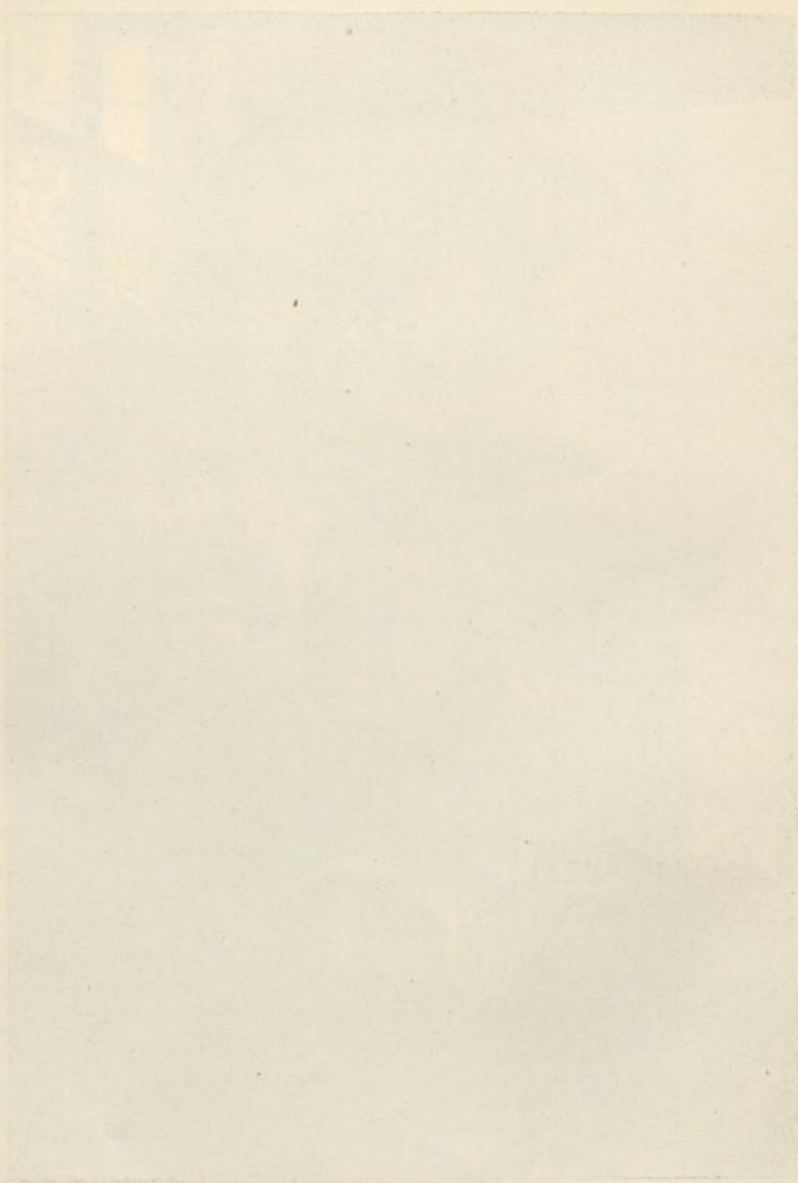
Maximilian I.

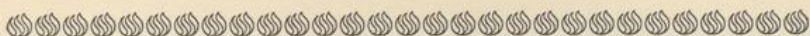
seinem Auftrage gelieferten Arbeiten. Als nun an jenem Tage Maximilian die Kunstwerkstätte des großen Meisters betrat, rümpfte ein aufgeblasener fränkischer Edelmann aus dem Gefolge die Nase, weil es ihm zu viel nach Farbe roch. Um Platz für seine Person zu gewinnen, stieß er eine Staffelei (Malergestelle) zur Seite und warf einen hochmütigen Blick auf das edle, fromme, von langen lichten, sanft gekräuselten Haaren umflossene Antlitz des Meisters Dürer. Der Meister war gerade mit einer seiner unsterblichen Arbeiten beschäftigt und stand





Kaiser Maximilian I. bei Albrecht Dürer.





auf einer Malerleiter. Während er sich anschickte, diese zu verlassen und den Kaiser zu begrüßen, geriet die Leiter ins Wanken. Maximilian befahl dem fränkischen Edelmann, den er genau beobachtet hatte, die Leiter zu halten. Der Angeredete zog sich jedoch unwillig zurück, als fände er eine solche Dienstleistung unter seiner Würde. Das Auge des Kaisers flammte auf, und in gerechter Entrüstung rief er dem Ritter zu:

„Albrecht Dürer ist wohl mehr als ein Edelmann, wegen Vortrefflichkeit seiner Kunst, denn ich kann aus einem Bauern einen Edelmann, aber nicht gleich aus einem Edelmann einen Künstler machen. Doch steigt nur herab, edler Meister, ich will Euch ein Adelswappen schenken.“

Der Kaiser verlieh Albrecht Dürer und seiner Malerzunft ein adeliges Wappen, bestehend in drei silbernen Schilden auf himmelblauem Grunde. Albrecht Dürer war es vergönnt, der Nachwelt das richtige Porträt des Kaisers Maximilian I. zu überliefern.

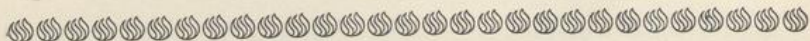


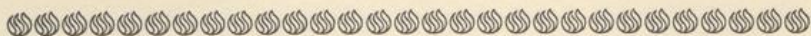
Achtunddreißigste Erzählung.

Kaiser Maximilian I. und sein liebes Augsburg.

Mit Liebe hing Maximilian an deutschem Land und Volk, namentlich war ihm die altherwürdige Stadt Augsburg teuer geworden.

Ein schmeichelnder Höfling des Königs Ludwig XI. von Frankreich nannte einst den Kaiser Maximilian I. den „Bürgermeister von Augsburg“. König Ludwig aber rief: „Sprich nicht so schimpflich von Maximilian; glaube mir, wenn dieser Bürgermeister die Glocke ziehen läßt, so ist ganz Deutschland in Harnisch und Frankreich zittert.“ Während Maximilian im Kriegslager von Padua weilte, ging er auf eine Händlerin mit Lebensmitteln zu und verlangte etwas von ihrer Ware, da er gerade hungrig war. Johann von Landau, der Begleiter des Kaisers, wollte





die Speisen erst kredenzen, das heißt prüfen lassen, ob sie giftfrei wären. Der Kaiser fragte die Händlerin, woher sie wäre? Als sie antwortete „Aus Augsburg“, sagte er lachend:

„Ja, dann sind die Speisen schon kredenzt, denn die von Augsburg sind fromme Leute.“

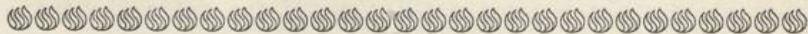
Als Maximilian nach Schluß des großen Reichstages zu Augsburg, auf dem er seinen Plan, die Türken aus Europa hinauszudrängen, vereitelt sah, sich zur Abreise rüstete, erfüllten ihn Todesahnungen.

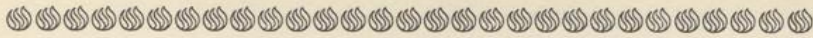
Am Morgen des 6. Oktober 1518 verließ er mit einem glänzenden Gefolge von Rittern und Reifigen, Hofleuten und Dienern die Stadt. Bei der sogenannten „Krennsäule“ auf dem Lechfelde, wo die Türme und Mauern von Augsburg dem Blicke des Wanderers entschwinden, machte Maximilian Halt und ließ seine Augen auf der im Frührot des Herbstmorgens erglänzenden Landschaft ruhen, dann schlug er ein Kreuz über die Stadt und sagte im Tone tiefster Wehmut:

„Nun gesegne dich Gott, du liebes Augsburg und alle frommen Bürger darinnen. Wohl haben wir manchen guten Mut in dir gehabt, nun werden wir dich nicht mehr sehen.“

Der Kaiser hatte wahr gesprochen. Am 6. Dezember langte er todmüde und krank in Wels in Oberösterreich an; als er in die dortige Burg einzog, trugen ihm die Diener eine lange Truhe nach, die der Kaiser schon seit Jahren auf seinen Reisen mit sich herumführte. Sie enthielt seinen Sarg. Maximilian hatte sich selbst einmal geäußert: „Ich führe diese Lade bei mir zum Gebrauche eines Dinges, das mir eines von den liebsten ist.“

Am 12. Jänner 1519 starb Maximilian in Ruhe, Demut und Ergebenheit. In der Burgkirche zu Wiener-Neustadt, seinem Geburtsorte, ruht der große Kaiser Maximilian I., der „letzte Ritter“.





Neununddreißigste Erzählung.

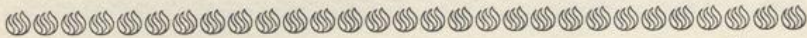
Kaiser Karl V. und sein Porträt.

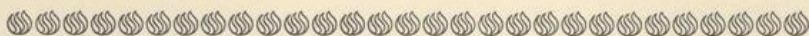
„Ehrfurcht zollt man eines Helden
Bilde.“

In Held war auch Kaiser Karl V., unter dessen Regierung das Haus Habsburg im höchsten Glanze und in größter Macht dastand. In seiner Jugend war Karl ein sehr aufgeweckter, lebhafter Prinz, der jeden Augenblick seines Lebens für die Zukunft nutzbar machen wollte. So sagte der Knabe oft im Scherze von seinen Sprachkenntnissen:

„Ich lerne italienisch, um mit dem Papste reden zu können; spanisch, um mit meiner Mutter Johanna (Tochter des Königs Ferdinand des Katholischen von Spanien) zu sprechen; englisch für meine Tante (Katharina, Königin von England); flammändisch zur Unterhaltung mit meinen Freunden in Gent; französisch zu meiner eigenen Freude und deutsch, um einst auch Kaiser werden zu können.“

Als Prinz Karl acht Jahre alt war, wollte ihn sein Großvater, Kaiser Maximilian I., porträtieren lassen und berief zu diesem Zwecke den berühmten Maler Lukas Kranach, den Älteren. Der bedächtige Künstler merkte bald, daß er einen lebensfrischen Prinzen vor sich hatte, der seine klugen Augen überall herumstreifen ließ und wie Quecksilber beweglich war. Wie sollte bei dieser ewigen Unruhe ein getreues Bildnis zu stande kommen, das dem kaiserlichen Großvater Freude, dem Künstler aber Ehre brächte? Doch Hadrian von Utrecht, der Erzieher des Prinzen, kannte dessen Charakter gut und wußte Rat zu schaffen. Auf sein Geheiß mußten die Diener schimmernde Ritterrüstungen und Schilde, Helme und Panzer, Hellebarden und Schwerter, Fahnen und Standarten hereinbringen und an der Wand befestigen. Dazwischen ließ der Erzieher das Bildnis des Königs Franz I. von Frankreich anbringen. Karl V. hegte schon als Knabe feindselige Gesinnungen gegen die Franzosen. Sein Großvater hatte auf dem Reichstage zu Mainz den deutschen Reichsständen laut zuge-



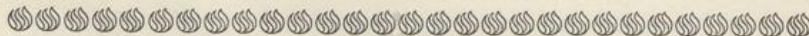


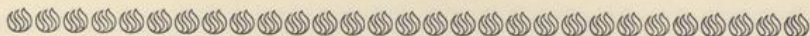
rufen: „Ich glaube nicht, daß ein Mensch auf der Welt — Jesum ausgenommen — soviel Schmach und Unrecht erlitten habe, als mir von den Franzosen angetan worden.“ Mit größter Aufmerksamkeit blieben die Augen des Prinzen an diesen Trophäen haften, seine Mienen wurden ruhig und der Künstler gewann Zeit, das Bildnis zu vollenden.

Als Kaiser Karl im Jahre 1547 vor der Stadt Wittenberg lagerte, ließ er den dort lebenden Lukas Kranach vor sich kommen und sich zu seiner Belustigung die Geschichte vom unruhigen Prinzen erzählen, der es dem Maler so schwer gemacht hatte. Der Künstler stand damals in Diensten des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen, der vom Kaiser gefangen genommen worden war. Lukas Kranach tat nun einen Fußfall und bat um Gnade für den gefangenen Herrn. In der That gab der Kaiser den Kurfürsten bald frei.

Ein Porträt von Karl V. als Kaiser ist uns heute noch erhalten, ein Meisterwerk des berühmten italienischen Malers Tizian. Bei Gelegenheit seiner Krönung in Italien ließ Karl den Künstler zu sich berufen und zeigte sich über sein von dem Meister gemaltes Porträt so erfreut, daß er ihn zum Ritter ernannte und ihm einen ansehnlichen Jahresgehalt als Hofmaler aussetzte. Karl V., der die Hochschätzung der Kunst von seinem Großvater Maximilian ererbt hatte, besuchte Tizian oft in seinem Atelier (Malerwerkstätte) und sah ihm bei seiner Arbeit mit Bewunderung zu. Als der Künstler einmal den Pinsel zur Erde fallen ließ, hob der hohe Herr denselben sofort auf und reichte ihn dem Meister dar. Das Gefolge des Herrschers von halb Europa machte lange Gesichter zu einer solchen Auszeichnung des Malers. Den Unmut bemerkend, sagte der Kaiser:

„Leute, die mir Büßlinge machen, habe ich allezeit um mich, aber nicht immer und überall einen Tizian.“





Vierzigste Erzählung.

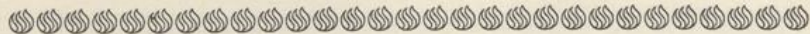
Kaiser Karl V. und der Heldengreis Leyva.

„Bescheidenheit, ein Schmuck des Mannes,
steht jedem fein.“ Küfert.

Leyva, ein tapferer Kriegsheld, war im Dienste des kaiserlichen Heeres alt und grau geworden und verbrachte den Abend seines Lebens in wohlverdienter Ruhe. Während Kaiser Karl im Jahre 1530 auf seiner italienischen Krönungsreise in Piacenza weilte, ließ sich der greise Leyva in einem Armstuhle hintragen, um seinen obersten Kriegsherrn zu sehen. Im Angesichte Karls erhob sich der Greis aus dem Tragsessel und wollte in ehrfurchtsvoller Stellung, die er aber nur mit Hilfe eines Stockes zu behaupten vermochte, den Kaiser begrüßen. Dieser aber nahm den alten Helden sanft bei der Hand und nötigte ihn, sich wieder in den Armstuhl zu setzen. Aus Ehrfurcht behielt Leyva das Barett in der Hand. Doch der Kaiser setzte ihm dasselbe auf das ehrwürdige Haupt mit den Worten:

„Die Granden (Großen) Spaniens stehen nach ihrer Sitte bedeckten Hauptes vor meinem Throne, und Leyva, ein ehrwürdiger Greis von siebenzig Jahren, der in sechzig Schlachten grau geworden, soll entblößten Hauptes vor seinem jungen Kaiser stehen? Wenn die Großen Spaniens nach dem Verdienste ihrer Ahnen sich jenes Recht zuschreiben, so gestehe ich es noch mehr diesem Kriegshelden zu, der sich so viel aus eigenen Verdiensten erworben hat.“

Das war eine treffliche Lehre an die Adresse der spanischen Granden, welche Leyva wegen seiner Herkunft von niederem Adel gering schätzten. Kaiser Karl ließ den Greis nicht mehr von seiner Seite. Bei dem feierlichen Einzug in Bologna mußte Leyva neben dem großen Seehelden Andrea Doria reiten und zwei Edelleute mußten sein Pferd am Zügel führen.



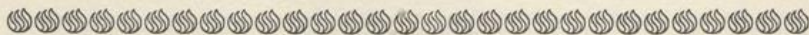


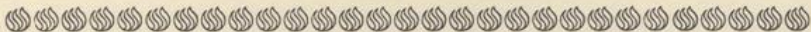
Einundvierzigste Erzählung.

Kaiser Karl V. als Freund der Gerechtigkeit.

„Des Vaters Segen baut den Kindern Häuser.“

In Diensten des Kaisers Karl stand der sechzehnjährige Edelknabe Ayala. Sein Vater Athenas Ayala war wegen Teilnahme an einem Aufreuhre in Castilien verbannt worden und als Rebell aller seiner Einkünfte verlustig gegangen. Die Folge davon waren Hunger und Elend, die der alte Ayala zu erleiden hatte. Der Sohn erfuhr von der traurigen Lage des Vaters, die ihm das Herz zerriß. Aus eigener Tasche vermochte der noch unbefoldete Edelknabe nicht zu helfen, und doch drängte es ihn, dem unglücklichen Vater in seinem Elende beizuspringen. Wie gerne hätte er die köstlichen Speisen, die seinen Tisch täglich bedeckten, mit seinem hungernden Vater geteilt! In seiner kindlichen Liebe ließ er sich verleiten, das schöne Pferd, welches ihm zum Hofdienste im kaiserlichen Marstalle zur Verfügung stand, aber nicht sein Eigentum war, zu verkaufen. Die dafür erhaltene, nicht unbedeutende Summe schickte er bei Heller und Pfennig auf schnellstem Postwege an seinen darbenden Vater. Vielleicht war in diesem Augenblicke Niemand so glücklich über die Wohltat der Einrichtung des Postwesens im deutschen Reiche als der junge Ayala. Schon unter Maximilian I. legte Franz von Taxis im Jahre 1516 eine reitende Post zwischen Brüssel und Wien an, Karl V. ernannte im Jahre 1543 Leonhard von Taxis zum niederländischen Generalpostmeister. Der Verkauf des Pferdes blieb dem kaiserlichen Stallmeister nicht verborgen; er setzte den Kaiser davon in Kenntnis, und dieser ließ die Veruntreuung fremden Gutes an dem Täter streng nach dem Gesetze bestrafen. Als der junge Sünder die Tat gebüßt, belohnte der Kaiser in seinem Gerechtigkeitsgeföhle die edle Absicht der Kindesliebe; er schenkte dem Edelknaben das eigene prächtige Reitpferd und verlieh ihm eine Offizierstelle bei der Leibwache, deren gute Besoldung



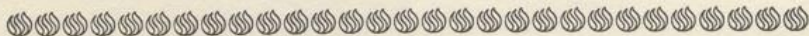


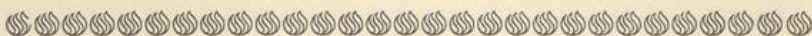
es dem edlen Sohne ermöglichte, seinen Vater in der Folge reichlich zu unterstützen. Dieser segnete sein Kind und seinen kaiserlichen Wohltäter.

Solche Beispiele von strengem, aber versöhnlichem Gerechtigkeitsfinne gab Kaiser Karl V. viele. Eines Tages fuhr er während seines Aufenthaltes in den Niederlanden von Antwerpen nach Brüssel. Auf der Straße wurde ein Schaf, welches dem Hofwagen nicht auswich, von den Pferden totgetreten. Der Hirte, obwohl er durch seine Nachlässigkeit den Unfall selbst verschuldet hatte, lief zum Ortsrichter und bat diesen, ihm zu einer Entschädigung zu verhelfen. Der Richter sann nicht lange über den einzuschlagenden Rechtsweg nach, sondern berichtete den Fall gleich an die höchste Instanz (Behördestelle), an den Hof des Kaisers. Ein übereifriger Hofrat desselben beantwortete das Schreiben des Richters mit einem strengen Verweise über die Ungebührlichkeit, einem Kaiser gegenüber, dem die halbe Welt untertan war, einen solchen Anspruch zu erheben zu wagen. Der Richter ließ sich dadurch aber nicht einschüchtern, sondern schrieb wieder zurück, wie folgt:

„Der weise Kaiser Karl V. hat mich auf den Richterstuhl gesetzt, um nach bestem Wissen und Gewissen Jedem sein Recht zu sprechen. Ich unterwerfe mich meinem Herrn und Kaiser in Sachen, die ihm gebühren, aber in Sachen der Gerechtigkeit fürchte ich keinen Herrn auf Erden, sondern nur Gott im Himmel.“

Der Kaiser erfuhr von dem Rechtsfalle, ließ dem Hirten den Schaden dreifach vergüten, berief den gerechten, unerschrockenen Richter an seinen Hof und ernannte ihn wegen seiner Standhaftigkeit zu seinem Räte.





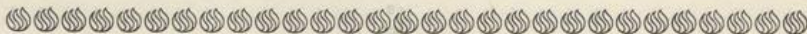
Zweiundvierzigste Erzählung.

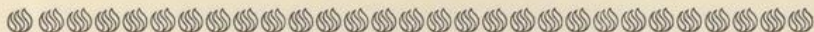
Kaiser Karl V. und sein Enkel.

„Vieles kann der Mensch entbehren,
nur den Menschen nicht.“ Börne.

Es ist eine häufige Erscheinung im Familienleben, daß Großvater und Enkel sich ganz besonders zu einander hingezogen fühlen. Der Enkel, mit neugierigen Kindesaugen in eine ihm noch unbekannte Welt blickend, sieht im Großvater mit dem erbleichenden Haare ein höheres Wesen, das schon an vielen Marksteinen eines langen Lebens vorübergeschritten ist. Wißbegierig lauscht er dem Großvater, der ihm die Sagen der Vergangenheit, die Schlachten und Abenteuer, die Ritter- und Heldengeschichten der Ahnen erzählt oder ihm die Ereignisse der Gegenwart erklärt und dem Unerfahrenen gute Lehren für die Zukunft mit auf den Lebensweg gibt. Der Großvater will den reichen Schatz von Weisheit und Erfahrungen, den er in einem langen Leben gesammelt hat, nicht mit ins Grab nehmen, sondern seinem Enkel vererben und nutzbar machen. Ein solch inniges Verhältnis zwischen Großvater und Enkel finden wir auch im Herrscherhause Habsburg.

Als Kaiser Karl V. die Absicht hatte, seine Kronen niederzulegen, und sich von der großen Welt zurückzog, da konnte er doch einen kleinen Menschen nicht entbehren: seinen zwölfjährigen Enkel Don Carlos, den Sohn Philipps II. Diesem geistig begabten, mutigen Knaben schüttete der verbitterte Monarch, der alle seine Pläne, die dem Wohle seiner Völker dienen sollten, mißlingen sah, sein ganzes Herz aus; er erzählte dem Knaben alles Leid seines Herrscherlebens, damit der Prinz daraus weise Lehren für sein eigenes Leben ziehe. Namentlich war es die Erinnerung an die Unglückstage von Innsbruck, welche den Kaiser mit tiefer Bitterkeit erfüllte. Die Protestanten in Deutschland hatten nämlich einen Bund gegen ihn geschlossen, an dessen Spitze der Kurfürst Moritz von Sachsen stand. Dieser erschien plötzlich mit einem in aller Stille geworbenen Kriegsheere vor Innsbruck, der Hauptstadt Tirols, wo Kaiser Karl gerade Hof hielt. Moritz





erstürmte am 19. Mai 1552 den Grenzpaß Ehrenberg und wollte in nächster Nacht den Kaiser selbst gefangen nehmen. Von allen Hilfsmitteln, von Geld und Truppen entblößt, von den fürchterlichsten Gichtschmerzen gefoltert, mußte Karl, von einigen getreuen Dienern in einer Sänfte getragen, bei Sturm und Ungewitter auf rauhen Gebirgspfaden durch das Pusterthal nach Villach in Kärnten fliehen. Als Don Carlos diese Erzählung gehört hatte, sagte er: „Lieber Großvater, diese Flucht war eines Helden unwürdig; ich wäre geblieben.“

„Das ist leicht gesagt, aber wie damals die Sachen standen, blieb mir kein anderer Rettungsweg übrig,“ entgegnete der Großvater bitter lächelnd; „was tätest du, wenn alle deine Pagen sich verschwören würden, dich zu ihrem Gefangenen zu machen?“

„Ich würde bleiben und mich verteidigen, so lange ich noch zwei kräftige Hände hätte,“ antwortete rasch der entschlossene Prinz.

„Tue es einmal, wenn dich der Ernst des Lebens zwingt,“ sagte der Großvater und drückte seinen mutigen Enkel liebevoll an seine Brust.

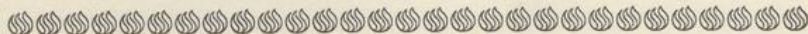


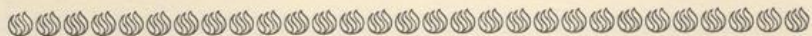
Dreiundvierzigste Erzählung.

Kaiser Karl V. an seinem Lebensabend.

„Keiner ist glücklich auf dem Erdenrund.“
Euripides.

Karl V. war römisch-deutscher Kaiser, König von Spanien, Neapel, Sicilien, Sardinien, Herr der Niederlande, der spanischen Besitzungen in Amerika und der österreichischen Besitzungen in Deutschland gewesen, ein Herrscher, der mit Stolz sagen durfte, daß in seinem Reiche die Sonne nicht untergehe. Und doch fühlte er sich am Abend seines vielbewegten Lebens nicht glücklich, ja tiefe Schwernut bemächtigte sich seiner, und in einer im Jahre 1555 zu Löwen in den Niederlanden stattgehabten Versammlung der Stände entsagte er der Oberherrschaft über dieses Land und übertrug sie auf seinen Sohn Philipp. Bald darauf übergab er ihm auch die Krone Spaniens, und die deutsche

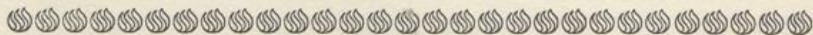


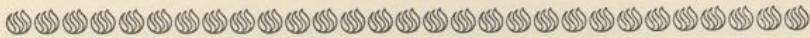


Kaiserwürde ging auf den Erzherzog Ferdinand I. von Österreich, den Bruder des Kaisers, über. Am 14. Oktober 1556 zog sich Karl V. in die Einsamkeit des Hieronymitenklosters St. Just in der spanischen Provinz Estremadura zurück, um dort in einem Gartenhause den Rest seiner Tage in Gebet und Betrachtung zu verbringen. Bei günstigem Wetter pflegte der Kaiser sein Gärtchen, oder er machte in Begleitung eines Dieners einen kurzen Ritt in den herrlichen Eichwald der Umgebung, dessen Luft ihn kräftigte. Wenn er sich durch schlechtes Wetter oder die sich zeitweise einstellende Körperschwäche an sein Zimmer gefesselt sah, beschäftigte er sich mit der Mechanik. Mit staunenswerter Geschicklichkeit und Geduld baute er große Maschinen, welche dem Kloster nützliche wirtschaftliche Dienste leisteten, oder er verfertigte kleine hölzerne Uhren in verschiedenster Ausführung in Form und Werk. An dem Mechaniker Turriani, der ihn nach St. Just begleitet hatte, fand er einen geschickten Helfer. Im Gartengebäude bewohnte Karl sieben Zimmer, in denen er mehr als hundert Uhren von verschiedener Größe stehen hatte. Er ließ sich keine Mühe verdrießen, wenigstens zwei dieser Uhren zu einem einheitlichen Gange zu bringen, daß sie bis auf die Sekunde übereinstimmten. Aber vergebens! Kopfschüttelnd stand der große Kaiser vor den beiden widerspenstigen Uhren.

„O ich Tor,“ rief er in bitterem Schmerz, „ich bemühte mich Jahrzehnte lang als Herrscher über Millionen Menschen, diese in ihren so verschiedenen Ansichten und Gesinnungen gleichzustimmen und vermag nicht einmal zwei Uhren in gleichem Gange zu erhalten.“ In trübem Sinnen blickte er dann auf die Wände seiner Zimmer, wo die wichtigsten Ereignisse seines tatenreichen Lebens aus Kriegs- und Friedenszeiten von Künstlerhand dargestellt waren.

Karl V. verließ die Einsamkeit seines Asyls nicht mehr. In der Klosterkirche von St. Just ließ er einen Sarg aufstellen und ein feierliches Leichenbegängnis abhalten, an dem er selbst ergriffen teilnahm. Am 21. September 1558 gab er seine große Seele dem Schöpfer zurück. Philipp Melancthon, der Gehilfe Luthers am Werke der Reformation (Glaubenserneuerung), schrieb über den streng katholischen Kaiser Karl V.: „Es sind viele herrliche und große Tugenden in ihm gewesen.“





Vierundvierzigste Erzählung.

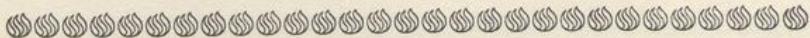
Kaiser Maximilian II. und das Nachtlager in Granada.

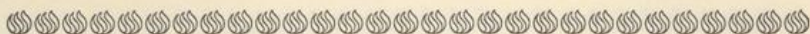
„Die Gefahr erhöht den Mut.“

Shakespeare.

Erzherzog Maximilian war Karls V. Schwiegersohn und wurde vom Kaiser als Statthalter nach Spanien gesandt. Der 21jährige Prinz gewann durch seine Leutseligkeit und Herablassung die Herzen der Spanier, die ihm mit Liebe und Verehrung zugetan waren.

Prinz Maximilian, wie man den Erzherzog nannte, war ein echter Habsburger und als solcher liebte er auch das Weidwerk. Die Großen Spaniens machten sich eine Ehre daraus, wenn sie den jungen Statthalter als Jagdgast in ihren Revieren begrüßen durften. Eines Tages war große Treibjagd in dem Gebirge von Granada. Prinz Maximilian schoß einen Eber von riesiger Größe an; das verwundete Tier verletzte mit seinen Hauern (lange Eckzähne) mehrere Treiber und drang in das Dickicht eines Eichenwaldes. Hinter dem flüchtigen Wilde stürmte im Jagdeifer Prinz Maximilian durch Dick und Dünn, kreuz und quer und erlegte endlich nach langer Verfolgung das durch Blutverlust ermattete Ungetüm. Vergebens sah er sich nach seinem Gefolge um; dieses hatte Maximilians Spur verloren und suchte ihn in ganz entgegengesetzter Richtung der Wildnis. Die lauten Rufe des Verirrten verhallten ebenso ungehört wie die Töne seines Hifthornes, auf die nur das Echo antwortete. Stundenlang streifte er nach allen Richtungen umher, ohne einen Ausweg oder die Spur einer menschlichen Behausung zu finden. Endlich machte er todmüde an einer Quelle Halt und streckte sich in das hohe Gras. Er mochte eine Viertelstunde geruht haben, als er in den Lüften das Rauschen eines gewaltigen Flügelpaares vernahm. Der Prinz blickte auf und gewahrte einen Adler, der ein Lämmchen in seinen Klauen trug, woraus er schloß, daß menschliche Ansiedlungen in der Nähe sein müßten, die gegen Westen lagen, weil der Raubvogel mit seiner Beute aus dieser Richtung





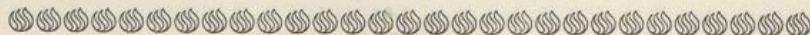
fam. Die Hoffnung belebte die ermüdeten Glieder des Verirrten, der rasch aufsprang, um noch vor Einbruch der Nacht der Wildnis zu enttrinnen. Diese verlor, je weiter er gegen Westen vordrang, ihre Düstlichkeit; die Strahlen der sinkenden Sonne fanden leichteren Weg in das Dunkel; das rosige Abendlicht beleuchtete einen Pfad und endlich breitete sich vor den entzückten Blicken des Wanderers ein herrliches Tal aus. Am Waldrande stand eine Hütte, aus deren Schornstein ein Rauchwölkchen aufstieg. Maximilian war nicht nur müde, sondern auch hungrig und in der Hütte fand er gewiß für Geld und gute Worte einen Ruheplatz und einen Imbiß. Wenige Schritte brachten ihn zur Türe, die zugleich der Eingang zur Küche war. Ein jüngeres, ärmlich gekleidetes Weib stand am Herde und fuhr erschrocken zusammen, als es den jungen Mann im goldbetreßten, vornehmen Anzug, mit der glänzenden Kette auf der Brust eintreten sah.

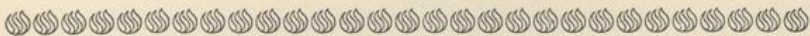
„Ich habe mich auf der Jagd verirrt,“ redete Maximilian, der es für gut fand, sich nicht zu erkennen zu geben, die Frau an, „bin ganz erschöpft und möchte gerne eine Erfrischung, für die Nacht ein Lager und für morgen einen Wegweiser nach dem nächsten Orte haben. An einer reichlichen Bezahlung soll es nicht fehlen.“

„Ich bin Theresa Padilla, das Weib eines armen Holzhauers,“ antwortete die Gefragte, die eine sehr kummervolle Miene zeigte, „was ich zu tun vermag, soll geschehen. Ein Abendbrot ist schnell bereitet, und wenn Ihr müde seid, so werdet Ihr ein einfaches Strohlager nicht verschmähen. Mein Mann ist mit seinem alten Vater und seinem Bruder im Walde; sie werden aber bald heimkommen, immer noch zeitig genug, um das große Unglück zu vernehmen, das mir heute widerfahren ist.“

Auf die teilnahmevolle Frage des Prinzen erzählte das Weib, daß kurz vor seiner Ankunft ihr Lämmchen, welches auf der Wiese geweidet habe, von einem Adler geraubt worden sei.

„Tröstet Euch, gute Frau,“ entgegnete der Zuhörer, „was für Euch ein Unglück war, das wurde mir zum Glück, denn der Adler, mit der Beute in seinen Krallen, zeigte mir den Ausweg aus dem Walde; ich werde Euch so entschädigen, daß Ihr Euch ein Dutzend Lämmer anschaffen könnt.“ In diesem Augenblicke traten die drei Holzhauer in die Küche, welche zugleich als Wohnraum diente. Es waren wild aussehende Männer. Der Älteste unter ihnen, mit wirrem, weißem Haupt- und Barthaar, maß den Gast mit finsternen Blicken. Einer der beiden





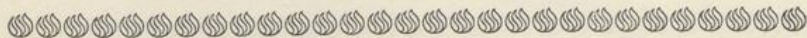
jüngeren, Theresens Mann, fragte diese in einem dem Gaste unverständlichen Dialekte, was der Fremde hier wolle. Das junge Weib gab ihm die gewünschte Auskunft und berichtete auch den räuberischen Überfall des Adlers, für welchen der vornehme Herr eine reiche Entschädigung in Aussicht gestellt habe.

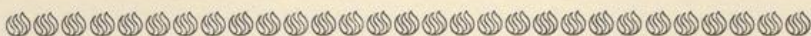
Der Prinz begrüßte die Angekommenen, fand aber keinen Gegenruß, ja, er las aus ihren Mienen heraus, daß ihm in dieser Hütte neue Gefahr drohe, größere vielleicht, als unter den wilden Tieren des Waldes. Doch machte er gute Miene zum bösen Spiele, ja, allmählich unterdrückte er den Verdacht. Theresa hatte ein karges Mahl aufgetragen, das dem hungrigen Gaste in dieser Stunde mehr mundete, als die Leckerbissen seiner Hoffüchse. Nachdem er sich gesättigt, wies ihm Theresa in dem anstoßenden Kämmerlein ein einfaches Strohlager an. Angekleidet streckte der Prinz sich zur Ruhe nieder und schon war er im Begriff, einzuschlafen, als Theresa wieder eintrat. Flüsternd vertraute sie ihm an, daß ihr habgüchtiger Mann schon einige Missetaten auf dem Gewissen habe und auch heute Abend einige Äußerungen getan habe, welche auf ein böses Vorhaben schließen ließen. Sie bat den Gast, äußerste Vorsicht zu beobachten, und riet ihm, schlimmstenfalls durch das Fenster zu entfliehen, das deshalb offen geblieben sei.

Nachdem sie sich entfernt hatte, band Maximilian die Türklinke mit einer vorgefundenen Wäscheleine fest, schob eine in der Kammer stehende Truhe vor die Tür, lehnte das scharfgeladene Jagdgewehr neben sein Lager und streckte sich dann abermals zur Ruhe nieder. Die Flucht durch das Fenster wäre in der Dunkelheit der inzwischen angebrochenen Nacht ein leichtes gewesen, doch wie Maximilian I. keiner Gefahr aus dem Wege ging, so war auch sein künftiger Nachfolger von ritterlichem Mute erfüllt und verschmähte die Flucht als eine Feigheit. Die Müdigkeit schloß ihm die Augen, doch böse Träume schreckten ihn oft empor. Gegen Mitternacht vernahm er ein Geräusch an der Tür, als ob man diese leise zu öffnen versuche. Dem Prinzen wurde es nun klar, daß Therese mit ihrer Warnung Recht gehabt habe. Mit Donnerstimme rief er:

„Wer da?“ Das dumpfe Gemurmel mehrerer Männerstimmen war die einzige Antwort.

„Ich brauche Wäsche aus der Truhe, öffnet die Tür,“ rief nach einer Weile Padilla, der Mann Theresens.





„Um etwa das Blut abzutrocknen, das ihr vergießen wollt?“ entgegnete der Prinz zornig. „Ich werde nicht öffnen.“ Ein furchtbarer Aufschlag von außen spaltete die morsche Thür und Padilla drang, die Truhe beiseite schiebend, mit geschwungenem Beile auf den Prinzen ein, der in Nothwehr sein gefährdetes Leben verteidigen mußte. Ein Schuß krachte und tödlich getroffen brach Padilla zusammen. Aber hinter ihm waren Vater und Bruder eingetreten. Der letztere stürzte sich mit gezücktem Dolche auf den Gast. Im gleichen Augenblicke hatte dieser sein Jagdmesser aus der Scheide gerissen und streckte seinen Gegner durch einen gewaltigen Hieb zu Boden. Der Alte ergriff schleunigst die Flucht.

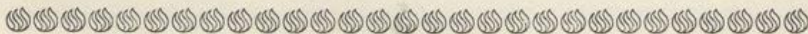
Padillas Frau befreite der Prinz aus der Küche, wo sie eingesperrt worden war, weil sie die Männer an ihrem räuberischen Vorhaben hatte verhindern wollen. Während Maximilian die Frau noch über den Verlust ihres Mannes tröstete, der ein wohlverdientes Ende gefunden, kehrte der Alte mit einer Schar Hirten und Bauern zurück, welche mit Sensen und Knütteln bewaffnet waren und den Prinzen unter Todesdrohungen umzingelten. Dieser aber erhob sein wieder geladenes Gewehr und rief mit Donnerstimme unter flammendem Blicke:

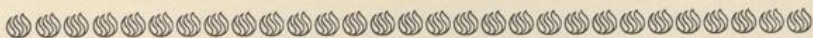
„Wer mich angreift, ist des Todes. Ich bin Erzherzog Maximilian von Oesterreich, euer Statthalter. Auf der Jagd verirrt, fand ich diese Hütte; das Weib nahm mich gastfreundlich auf, doch ihr Mann und sein Bruder, die Söhne dieses alten Bösewichts, wollten mich im Schlafe ermorden, ich erwehrte mich ihrer und sie bezahlten ihren mörderischen Anschlag mit dem Leben.“

„Wenn das die Wahrheit ist, so folgt uns zum Richter,“ sagte ein alter Bauer, auf dessen Stimme die übrigen zu hören schienen, „vorher legt aber die Waffen ab.“

„Es sei,“ antwortete der Prinz. Er übergab das Gewehr und das Jagdmesser dem Greise. Die anderen banden ihm die Hände auf den Rücken und führten ihn wie einen gemeinen Verbrecher zum Richter des nächsten Ortes. Therese, die junge Witwe, folgte weinend dem Zuge, sie wollte bezeugen, daß der Vater ihres Mannes diesen und seinen Bruder zur Ermordung und Beraubung des fremden Gastes überredet und daß der Bedrohte nur um sein Leben gekämpft habe.

Als der Morgen graute, langten die Bauern, deren Zahl unterwegs angewachsen war, mit ihrem Gefangenen im Dorfe an, wo



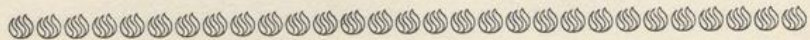


gerade das Gefolge des Statthalters Nachfrage nach dem Vermißten hielt. Als die Edlen und Leibjäger ihren geliebten Herrn inmitten der Horde, gebunden wie einen Verbrecher, erblickten, stürmten sie mit blanken Waffen auf die Bauern ein und befreiten den Prinzen. Die bestürzten Landleute ergriffen den alten Bösewicht, der sie durch seine Lügen so schändlich hintergangen hatte, warfen sich vor Maximilian auf ihre Knie nieder und flehten um Gnade. Der Prinz, dessen Herz stets mit Mitleid erfüllt war, wenn er strafen sollte, sagte in mildem Tone:

„Ich verzeihe euch von Herzen, kein Haar soll euch gekrümmt werden, denn ihr waret nur ein Opfer der Lüge des alten Padilla, ihn allein treffe die gerechte Strafe.“ Die Bauern erhoben sich und dankten dem Prinzen unter lautem Jubel. Dieser stellte seinem Gefolge die Theresie Padilla als seine Lebensretterin vor, für deren Zukunft er sorgen wolle, da ihr Herz rein und ihre Tat seines Dankes würdig sei. Der Alte wurde auf die Galeere geschickt und die Hütte am Waldrande wurde niedergebrannt. Als Prinz Maximilian am 7. Mai 1552 nach seinem langjährigen Aufenthalte in Spanien in Begleitung seiner Gemahlin Maria nach Österreich heimkehrte, begrüßten die jubelnden Wiener im Gefolge des Kaisers auch die Spanierin Theresie Padilla, welche der Prinz mit nach Österreich genommen hatte, wo ihrer eine sorgenfreie Zukunft wartete.

Die Wiener sahen bei Gelegenheit des Einzuges des Prinzen zum erstenmal ein ihnen bis dahin fremdes Tier von ungeheurer Größe — einen Elefanten, den der Prinz mit einigen indianischen Raben (Papageien) aus Spanien mitgebracht hatte. Das Riesentier wurde in der von Maximilian gegründeten ersten Menagerie im Lustschlosse Ebersdorf eingestellt, verendete jedoch bald. Im Stifte Kremsmünster bei Linz zeigt man heute noch einen hübschen Sessel, der laut Inschrift „aus dem rechtsseitigen Vorderbug (Knochen) dieses Elefanten angefertigt wurde.“

Nach dem Tode des Kaisers Ferdinand I., am 25. Juli 1564, bestieg der heldenmütige Sohn als Maximilian II. den deutschen Kaisertron. Zeit lebens erinnerte er sich an das Nachtlager in Granada.





Fünfundvierzigste Erzählung.

Kaiser Ferdinand II. in der Brandung des Lebens.

„Ein fester Sinn geziemt dem klugen
Manne.“
Sophocles.

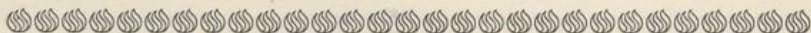
Ferdinand II. hatte vor seiner Thronbesteigung als deutscher Kaiser die steirischen Lande regiert und in der Hauptstadt Graz residirt. Während dieser Zeit wurde dort Georg Banffy, ein ungarischer Edelmann, aus unaufgeklärter Ursache und von unbekannter Hand ermordet. Die Ungarn behaupteten, der Kommandant der Besatzung von Graz hätte ihren Landsmann ermorden lassen und forderten dessen Bestrafung mit dem Tode. Erzherzog Ferdinand lehnte dieses blutdürstige Verlangen ab, bevor nicht die Sache genau untersucht sein würde.

Wenige Tage später zündeten ruchlose Aufwiegler auf Anstiften der Ungarn die Stadt Graz an und suchten, um Banffys Tod zu rächen, zu offener Empörung zu reizen. Einige ängstliche Räte hatten nichts eiligeres zu tun, als dem Erzherzog Ferdinand Vorstellungen zu machen, daß es höchste Zeit wäre, den Kommandanten auch ohne weitere Untersuchungen hinrichten zu lassen und dadurch weiteres Unglück von Stadt und Land ferne zu halten. Doch Ferdinand entgegnete mit Freimut und Nachdruck:

„Kein Haar soll dem Kommandanten gekrümmt werden, wenn er unschuldig ist. Weder Drohungen noch Gefahren vermögen mich zu einer Ungerechtigkeit zu bewegen, wenn auch die ganze Steiermark in Brand aufgehen und ich, der Fürst des Landes, mit Weib und Kindern betteln gehen müßte.“ Diese Standhaftigkeit rettete einem Schuldlosen Freiheit und Leben.

Ferdinand hatte es nur seinem standhaften Gottvertrauen zu verdanken, daß, kurz nachdem er Kaiser geworden, ihm seine persönliche Freiheit und dem Hause Habsburg der Thron erhalten blieben.

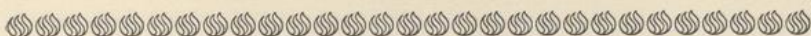
Die Protestanten in Böhmen hatten nämlich seine Absetzung beschloffen und rückten unter der Anführung des Grafen Matthias Thurn





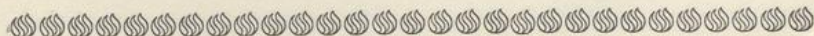
Rettung Kaiser Ferdinand II.

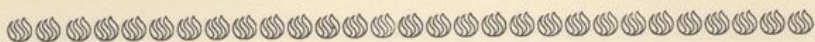




mit einem Heere von 10.000 Mann durch Mähren gegen Wien, das sie am 5. Juni 1619 einschlossen. Leider war die Hauptstadt schlecht befestigt, und nur 2000 Mann standen zu ihrer Verteidigung bereit. Die böhmischen Rebellen besetzten unter Drohungen gegen die kaiserliche Familie die Vorstädte. Das ermutigte die unzufriedenen Protestanten Niederösterreichs, unter Führung des Grafen Paul Jakob Starhemberg eine Abordnung an den Kaiser zu schicken, deren Forderungen der streng katholische Herrscher nicht erfüllen konnte. Einer der Abgeordneten, namens Andreas Thonradtel, benahm sich gegen den Kaiser geradezu verletzend und herausfordernd. Ferdinand II. wollte Frieden mit seinem Volke; er bat die Ungestümen aufs innigste, er beschwor sie bei der Liebe zu ihrem Vaterlande, wenn schon die Liebe zum Fürsten aus ihrem Herzen gewichen, daß sie ablassen sollten von einem Begehren, dessen Erfüllung ihm unmöglich war. Er bat vergebens. Aber trotz der Gefahren, die ihn allseitig bedrohten, trotzdem er auf menschliche Hilfe nicht hoffen konnte, blieb er standhaft in seinem Entschlusse und setzte sein ganzes Vertrauen auf Gott. Während die protestantischen Unterhändler noch vor dem Kaiser standen, erscholl plötzlich Trompetengeschmetter, Säbel rasselten und der Hufschlag vieler Rosse erdröhnte; 400 Kürassiere des späteren Regimentes Dampierre sprengten unter dem Befehle des Arsenalhauptmannes Hilbert von Saint-Hilaire in den Burghof ein und nahmen dort Aufstellung, die schweren Reiterfäbel aus den Scheiden reißend. Sie waren von Krems in schärfstem Ritze nach Wien geeilt und durch ein unbewachtes Tor in die von den Böhmen besetzte Stadt gelangt. Als die protestantischen Abgesandten die Vorgänge im Burghofe wahrnahmen, malte sich Todesangst in ihren kurz vorher noch so zuversichtlichen Mienen, und ohne ihren Zweck erreicht zu haben, mußten sie sich entfernen. Ferdinand aber war gerettet.

Ein Aufruf an die Wiener sammelte ein Aufgebot von 6000 Freiwilligen, und am 13. Juni war Wien befreit. Der dankbare Monarch verlieh dem Kürassierregimente viele Auszeichnungen. Das gegenwärtige Dragonerregiment Nr. 8, welches aus dem Kürassierregiment hervorging, genießt heute noch mancherlei Vorrechte aus jener Zeit. Das Kreuzbild mit dem silbernen Stamm, bei dem Kaiser Ferdinand II. in seiner höchsten Bedrängnis gebetet hat, gehört zu den wertvollsten historischen Reliquien der kaiserlichen Schatzkammer in Wien und wird bei den wichtigsten Kirchenfeierlichkeiten in der Hofburg gebraucht.





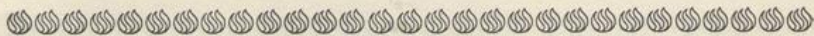
Sechshundvierzigste Erzählung.

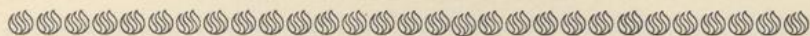
Kaiser Ferdinand II. und König Gustav Adolf
von Schweden.

„Des Menschen Herz ist aller Wunder
größtes.“
Halm.

Ferdinand II. bewies durch seine Friedensliebe, daß er ein großes, edles Herz besaß, welches unter den Stürmen jener Zeiten hoch aufschlug. Der Schwedenkönig Gustav Adolf II. hatte in seinem Glaubenseifer, der mit Eroberungssucht gepaart war, sein Schwert für seine protestantischen Glaubensgenossen in Deutschland gezogen. Der deutsche Kaiser Ferdinand II. verteidigte die Sache der Katholiken; es kam zu einem langen Kriege. Im Verlaufe desselben standen am Morgen des 6. November 1632 bei der Stadt Lützen im Herzogthume Sachsen zwei gewaltige Kriegsheere einander gegenüber, und an ihrer Spitze befanden sich die beiden größten Heerführer ihrer Zeit, König Gustav Adolf von Schweden und Albrecht Graf von Wallenstein, letzterer als Führer der kaiserlichen Armee. Kaum war der erste Signalschuß zum Beginn der Schlacht auf Seite der Schweden gefallen, als diese wie der Sturmwind gegen die Kaiserlichen anbrausten, doch die Gewehre der kaiserlichen Musketiere krachten, die Kartauten begannen Tod und Verderben zu speien, die Schweden stürzten in Reihen zu Boden, und ihr rechter Flügel begann zu weichen; doch König Gustav Adolf sprang von seinem Streitrosse, riß einem Soldaten die Pike aus der Hand und stellte sich mit dieser den fliehenden entgegen.

„Schweden, wo ist euer Mut? Vorwärts, vorwärts, mir nach,“ rief der Held, und seine Krieger machten Kehrt und drangen gegen einen Straßengraben vor, der abermals das Grab für hunderte wurde. Auf allen Ebnen war das furchtbarste Handgemenge entbrannt; bald waren die Kaiserlichen, im nächsten Augenblicke wieder die Schweden im Vorteil, und das Kriegsglück schwankte herüber und hinüber. Plötzlich rief Herzog Bernhard von Weimar, der Führer des linken schwedischen Flügels:





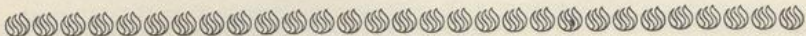
„Wo ist der König?“ Doch wer sollte Antwort geben in diesem Schlachtgetümmel, im Donner der Geschütze? Ein edles Streitroß sprengte durch die sich öffnenden Reihen der Schweden, der Sattel war leer, über die goldgestickte Decke rieselte hellrotes Blut, im Halfter steckten noch die abgeschossenen Reiterpistolen. Man erkannte das Roß Gustav Adolfs. „Der König ist tot!“ ging es durch die Reihen der Schweden und mit der Kraft der Verzweiflung, mit der Wut eines gereizten Löwen, dem man ein Junges geraubt, mit wahrer Todesverachtung stürzten sich die Schweden auf die Kaiserlichen, um den Tod ihres Königs, der Seele des Heeres, zu rächen. Mehrere Male wurden die Kaiserlichen über die Gräben geworfen und verloren ihre Geschütze, und ebenso oft eroberten sie dieselben wieder und drängten die Schweden zurück. Unentschieden dauerte der mörderische Kampf fort, bis die Dunkelheit demselben ein Ziel setzte. Kein Teil konnte sich den Sieg zuschreiben. Wallenstein fürchtete den Anmarsch sächsischer Truppen und zog sich nach Leipzig zurück. Gustav Adolf war in der Hitze des Gefechtes und infolge seiner Kurzsichtigkeit zu nahe an die kaiserliche Schlachtlinie geraten. Ein österreichischer Gefreiter hatte in ihm sogleich einen hohen Führer vermutet, auf ihn angelegt und ihm den linken Arm zerschmettert. Gleich darauf war auch eine Schwadron Piccolominischer Panzerreiter herangesprengt, geführt vom kaiserlichen Oberst Falkenberg. Aus dieser Schar krachte ein Schuß, und in die Brust getroffen stürzte Gustav Adolf vom Pferde, um sich nimmer zu erheben. Seine Leiche wurde unweit eines großen Steines an der Landstraße unter einem Haufen von Toten gefunden, entkleidet, von den Hufen der Pferde fast bis zur Unkennlichkeit zertreten.

Als man Kaiser Ferdinand das blutbefleckte Lederkoller des gefallenen Königs überbrachte, jubelte der edle Habsburger nicht auf bei der Nachricht vom Tode des Helden, der im Leben sein größter Feind war, sondern sagte tief gerührt:

„Wie gern hätte ich ihm ein langes Leben und fröhliche Heimkehr in sein Königreich gegönnt, wäre nur für Deutschland Frieden erzielt worden.“

Tränen perlten bei diesen Worten aus den Augen des Kaisers, die leuchtenden Diamanten der Feindesliebe.

Im kaiserlichen Hofwaffenmuseum zu Wien wird heute noch das Lederkoller des Königs Gustav Adolf aufbewahrt. Im Heeresmuseum daselbst befindet sich ein blutiges Andenken an einen anderen





großen Helden, der als treuer Diener seines Kaisers in der Schlacht bei Lützen den Tod fand; es ist ein Befehlsschreiben Wallensteins an den kaiserlichen Feldmarschall Gottfried Heinrich Graf Pappenheim, das dieser auf seiner Brust trug und mit seinem Herblute tränkte.



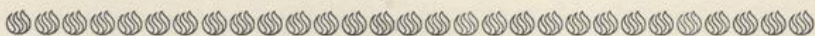
Siebenundvierzigste Erzählung.

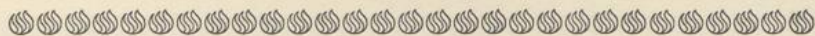
Kaiser Leopold I. und sein Kammerherr.

„Wie arm sind die, welche nicht Geduld besitzen.“
Shakespeare.

Unter den Habsburger Fürsten war Kaiser Leopold I., der Sohn des Kaisers Ferdinand III., ein Beispiel von Milde und Sanftmut. In seiner Kindheit zeigte er ein lebhaftes, fast bis zum Jähzorn reizbares Temperament, doch sein kaiserlicher Vater und die Erzieher Graf Fugger, Fürst Portia, die Priester Christoph Müller und Johann Eberhard Midhard wußten den aufbrausenden Geist zu dämpfen und sogar in einen milden zu verwandeln. Das ruhmreiche Blatt in der Geschichte Österreichs, welches von den Türkenkriegen erzählt und die Namen Montecucoli, Herzog Karl von Lothringen, Markgraf Ludwig von Baden und Prinz Eugen von Savoyen nennt, hat auch den Namen des Kaisers Leopold I. den Unsterblichen beigefellt.

In einer stillen Winternacht saß der Kaiser noch in seinem Arbeitskabinett und schrieb einen langen, wichtigen Befehl an einen seiner berühmten Heerführer. Das Schreiben war beendet und im Vorzimmer wartete schon der Courier, der eilige Brieffschaften zu befördern hatte. Der Kaiser klingelte dem diensttuenden Kammerherrn, der den Brief mit Sand bestreuen sollte, da in jener Zeit das Löschpapier noch nicht eingeführt war. Der Kammerherr, der schon vorher eine Nacht durchwacht hatte, war soeben aus einem Schläfschen gestört worden und in der Schlaftrunkenheit ergriff er jetzt das volle Tintenfaß statt der Streusandbüchse. Der schwarze Inhalt ergoß sich über das beschriebene Papier und auf den Boden des kaiserlichen Arbeitszimmers. Schwarz





war der mühevoll geschriebene lange Brief, freideweiß das Antlitz des Kammerherrn.

Der Kaiser, seine zornige Erregung bemeisternd, biß sich auf die Lippen, warf einen Blick der Verzeihung auf den vor Angst erhebenden Kammerherrn und sagte:

„Ein andermal ist mehr Fassung und Obforge angezeigt. Schade, daß es heute zu spät ist, einen anderen Brief zu schreiben.“



Achtundvierzigste Erzählung.

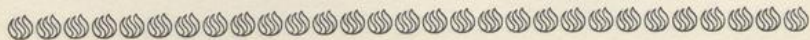
Kaiser Franz I. von Lothringen und sein Abenteuer im Banat.

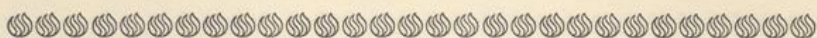
„Verrat spricht zierlich, Treue rasch
und schlicht.“ Friedrich Halm.

Im Kriege, den Karl VI. im Jahre 1737 gegen die Türken führte, dienten auch Herzog Franz Stephan von Lothringen, der Gemahl Maria Theresias, und sein Bruder Herzog Karl als Freiwillige im kaiserlichen Heere. Als dieses im Lager von Karansebes auf weitere Befehle wartete, kürzten eines Tages die beiden Brüder die unfreiwillige Muße durch einen Jagdausflug. Das Gebirge war damals noch von dichtem Urwalde bestanden, der eine Menge Wild barg. Die Brüder verfolgten gemeinschaftlich einen riesigen Eber. Im Weidmannseifer und im Ungestüm ihrer Jugend drangen sie tief und immer tiefer in die Wildnis ein, bis sie die Wildspur und ihr Gefolge verloren hatten.

„Wir sind auf falscher Fährte und rennen unseren Feinden, den Türken, in die Hände,“ sagte Herzog Franz. Er feuerte seine Büchse ab, um dem Gefolge ein Zeichen zu geben; doch vergebens warteten die Verirrten auf eine Antwort.

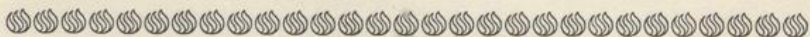
„Dort sehe ich Rauch aufsteigen; gewiß sind Menschen in der Nähe,“ sagte Herzog Karl, nach einer Felsenschlucht weisend. Wenige

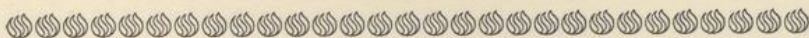




Schritte brachten die Brüder dorthin. Zwischen den Felswänden strahlte ein mächtiges Feuer, an welchem ein wildaussehendes Weib bei einem dampfenden Kessel stand, während eine größere Anzahl Bursche, in zottige Schaffellmäntel gehüllt, um das Feuer herum lagerten. Die Prinzen gingen mutig auf die vermeintlichen Hirten zu, welche rasch aufsprangen, ihre Flinten ergriffen und in den Wald verschwanden.

„Das sind keine friedlichen Hirten,“ sagte Franz zu seinem Bruder, sondern Wölfe im Schafspelz, ganz gemeine wallachische Räuber; ein Angriff unsererseits gegen so viele wäre Tollkühnheit, eine Flucht Feigheit. Ein ähnliches Abenteuer, wie dieses, bestand ja schon vor uns Prinz Maximilian im Gebirge von Granada. Mut und Entschlossenheit retteten damals den edlen Habsburger vor Tod und Verderben, auch wir Lothringer wollen ein Beispiel davon geben.“ Kaum waren diese Worte ausgesprochen, als die wilden Bursche, die in der That Räuber waren, unter Geschrei auf die beiden Prinzen eindrangen; an ihrer Spitze befand sich als Hasambassa (Anführer) ein Wallache von Riesengröße und schreckhaftem Aussehen. Er packte den Herzog Franz mit solcher Kraft am Oberkleide, daß die Knöpfe absprangen und unter dem geöffneten Rocke der Ordensstern sichtbar wurde, der im Widerscheine des Feuers hell auf leuchtete. Es leuchteten aber auch die Augen des Räubers auf, der in seinem Gefangenen sogleich einen Anführer von hohem Range und Stande vermutete. Herzog Franz, der in jeder Lage seines Lebens stets guter Laune blieb und jedem Dinge, auch einem Abenteuer unter Räubern, eine heitere Seite abzugewinnen wußte, begann mit dem Anführer sogleich ein Gespräch in wallachischer Sprache, die er während seines längeren Aufenthaltes im Banat so ziemlich erlernt hatte. Der junge Herzog fand es für gut, seinen Namen zu nennen und sich als Schwiegersohn des Kaisers Karl VI. zu erkennen zu geben und den Räuber vor Gewalttätigkeiten zu warnen. Ein großes Gefolge sei bereits unterwegs, um die verirrtten Prinzen zu suchen, und der Kaiser werde schreckliches Gericht über die Räuber halten, falls diese sich an Leib und Leben seiner Verwandten zu vergreifen wagten. Jetzt nannte auch der Anführer der Bande seinen Namen, Petru Bagyu, und bekannte offen, daß er und seine Leute es satt hätten, das Leben verfolgter und gehezter Räuber zu führen und aus der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen zu sein. Er bat den Herzog, bei seinem kaiserlichen Schwiegervater Gnade und Straferlaß zu erwirken; wenn er dies verspreche, dann wolle er die



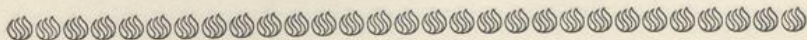


Prinzen nach dem Lager des Heeres zurückführen. Rauh klangen die Worte des Räubers, aber Herzog Franz erkannte, daß sie aufrichtig und ehrlich gemeint seien; er sicherte den Räubern die kaiserliche Gnade und Belohnung zu, wenn sie sogleich aufbrächen. Petru Bagyu sagte dies zu. Als die Räuber das Mahl verzehrt hatten, löschten sie das Feuer aus und machten sich auf den Weg. Doch so leichten Kaufes sollte es nicht abgehen. Bagyu hatte seines kleinen, zänkischen und als grausam bekannten Weibes vergessen, das jetzt keifend auf ihren Mann zugestürzt kam.

„Du törichter Mensch,“ schrie die Furie, „wenn das wirklich der Tochtermann des Kaisers ist, so liefere ihn doch lieber den Türken aus, die dich zum Lohn dafür im Gold ersticken werden, weil sie im Besitze einer solchen Geißel dem Kaiser drohen und ihn zum Frieden zwingen können.“ Mit Donnerstimme aber erwiderte der Mann: „Ich habe dem Prinzen mein Wort gegeben und Petru Bagyu hat es noch nie gebrochen, verstehst du?“ Damit stieß der Riese sein Weib zur Seite, daß dieses weithin ins Gebüsch flog.

„Wir begegnen uns auf dem Wege, Bagyu,“ rief das wilde Weib, sich emporraffend, und verschwand im Dunkel des Waldes.

„Die hat jetzt aufrichtig gesprochen,“ lachte Bagyu; „ich kenne ihre Absicht: sie will uns auf dem Wege nach dem Lager der Österreicher die Türken auf den Hals heken; doch es soll ihr nicht gelingen, denn wir werden einen Weg einschlagen, der nur mir bekannt ist.“ Bagyu lenkte seine Schritte nicht dem Walde, sondern dem Ufer des Flusses Temesch zu. Eine Furt war bald gefunden und am jenseitigen Ufer wurde kurze Rast gemacht. Da Herzog Franz durstig war, zog Bagyu einen kleinen geschnitzten Holzbecher hervor, wie solchen die Schäfer in Ungarn heute noch benützen, und sah mit scheuer Ehrfurcht zu, wie der Herzog daraus trank. Die Räuber trugen Röhrich zusammen und zündeten ein Lagerfeuer an; Bagyu ließ für seine Schützlinge Gras zusammentragen, welches ihnen für die nächtliche Ruhe als Lagerstatt dienen mußte. Während die Ermüdeten schliefen, wachte Bagyu zu ihrem Schutze. Kaum graute der Morgen, als die Räuber auf Befehl des erfahrenen Häuptlings durch dieselbe Furt wieder ans andere Ufer zurückkehrten, um die Verfolger irre zu führen. Zwei Nächte wurde der Marsch fortgesetzt, unterbrochen nur durch kurze Mahlzeiten von frisch erlegtem Wildbret. Herzog Franz hatte sich am Fuße durch einen Dorn verwundet und vermochte nur unter





großen Schmerzen vorwärts zu kommen. Am dritten Tage mußte man noch einen steilen Gebirgsabhang am linken Ufer der Temesch hinabsteigen. Als Bagyu den jammernden Herzog ansah, ward sein scheinbar rauhes Gemüt von Mitleid erfüllt; mit einem Rucke nahm der Riese den Prinzen auf seine Schultern und trug die teure Last abwärts nach dem Dorfe Szlatina, wo er den Prinzen sanft auf einen Felsen niedersezte. Vor seinen Blicken dehnte sich das Zeltlager der Kaiserlichen aus, in welchem die geretteten Prinzen mit Jubel empfangen wurden. Herzog Franz von Lothringen hielt sein gegebenes Fürstentum und erwirkte dem Petru Bagyu und seinen Genossen beim Kaiser den erbetenen, aber auch verdienten Pardon. Petru Bagyu fand eine Anstellung im kaiserlichen Heere und seine früheren Genossen fochten später tapfer gegen die Türken. Das Weib Bagyus wurde bald eingefangen und starb nach kurzer Haft. Nach ihrem Tode ehelichte der Witwer eine geborene Wanschke; der Sohn, den sie ihm schenkte, war im Jahre 1818 noch am Leben. Herzog Franz Stephan, der nachmalige deutsche Kaiser, sah seinen Retter nicht wieder. Der Leser aber wird in der nächsten Erzählung dem Bagyu noch einmal begegnen und dem Gebesserten seine Zuneigung noch mehr schenken.

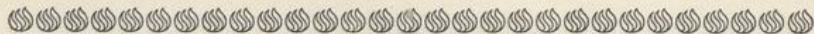


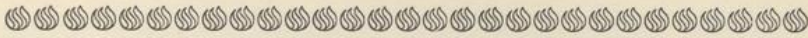
Neunundvierzigste Erzählung.

Kaiserin Maria Theresia und der Riese Bagyu.

„Die Erinnerung an ein wohlverbrachtes Leben bleibt ewig.“ Cicero.

Unauslöschlich blieb in der Kaiserin Maria Theresia die Erinnerung an das edle Leben ihres zu früh hingeschiedenen Gatten, des Kaisers Franz I., und die trauernde Witwe versäumte keine Gelegenheit, das Andenken an den Unvergesslichen zu ehren. Auch der einstige Räuberführer Petru Bagyu sollte eine solche Erinnerung an den Verewigten wachrufen.



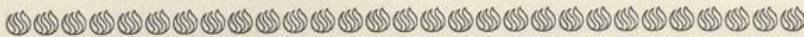


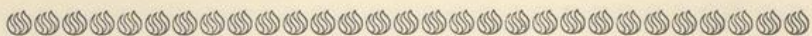
Im Jahre 1771, dreiunddreißig Jahre nach dem oben erzählten Abenteuer im Banat, ließ die Kaiserin den mittlerweile zum Greise gewordenen Bagyu an ihren Hof nach Wien bescheiden. Der freie Sohn der Wälder, der in der Tracht seines Volkes, in weiten, weißen Hemdärmeln und Schnürbinden um die Füße erschienen war, fühlte sich etwas bekümmert, als er im goldschimmernden Gemache stand, das vom Glanze zahlreicher Lichter erhellt ward. Er war ergriffen, als er die große Kaiserin Maria Theresia vor sich erblickte und die schönen seelenvollen Augen ihres Sohnes Josef II., der Mitregent und deutscher Kaiser war, auf sich gerichtet sah. Die Kaiserin saß in Trauerkleidern da, welche sie, seitdem vor sechs Jahren der Tod ihren geliebten Gatten von ihrer Seite gerissen hatte, nicht mehr ablegte. Auf ihren Wunsch mußte Petru Bagyu die Geschichte von jenem Abenteuer, das ihr verstorbener Gatte als Herzog bestanden hatte, Wort für Wort erzählen. Als der Riese dann den hölzernen Becher hervorzog, aus dem Herzog Franz auf dem Marsche den Labetrunk getan, nahm die Kaiserin das schmucklose Holzgefäß an sich und ließ heiße Tränen darauf fließen, kostbare Perlen der Erinnerung, welche durch die schlichte Erzählung Bagyus wieder schmerzvoll wachgerufen worden war.

„Petru Bagyu,“ sagte die Kaiserin, als sie dem Riesen den Becher zurückgab, mit bewegter Stimme, „was kostet der Becher? Verlange, was du willst, er ist mir als Erinnerung kostbar.“

Der Riese drückte die ihm ebenso wertvolle Reliquie leidenschaftlich an die Brust und begann laut zu schluchzen, denn er wollte sich um alles Gold der Welt nicht von dem teuren Andenken an den Herzog Franz trennen. Tief ergriffen von solch treuer Anhänglichkeit eines Halbwilden, der einst der Schrecken des Banats gewesen war, sagte die Kaiserin milde lächelnd:

„Nicht doch, tröste dich, Petru Bagyu, der Becher sei dein und einst ein Erbe deiner Kinder. Bei dem Dorfe Szlatina, wo du damals meinen todmüden Gemahl von deinen Schultern abgesetzt hast, will ich eine Kirche bauen. Bete darin für die Seelenruhe meines Gatten, dem du einst einen Labetrunk gereicht hast.“ Reich beschenkt, aber auch freudig den Becher wieder verwahrend, verließ der Riese die große Kaiserin und ihren Sohn und kehrte in seine Heimat zurück. Den Reisenden, den sein Weg über Karansebes nach dem berühmten Bade Mehadia führt, begrüßt nahe dem Dörfchen Temesch-Szlatina am





fuße des Gebirges ein Kirchlein. Im Innern desselben findet er den felsblock, auf welchem Petru Bagyu damals den Herzog Franz Stephan von Lothringen, nachmaligen deutschen Kaiser, von seinen Schultern abgesetzt hatte. In der Sakristei zeigt man kostbare Gefäße und prächtige Messkleider; auf die letzteren hat die Kaiserin Maria Theresia mit eigener kunstgeübter Hand Worte der Erinnerung an das Abenteuer ihres Gemahles eingestickt.



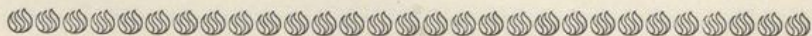
Fünzigste Erzählung.

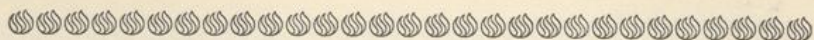
Maria Theresia als Landesmutter der Ungarn.

„Mit uns ist Gott und die gerechte Sache.“
Shakespeare.

Kaifer Karl VI. hatte durch einen Vertrag, der die „pragmatische Sanktion“ (unantastbares Hausgesetz) genannt wurde, seiner Tochter Maria Theresia mit vieler Mühe und großen Opfern ihr natürliches Erbe, das große Habsburger Reich, zu sichern versucht. Doch kaum hatte die Tochter dem vorsorglichen Vater die Augen im Tode zugedrückt, als habfüchtige Feinde, welche den Vertrag nicht beachteten, von allen Seiten in das schöne Land Österreich einfielen und die altherwürdige Monarchie in Stücke zu zerreißen drohten. Maria Theresia aber, obwohl nur eine schwache Frau, besaß männliche Tatkraft und wollte nicht zerstückeln lassen, was ihre großen Ahnen viele Menschenalter hindurch ehrlich zusammengefügt hatten. Als der Preußenkönig Friedrich II. dem Großherzog Franz von Lothringen, dem Gemahl der Kaiserin Maria Theresia, sein Ansehen und sein Heer zur Erlangung der deutschen Kaiserkrone in Aussicht stellte, für diese Unterstützung jedoch die Abtretung der schlesischen Herzogtümer Jägerndorf, Brieg, Liegnitz und Wohlau verlangte, da schickte der edle Großherzog den preussischen Gesandten mit den entschiedenen Worten zu seinem König heim:

„Nicht für die Krone, nicht für den Besitz der ganzen Welt werde ich irgend ein Recht meiner Gemahlin oder



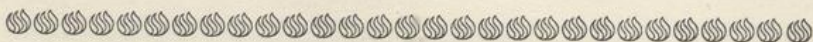


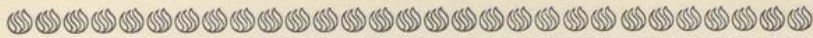
in diesem Augenblicke ihre Augen nach der Königin gerichtet, welche durch ihre freundliche Haltung gegen Ungarn vom Beginn ihrer Regierung an die Magyaren für sich gewonnen hatte und jetzt durch die Majestät ihrer persönlichen Erscheinung aller Herzen eroberte. Keine andere Nation legt auf die Krönung ihres Monarchen einen so hohen Wert wie die Ungarn; sie gilt dem echten Magyaren mehr als ein bloßes Schauspiel und die goldene, fast ein Jahrtausend alte Doppelkrone und das Schwert Stephans, des ersten ungarischen Königs, sind ihm Heiligtümer.

Als Maria Theresia sich von den auswärtigen Feinden bedroht sah, erschien sie — am 11. September 1741 — abermals in Preßburg. Im Schloßsaale vor dem Thronessel stand die schöne junge Frau in Trauerkleidern, die Krone Stephans auf dem Haupte und sein Schwert an der Seite, in den edlen Zügen den Ausdruck tiefen Ernstes, aber auch milder Majestät. Die Magnaten des Reiches füllten den Saal. Welche Gefühle mögen die Brust der letzteren bestürmt haben, als sie ihre junge Königin in höchster Not von ihrem heiligen Rechte und der gerechten Sache sprechen hörten, als die Königin ihre Krone und ihre Ehre, ihre Freiheit, ja ihr Leben der Treue der tapferen Ungarn anvertraute und sich an deren Herzen wandte. Die Magnaten rissen ihre Säbel aus den Scheiden und riefen mit Begeisterung: »Moriatur pro rege nostro Maria Theresia. Vitam nostram et sanguinem consecramus.« („Laßt uns sterben für unsere Königin (König) Maria Theresia; Blut und Leben weihen wir.“)

Am 21. September erfolgte die Wahl des Großherzogs Franz Stephan zum Mitregenten Maria Theresias, der Königin von Ungarn. Die junge Mutter hielt den sechs Monate alten Prinzen Josef auf dem Arme; als die Magnaten den Thronfolger erblickten, riefen sie jubelnd aus: »Vivat Domina et Rex noster!« „Es lebe die Herrin und unser König.“

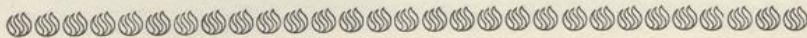
Von dieser Stunde an nahmen die Dinge eine andere Wendung. Josef Fürst Bätthyany, Franz Graf Nádasdy und der greise Palatin Johann Graf Pálffy und alle die Edlen, die ihre bedrängte königliche Landemutter in höchster Not und Gefahr nicht verlassen wollten, die Eszterhazy, Csaky und Karoly, die Andrassy, Festetics und Forgacs, die für ihre Königin kämpfen und sterben wollten, rüsteten sich zur rettenden Tat. Die Jazygier und Kumanen durchflogen ihre Pustten und suchten aus den Herden die Streitröße heraus; die Szecler und Wallachen

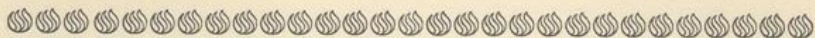




verließen ihre Kinderherden, die Kroaten und Slovaken kamen aus ihren Tälern hervor, die Heiducken und Panduren unter Oberst Trenk flogen in Scharen herbei, alle die Völker von der unteren Donau, von der Theiß, Maros und Kulpa eilten zu den Waffen und bildeten ein Heer von 60.000 Mann. Geführt von den kaiserlichen Generalen, Prinz Karl von Lothringen, Otto Graf von Trann, Graf Khevenhüller, jagten diese Völker den Feind aus unserem Österreich hinaus und ergossen sich wie ein wilder Waldstrom über Bayern. Der Kurfürst Karl Albert, der sich von den Ständen in Linz als Herrscher Österreichs hatte huldigen, in Prag zum Könige von Böhmen und in Frankfurt als Karl VII. zum deutschen Kaiser hatte ausrufen lassen, war über Nacht ein König ohne Land, ein Kaiser ohne Reich geworden. Das mutige Benehmen Maria Theresias hatte ihr Freunde gewonnen, welche ihr zur Seite traten und das gute Recht verteidigen halfen; auch der Preußenkönig Friedrich II. schloß mit Maria Theresia im August 1742 Frieden, der den sogenannten ersten schlesischen Krieg beendete. Wenn auch neue Gefahren drohten, so tröstete sich Maria Theresia doch mit dem Gedanken: „Gott und Ungarn bleibt uns noch.“

Und in der Tat gelang es den Feinden nicht, die Länder Habsburgs an sich zu reißen; nach den langen Kämpfen schuf Maria Theresia eine wohlgeordnete, auf feste Gesetze fußende Monarchie, die heute im herrlichsten Glanze strahlt.





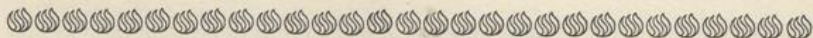
Einundfünfzigste Erzählung.

Kaiserin Maria Theresia und Feldmarschall Laudon.

„Versuche deine Pflicht zu tun und
du weißt gleich, was an dir ist.“

Goethe.

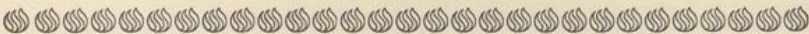
Der große Laudon handelte nach diesem Grundsatz, tat seine Soldatenpflicht und hatte die Genugthuung, sich die Zufriedenheit seiner Kaiserin Maria Theresia zu erwerben. Gideon Freiherr von Laudon, im Jahre 1717 in Livland geboren, entstammte einer zwar armen, aber altangesehenen Familie schottischen Ursprungs. Mit neunzehn Jahren trat er als Kadett in russische Dienste und bestrebte sich, seine Kenntnisse nach jeder Richtung hin, namentlich in Mathematik und Geographie, zu erweitern, denn er lernte bald einsehen, daß zu einem rechten, brauchbaren Soldaten neben persönlichem Mute und einem kräftigen Arme auch Wissen gehöre. Laudon ward wegen bewiesener Tapferkeit bei der Belagerung von Danzig zum Oberleutnant ernannt, wurde bald Hauptmann, dann Major, und der Sieg der Russen bei Stawutschana brachte ihm den Rang eines Oberstleutnants. Als Laudon aus russischen Diensten verabschiedet wurde, ging er nach Berlin, um dem König Friedrich II. von Preußen seine Dienste anzubieten. Sein Äußeres war von der Natur etwas stiefmütterlich bedacht und schien auf Friedrich II. keinen günstigen Eindruck zu machen. »La physiognomie de cet homme ne me convient pas« (das Gesicht dieses Menschen gefällt mir nicht), sagte Friedrich, welcher sich, obwohl ein deutscher Fürst, mit Vorliebe der französischen Sprache bediente. Laudon wandte sich, dem Rate guter Freunde folgend, an die große Kaiserin Maria Theresia. Er dachte an den Prinzen Eugen von Savoyen, der auch dem König Ludwig XIV. von Frankreich seine Kriegsdienste angeboten hatte, von diesem jedoch wegen seiner kleinen Körpergestalt und seines unscheinbaren Äußeren keine Gnade fand. Prinz Eugen ging nach Osterreich, um, wie er sagte, „ein gutes Land und einen guten Fürsten zu suchen,“ den er auch in





Landon in der Schlacht bei Krummsee.



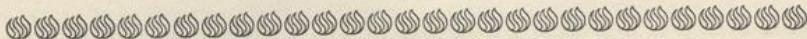


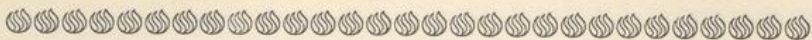
Kaiser Leopold I. fand. Prinz Eugen wurde Generalissimus der kaiserlichen Heere und der berühmte Türkenbesieger, der in der Weltgeschichte glänzt und im Volke heute noch gefeiert wird. Auch Laudon fand in Österreich ein gutes Land und in der Kaiserin Maria Theresia eine gute Fürstin, die ihm durch ihr herablassendes Wesen so viel Mut einflößte, daß er ihr von seiner vom Preußenkönig erfahrenen Demütigung erzählte.

„Dieser undankbare König, dieser böse Mann soll Sie auch nicht haben,“ rief die Kaiserin, und die helle Röte eines gerechten Zornes überflog ihre Wangen. „Ohne jeden Grund, aber auch ohne jede Kriegserklärung ist er bei Nacht und Nebel in mein schönes Schlesien eingebrochen, durch eine Gewalttat, welche in der Weltgeschichte einmal gebrandmarkt werden wird, hat er mein Stammland an sich gerissen. Das ist der Dank des Königs, dem mein Vater durch seine Fürsprache bei dem rauhen, strengen Friedrich Wilhelm I. das dem Henker verfallene Leben erbeten hat. Heute weiß ich, daß der alte König wahr gesprochen, als er zornig ausrief: „Österreich wird noch erfahren, welche Schlange es mit Friedrich an seinem Busen erwärmt hat. Vielleicht bietet sich auch mir einmal Gelegenheit, dem König Friedrich von Preußen zu beweisen, daß der Wert eines wackeren Soldaten nicht nach seinem Äußeren, sondern nach seinem Herzen zu bemessen ist. Maria Theresia wird mit ihren Feinden noch einmal rechnen, dann bedarf ich starker Arme, die für meine gerechte und heilige Sache zu kämpfen wissen.“ Die Kaiserin hatte sich an Laudon, der gleich eine Anstellung im kaiserlichen Heere fand, nicht getäuscht.*) Sie fand die Gelegenheit, den Helden gegen den König Friedrich II. senden zu können, wobei Laudon im Vereine mit dem Feldmarschall Daun die Preußen bei Hochkirch und im Verein mit den Russen 1779 bei Kunersdorf durch einen glänzenden Sieg niederschmetterte, bei Landsküt in Schlesien das ganze preußische Korps unter Fouqué vernichtete, die Festung Schweidnitz einnahm und Sieg auf Sieg an die Fahnen der Kaiserin heftete.

Laudon gefiel seiner Kaiserin Maria Theresia und dem Kaiser Josef II., die ihn mit allen Ehren und Auszeichnungen überhäuften, er gefiel dem Heere, welches auf ihn stolz war, was lag ihm daran, wenn er dem Preußenkönig, den er so oft geschlagen, jetzt noch weniger

*) Ausführlich erzählt in Ferdinand Föhner: „Unter dem Kaiseradler.“





gestiel als früher? Der große Kriegsheld starb im Alter von 74 Jahren und ruht nach seinem kampfbewegten Leben im Schloßpark von Hadersdorf bei Wien.



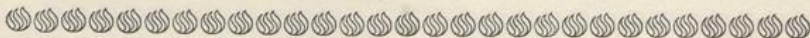
Zweiundfünfzigste Erzählung.

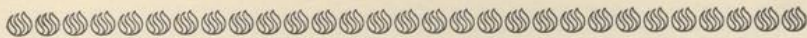
Kaiserin Maria Theresia und ihre Erzieherin.

„Zum unsterblichen Andenken eines wohlwollenden, dankbaren Herzens für die edle Erziehung zur Tugend.“

Maria Theresia.

Diese Inschrift findet der Leser in lateinischer Sprache auf einem Sarge in der kaiserlichen Familiengruft bei den Kapuzinern in Wien. Der Sarg birgt aber nicht die sterblichen Reste eines Habsburger Sprossen, sondern die einer einfachen, würdigen Frau, welche mitten unter gekrönten Häuptern, in der Nähe der großen Kaiserin Maria Theresia, im Tode schlummert. Die edle Monarchin selbst war es, welche ihrer verstorbenen Erzieherin, Maria Karoline Gräfin Fuchs, diesen Ehrenplatz nach dem Tode einräumte. Die Gräfin war Hofdame der Erzherzogin Marianne, Tochter des Kaisers Leopold I., gewesen und wurde dann als Erzieherin dem Hofstaate der Erzherzogin Maria Theresia zugewiesen. Das Volk, welches die Gräfin nur unter dem Namen „die Fuchsin“ kannte, behielt diese edle Erzieherin in dankbarem Andenken, denn sie war es, welche im Herzen Maria Theresiens alle jene herrlichen Eigenschaften zu wecken und heranzubilden verstand, aus denen später ihre Herrschertugenden hervorgingen. Als die Gräfin Fuchs im Alter von 64 Jahren auf den Tod erkrankte, wollte die Kaiserin selbst die Krankenpflege übernehmen und bei dem Tode der Erzieherin weinte Kaiser Franz I. heiße Tränen.





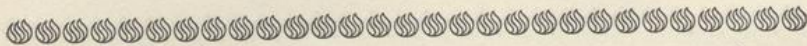
Dreiundfünfzigste Erzählung.

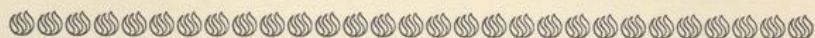
Kaiserin Maria Theresia und ein Familienfest im Hause Habsburg.

Am Hofe Maria Theresias, die trotz aller Kriegswirren sich doch einen regen Sinn für die Werke des Friedens, für Kunst und Wissenschaft bewahrte, wurde die Musik sehr gepflegt. Die Kaiserin selbst war eine vollendete Sängerin, ihr Gemahl, Kaiser Franz, ein Kenner der Musik, Kronprinz Josef ein Meister auf dem Violoncello, seine Gemahlin, die Prinzessin Maria Isabella von Parma, war eine Künstlerin auf der Violine und die Prinzessin Maria Christine als vorzügliche Klavierspielerin bekannt. Maria Theresia, die geliebte Mutter ihrer Völker, war auch die liebevollste Mutter ihrer Kinder, denen sie oft kleine Freudenfeste veranstaltete; natürlich durfte es an Musik dabei nicht fehlen.

So vereinte auch der Nachmittag des 13. Oktober 1762 die kaiserliche Familie mit allen Prinzen und Prinzessinen im großen Festsaale des Lustschlosses Schönbrunn. Es galt eine Nachfeier des Namensfestes vom Prinzen Maximilian, und die Kaiserin hatte eine besondere Überraschung vorbereitet. Schon war die Festlichkeit im Gange, verschiedene Musikstücke waren aufgeführt worden, als sich die Flügeltüren öffneten und ein Mann mit zwei Kindern eintrat. Leopold Mozart, der Vizekapellmeister des Fürsterzbischofs von Salzburg, war es.*) Er führte an der einen Hand ein Knäblein von etwa sechs Jahren, dessen Köpfschen von einer Fülle schönen, blonden Haares umrahmt war, während die frischen, graublauen Äuglein in überquellender Lustigkeit auf die hohe Gesellschaft blickten. Der Knabe war Wolfgang Amadeus Mozart, kurz der „Wolferl“ genannt, der am 27. Jänner 1756 zu Salzburg das Licht der Welt erblickt hatte und als musikalisches Wunderkind galt. Im Alter von vier Jahren spielte er schon fertig Klavier, im fünften begann er, Musikstücke selbst zu schreiben (komponieren).

*) Meister Mozarts Lebensgeschichte ist ausführlich erzählt in Ferdinand Zöhrer: „Österreichisches Künstlerbuch.“





An der anderen Hand führte Vater Mozart seine Tochter Maria Anna, kurz die „Nannerl“ genannt, ein Mädchen von elf Jahren, welches von seinem Vater mit Recht die „geschickteste Klavierspielerin von ganz Europa“ genannt wurde. Die Kinder waren mit prächtigen Kleidern angetan, der Wolferl trug einen Seidenrock, kurze Höschen, weiße Strümpfe, Schnallenschuhe, wie die Prinzen des Kaiserhauses; Nannerl war ebenfalls der feierlichen Gelegenheit angemessen gekleidet, und auch die hohe Frisur fehlte nicht, wie sie damals Mode war.

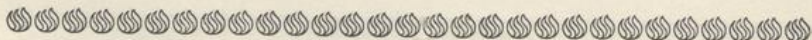
Vater Mozart machte eine tiefe Verbeugung vor den Majestäten und allen den großen und kleinen Herrschaften; das schüchterne Töchterlein tat desgleichen, nicht ohne über und über zu erröten. Der kleine Wolferl aber warf zuerst einen prüfenden Blick auf das prächtige Klavier, einen zweiten Blick warf er auf die Kaiserin, welche auf einem mit der Krone geschmückten Sessel saß. Als Wolferl die großen, schönen Augen der hohen Frau auf sich gerichtet sah, die ihm tief in das kleine Herz hineinschauten, da sprang er auf sie zu und im nächsten Augenblick saß der Knabe auf dem Schoße der Kaiserin, schlang seine Ärmchen um ihren Hals und küßte die hohe Frau ein dutzendmal mit stürmischer Herzlichkeit. Maria Theresia ließ es lachend geschehen, auch der Kaiser und der Kronprinz lachten über diese jeder Hoffitte zuwiderlaufende Einführung des Gastes, und die kleinen Prinzen und Prinzessinnen sicherten um die Wette.

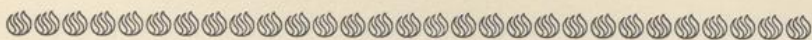
Auf Einladung des Kaisers führte nun Vater Mozart sein Töchterlein ans Klavier. Die jugendliche Meisterin spielte eines jener Stücke, welche ihr schon in München den größten Beifall eingetragen hatten, der auch jetzt nicht fehlte. Nachdem sie durch den Vortrag eines Liedes sich auch als stimmbegabte und wohlgeschulte Sängerin vorgeführt und das Lob der Kaiserin geerntet hatte, zog sich Nannerl bescheiden hinter ihren Vater zurück, und Wolferl trat in den Vordergrund. Der Kaiser rief ihn zu sich heran und sagte, den Finger gleichsam warnend erhebend:

„Getraust du dich aber auch vor Musikkennern zu spielen? Ich selbst will dir die Notenblätter umwenden.“

Wolferl schüttelte seinen Lockenkopf, daß das Zöpfchen wackelte, dann ließ er, einen gelinden Zweifel in die musikalischen Kenntnisse des Kaisers setzend, seine Perlenzähnen im Munde leuchten und sagte lachend:

„Ist der Herr Hofkomponist Wagenseil nicht hier? Der soll her-





Kommen, der versteht es?" Der Kaiser, der schon früher erfahren, daß Wolferl vor den Großen der Erde nur Tändeleien und Tänze spielte und sich erst begeistern konnte, wenn er es mit wirklichen Kunstkennern zu tun hatte, war auf diesen Eigensinn des Knaben bereits gefaßt. Wagenfeil hatte schon an diesem Nachmittag mit dem Kronprinzen Josef musiziert und war noch im Schlosse anwesend. Während ein Lakai nach ihm gesandt wurde, schwang sich Wolferl auf den Stuhl vor dem Klavier hinauf, doch dieses war höher als der kleine Künstler. Der Kaiser ließ einige dicke Notenbände herbeiholen und setzte mit eigener Hand den kleinen Wolferl darauf. In diesem Augenblicke trat Wagenfeil ein, seine Ehrfurcht vor den Majestäten und dem übrigen Hofe durch tiefe Verbeugungen bezeugend.

Wolferl reichte dem Meister die Hand zum Willkommengruße und sagte, auf das aufgeschlagene Notenheft weisend:

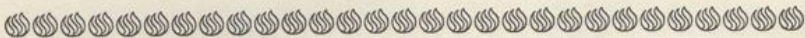
„Ich spiele ein Konzert von Ihnen. Sie müssen mir umblättern.“

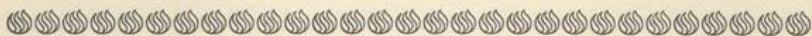
„Es ist ein schweres Stück; wirst du dich hineinfinden?“ fragte Wagenfeil.

„Darum ist es ein Konzert, es muß gehen,“ entgegnete Wolferl mit einem Blick, der strafend sein sollte, aber recht komisch wirkte. Wolferls Wangen, vorher bleich, begannen zu erglühen, als seine Finger die Tasten erklingen ließen. Wenn das Spiel leiser und immer leiser wurde, pochten die Herzen der Zuhörer lauter, und wenn es wieder wie Sturm-^{es}rauschen durch den Saal fuhr, drückten sich auf jedem Antlitze Erstaunen und Bewunderung aus. Als Mozart nach dem Finale (Schlußsatz) die Händchen von den Tasten hob, standen der Kaiserin Tränen in den Augen, von allen Seiten wurde der jugendliche Künstler mit Beifall überhäuft, der Kaiser aber sagte scherzend:

„Auf dem Klavier zu spielen, wenn man die Tasten sehen kann, ist keine so große Kunst, aber auf verdecktem Klavier zu spielen, das hieße etwas.“ Auf einen Wink des Kaisers brachte ein Diener ein Tuch herbei, welches auf die Tasten gelegt wurde. Gewohnt, jede Schwierigkeit zu überwinden, spielte der kleine Mozart mit einer Sicherheit, als lägen die Tasten frei und offen vor seinen Augen. Der Kaiser schien aber noch immer nicht zufriedengestellt, sondern verlangte eine neue weitere Probe, die natürlich ebenfalls nur ein Scherz für die kleinen Herrschaften sein sollte. Mit scheinbarem Ernst sagte er:

„Auch das ist noch nicht genug für einen Wolfgang Amadeus Mozart; aber mit einem einzigen Finger spielen, das heißt doch etwas



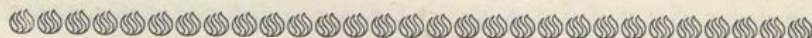


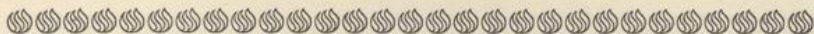
mehr.“ Wolferl erhob jetzt seine Äuglein nach oben und spielte nur mit einem Fingerchen eine liebliche Melodie; sie klang wie ein fromm' Gebet, er sang auch mit leiser Stimme eines dazu. Als er geendet, sagte Vater Mozart zu den Majestäten:

„Das ist sein Abendsgebet, sein Dankgebet für Schutz und Schirm an den Schöpfer. Schon in seinem vierten Lebensjahre komponierte sich Wolferl diese Melodie und nun spielt und singt er sie alltäglich, wobei ich ihn mit zweiter Stimme begleiten muß. Oft schläft er dann am Klavier vor Ermüdung ein und träumt von einem Himmel voller Geigen.“ Nun konnte sich der Kaiser seiner inneren Bewegung nicht mehr erwehren; er trat auf Wolferl zu und mit dem lauten Rufe: „Du bist ein kleiner Herrenmeister!“ hob der Monarch, dessen Seele ja in Kindern aufging, den genialen Knaben hoch empor und setzte ihn hierauf zu den Füßen der Kaiserin nieder. Maria Theresia bezahlte Wolferl mit einer mütterlichen Liebfosung den musikalischen Hochgenuß.

„Wer arbeitet, soll auch essen,“ lachte der Kaiser und führte Wolferl nach der Ecke des Saales, wo eine kleine Tafel stand, bedeckt von Kristallflaschen mit erfrischenden Getränken und silbernen Tellern mit Zuckerbirnen, Weintrauben, rosigen Äpfeln und feinem Gebäck. Der Kaiser füllte die Taschen Wolferls mit Backwerk und hieß ihn auch ein Gläschen feinen Liqueurs austrinken. Als Wolferl, der ein großer Freund von Süßigkeiten war, sich nach Herzenslust gelabt hatte, sagte die Kaiserin: „Nach der Arbeit kommt die Erholung,“ und erlaubte dem Wolferl, mit den jüngeren Prinzen und Prinzessinnen zu spielen. Sogleich allen höfischen Zwang ablegend, begannen die kaiserlichen Kinder den Ringelreihen, Verstecken, Haschen und wie alle die kindlichen Spiele heißen; auch ein Marsch wurde von Wolferl angeordnet, bei welchem er den kleinen Mund zur Trompete spitzte, die Backen ausblies und mit den Händchen gleichsam die Pauke schlug. Musik mußte ja bei jedem von Wolferls Spielen sein, sie war seine Begleiterin von der Wiege bis zum Grabe. Die Füßchen der kaiserlichen Kinder bewegten sich sicher durch den Saal, Wolferl aber, eines so spiegelglatten Bodens ungewohnt, glitt aus und fiel der Länge nach zu Boden, ohne sich jedoch zu beschädigen.

Eine der kleinen Prinzessinnen konnte sich eines herzlichsten Lachens über diese Niederlage nicht enthalten. Die Erzherzogin Maria Antoinette jedoch eilte herbei und hob die gefallene Größe unter sanften Trost-





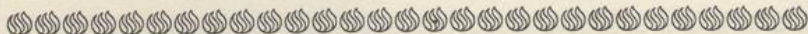
worten auf. Wolferl ließ seine ausdrucksvollen blauen Äuglein eine Weile auf dem lieblichen Gesichtchen der barmherzigen Prinzessin ruhen, dann sagte er feierlich: „Sie sind brav, ich will Sie heiraten.“ Die Kaiserin hatte den ganzen Vorgang beobachtet. Lächelnd frug sie:

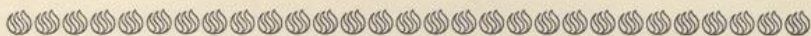
„Warum willst du gerade die Prinzessin Maria Antoinette heiraten?“ Wolferl antwortete ernsten Tones:

„Aus Dankbarkeit, denn sie war gut gegen mich, während ihre Schwester sich nicht um mich kümmerte und mich auslachte.“ Die beiden Kinder ahnten in dieser glücklichen Stunde nicht, wie verschieden der Ruhm sein sollte, welcher ihre Namen dem Gedächtnisse der späteren Nachwelt unauslöschlich eingeprägt hat.

Die Erzherzogin Maria Antoinette wurde später die Gemahlin Ludwig XVI., Königs von Frankreich, und endete als das Opfer eines verblendeten und von bösen Mächten irrefeleiteten Volkes, das die edle Königin mit ihrem Gemahl auf dem Blutgerüste sterben ließ. Maria Antoinette ist unsterblich geworden durch ihr trauriges Geschick, welches sie mit Würde ertrug, Wolfgang Amadeus Mozart aber durch seine Kunst.

Drei volle Stunden währte die kindlich schöne Hoffestlichkeit. Erzherzog Maximilian, dem die Ehren des Tages zunächst gegolten, der Altersgenosse Mozarts, blieb auch später als Hoch- und Deutschmeister, Erzbischof und Kurfürst von Köln, dem großen Meister der Tonkunst gewogen.





Lippen bebten und die mageren Hände falteten sich zum stillen Gebete, um Segen für die edle Kaiserin und ihre Völker zu erflehen.

Auf einen Wink mußte der Hofbediente aus der Equipage einen großen Korb herbeiholen, der kräftige Speisen und Wein enthielt, wie solche nach der Fußwaschung den Armen vorgesetzt wurden; auch den ledernen Beutel an der schwarzgelben Schnur, der in neugeprägter Münze dreißig Groschen enthielt, legte die Kaiserin, wie es ebenfalls bei der genannten Zeremonie üblich ist, der Greisin um den Hals, setzte sich hierauf an deren Bett und richtete an die Kranke liebevolle Trostworte. Erst nach längerem Verweilen verließ die Kaiserin die Kranke, in deren Hände sie ein ansehnliches Geldgeschenk drückte. „Wenn ich vor meinem Gott im Himmel stehe, will ich für meine edle Kaiserin Maria Theresia, die Mutter der Armen auf Erden, innig flehen,“ flüßelte die Greisin und ließ ihre Augen zum letzten Gruße auf der Scheidenden ruhen.

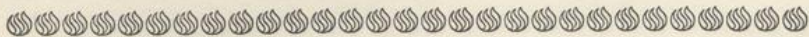


Fünfundfünfzigste Erzählung.

Kaiserin Maria Theresia als Schulmeisterin.

Zur Heranbildung tüchtiger Offiziere hatte Maria Theresia im Jahre 1752 das Kadetteninstitut in Wiener-Neustadt gegründet, aus dem bis heute zahlreiche Offiziere, darunter berühmte Helden der Kriegsgeschichte Österreichs, hervorgegangen sind.

Eines Tages besuchte die Kaiserin die noch junge Anstalt und ließ sich von dem Direktor die bravsten der Zöglinge vorstellen. Die Auswahl schien keine leichte, denn brav waren sehr viele der jungen Leute, aber der braven Erster war der junge Ducassovich, der Sohn eines bejahrten Offiziers aus Dalmatien. Der Direktor schilderte den Zögling als einen fleißigen, aufgeweckten, fröhlichen Knaben, der mit diesen Vorzügen auch die Tugend der Bescheidenheit vereine, was in den Augen der Kaiserin als schönste Zierde eines jungen Menschen galt. Die übrigen Lehrer stimmten dem Zeugnisse des Direktors bei, namentlich





rühmte der Fechtmeister der Anstalt Ducassovichs Geschicklichkeit im Rappierfechten.

„Ich möchte ihn wohl fechten sehen,“ lächelte die Kaiserin. Wenige Minuten später erschien Ducassovich mit dem Rappier und mit einem Blicke voll kriegerischen Geistes suchte er unter seinen Kameraden einige der geübtesten Fechter heraus, mit denen er mehrere Gänge machte. Nachdem er seine Gegner in den verschiedenen Fechtarten glänzend besiegt, wollte er sich ebenso bescheiden wie er gekommen war, wieder zurückziehen, was der Kaiserin besonders gefiel. Aber die hohe Frau winkte ihn zu sich und schenkte ihm zwölf funkelnde Dukaten, bei deren Anblick es im Antlitz des Knaben eigentümlich aufleuchtete, was dem Auge der Kaiserin nicht entging.

Vier Wochen später erschien sie abermals in der Militärakademie, und ihr erster Blick suchte unter den aufgestellten Jünglingen den Ducassovich; doch seine Augen waren zu Boden geschlagen, sein ganzes Wesen war nicht mehr so sicher wie bei der ersten Vorstellung. Die Kaiserin winkte den Knaben heran und fragte ihn, milde lächelnd, was er mit den zwölf Dukaten angefangen habe.

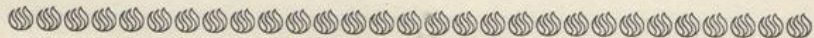
„Ich weiß, daß Geld, in den Händen junger Leute, oft rasch weggegeben wird,“ meinte die Kaiserin. Ducassovich errötete über und über und blieb stumm; erst nachdem die Kaiserin ihre Frage in ernsterem Tone wiederholt hatte, antwortete der Knabe stammelnd:

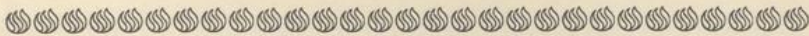
„Majestät, ich — ich habe das Geld — meinem armen Vater geschickt, der früher als Leutnant in kaiserlichen Diensten stand, ohne Pension verabschiedet wurde, jetzt alt und gebrechlich ist und bittere Not leiden muß.“

„Bravo, Ducassovich, Gott lohne es dir!“ sagte die edle Kaiserin, welcher der Direktor der Anstalt die Wahrheit des Gehörten bestätigte. Sie legte ihre Rechte auf die Schulter des Knaben und fuhr fort: „Damit ist noch nicht genug geschehen; da, setze dich in die Schulbank, nimm Feder und Papier und schreibe nieder, was deine Kaiserin dir diktirt, aber sauber und ohne Fehler, denn heute bin ich Schulmeisterin.“ Ducassovich hatte während dieser Worte in der Bank Platz genommen und horchte auf das Diktat der hohen Lehrerin, die also begann:

„Lieber Vater!

Den Brief, den ich Ihnen hier schreibe, diktirt mir die Kaiserin. Meine Ausführung, mein Fleiß und besonders meine kindliche Liebe zu meinem guten Vater haben der Kaiserin so wohl gefallen, daß Sie





von dieser Stunde an eine jährliche Pension von zweihundert Gulden bekommen werden und ich soeben wieder ein Geschenk von 24 Dukaten erhalten habe."

Der überraschte Ducassovich ergriff die Hand der Kaiserin und benetzte diese mit Tränen des Dankes. Er gelobte steten Fleiß und Eifer, um sich der hohen Gnade würdig zu erweisen und einst dem Vaterlande wertvolle Dienste leisten zu können. Er hielt auch Wort; denn die Kriegsgeschichte Österreichs nennt Ducassovich als einen ihrer tapfersten Helden. Er trat als Offizier in das Regiment, zeichnete sich schon mit 23 Jahren im Kriege gegen Bayern aus, wurde nach und nach zum Oberleutnant, Kapitän und Major befördert, nicht, wie es damals Sitte war, durch den Regimentsinhaber, sondern von Kaiser Josef II. selbst. Am 10. November 1788 empfing Ducassovich zu Semlin aus den Händen des Kaisers Josef den Maria-Theresienorden als Belohnung seiner ausgezeichneten Tapferkeit, gleichzeitig wurde er Oberstleutnant. Rasch auf der Stufenleiter militärischer Ehren bis zum Feldmarschall-Leutnant steigend, machte er alle Feldzüge gegen die Feinde seiner Kaiserin und später gegen die Franzosen mit. Am 6. Juli 1809 holte er sich in der Schlacht bei Wagram die Todeswunde. Auf dem alten Friedhofe zu Matzleinsdorf bei Wien ruht im schmucklosen Grabe der dankbare Ducassovich.

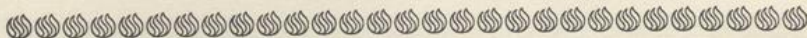


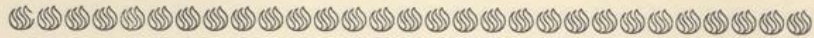
Sechsfundfünfzigste Erzählung.

Kaiser Josef II. als Aekersmann.

„Ehre jeder nassen Stirn hinterm
Pfluge.“ freiligraih.

Kaifer Josef II. ehrte den Bauernstand nicht allein, dadurch, daß er die Leibeigenschaft aufhob und das Los des Landmannes zu einem menschenwürdigen gestaltete, sondern auch durch Anerkennung des hohen Wertes der fleißigen Händearbeit.





Es war am Morgen des 19. August 1769, als der Kaiser auf einer Reise durch Mähren auf einem Felde einen Bauer, namens Trenka, ackern sah. Der Monarch ließ seine Kutsche halten, stieg aus und trat auf den Bauer zu. Dieser blickte überrascht auf den Offizier, als dieser ihn ersuchte, ihm das Gespann auf eine Weile zu überlassen. Kopfschüttelnd trat der Mann bei Seite, lächelte über die feinen Hände, welche nach dem Leitriemen und den Handhaben griffen, und besah die blanken Stiefel, welche für den glatten Boden eines Hoffalons, aber nicht für die holprige Erdscholle gearbeitet schienen. Der Kaiser ließ das Gespann anziehen und durchfurchte eine lange Strecke mit dem Pfluge, bis er ermüdet und seine Stirne mit Schweiß bedeckt war. Hierauf beschenkte er den Bauer und setzte seine Reise fort.

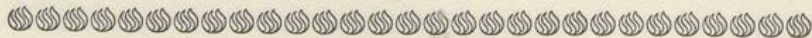
Zur Erinnerung an jene den Bauernstand hoch ehrende That eines Kaisers, der an jenem Tage den Pflug statt des Szepters führte, erhebt sich auf dem Felde das zur Liechtensteinschen Herrschaft Porzitz bei Kausnitz gehört, ein Marmordenkmal. Im Landesmuseum zu Brünn zeigt man den Pflug, mit dem Kaiser Josef II. geackert hatte.

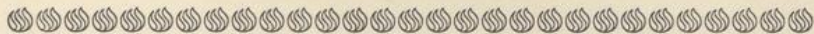


Siebenundfünfzigste Erzählung.

Kaiser Josef II. und der Wirt „zum römischen Kaiser“.

Anfangs April 1777 ging Kaiser Josef nach Paris, um seine geliebte Schwester Maria Antoinette, die Königin von Frankreich, zu besuchen. Als Feind des Prunkes und der Verschwendung, reiste er jedoch nicht als Kaiser, sondern als Graf Falkenstein, begleitet von den Grafen Josef Colloredo und Cobenzl. Der Weg führte durch Württemberg. Im Posthause des alten Städtchens Plochingen wurden beim Pferdewechsel, zum Erstaunen des Kaisers und seiner Begleitung, statt magerer Postkletter vier prachtvolle Rosse der edelsten Rasse vor den Wagen gespannt; statt des alten grämlichen Postillons, der die





Reisenden hieher gebracht hatte, ohne Ahnung von dem hohen Stande derselben, bestieg als Kosselenker ein junger, hübscher, feingekleideter Mann den Kutscherstiz.

„Noch bin ich im weiten deutschen Reiche von keiner Post so gut bedient worden und so gut gefahren wie heute,“ sagte Kaiser Josef, während der Wagen durch das Stadttor von Stuttgart einfuhr. Der Postillon neigte sich nach seinen Passagieren hinab und fragte in höflichstem Tone:

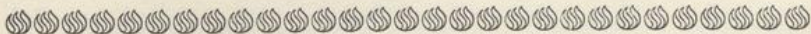
„Wo befehlen die Herrschaften abzustiegen?“

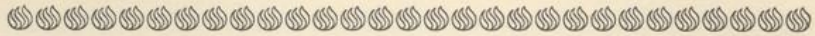
„Im Gasthose ‚zum König von England‘“, sagte der Kaiser. Bald hielt der Wagen vor einem großen Hause, das allerdings einem Gasthose ähnlich sah; doch die Läden waren geschlossen, das Schild herabgenommen, das Tor verschlossen.

„Ich glaube, das Haus ist seiner bisherigen Bestimmung entzogen und der König von England als Wirt entthront worden,“ lächelte der junge Postillon etwas schelmisch; „gestatten mir die Herrschaften, dafür den gut angeschriebenen Gasthof ‚zum römischen Kaiser‘ bestens zu empfehlen.“

„Kenne ich nicht,“ entgegnete Graf Colloredo; „ich bin schon einigemal in der schwäbischen Residenz abgestiegen, aber dieser Gasthof wurde mir nie genannt.“

„Weil er soeben erst eröffnet wurde,“ lächelte der Postillon und lenkte in eine Straße ein, die zu einem Prachtgebäude führte, auf dessen Hauptfront in Riesenlettern die Worte glänzten: „Gasthof zum römischen Kaiser.“ Bevor die Reisenden von ihrem Erstaunen sich erholt hatten, war der Wagen schon durch das Portal eingefahren. Der behäbig aussehende Wirt stand bereits an der Treppe, nahm sein schwäbisches Samtkäppchen ab und machte eine tiefe Verbeugung; hierauf riß er, wie es einem zuvorkommenden Wirte geziemt, den Wagenschlag auf und half den Ankömmlingen beim Aussteigen. Verwundert weilte des Kaisers Blick bald auf den Prachträumen dieses Hotels, bald auf den überaus anmutigen Zimmermädchen, welche der Winke ihres Herrn zu harren schienen, und endlich auf dem Postillon, der, nach seinem feinen Benehmen zu schließen, sich eher in einem Palaste als im Stalle heimisch zu fühlen schien. Kaiser Josef merkte bald, daß hier ein Geheimnis obwalte, und auch der Wirt schien am Ende seiner gut gespielten Rolle zu sein. Unter einer tiefen Verbeugung begann er lächelnd:





„Verzeihen Majestät den Scherz, den sich dero getreuer Herzog Karl von Württemberg erlaubte, um der hohen Auszeichnung nicht beraubt zu werden, im Grafen Falkenstein den römisch-deutschen Kaiser beherbergen zu dürfen. Majestät wünschten nur in einem Gasthose abzustiegen; der Wunsch war mir Befehl und ich veranlaßte sämtliche Wirte in Stuttgart, ihre Schilder abzunehmen und ihre Häuser zu schließen, so daß in der Residenz nur ein einziges Quartier für Eure Majestät offen blieb: der ‚Gasthof zum römischen Kaiser.‘ Gestatten mir Eure Majestät, Ihnen in den Zimmermädchen die Prinzessinnen meines Hauses und in dem jungen Postillon meinen Cousin, den Prinzen von Mümpelgard, vorzustellen.“

Kaiser Josef klopfte dem Herzog sanft auf die Schulter und sagte lächelnd:

„Ihr Gasthof ist freilich der beste im deutschen Reiche; Hoheit haben einen gelungenen Schwabentreich ausgeführt, doch, „hie gut Württemberg allweg.“

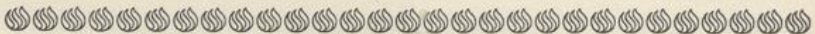


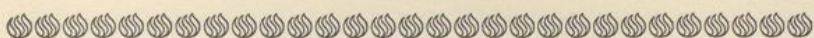
Achtundfünfzigste Erzählung.

Kaiser Josef II. in der Fremde.

„Nichts in der Welt ist unbedeutend.“
Schiller.

Auf seinen Reisen gewann Josef II. die Überzeugung, daß der Mensch nie auslerne, sondern bei richtiger Umschau immer Neues ersehen könne. Während er als Graf Falkenstein in Paris weilte, besuchte er die zahlreichen wissenschaftlichen Sammlungen, die historischen Merkwürdigkeiten, die Kunstwerkstätten der Maler und Bildhauer und die berühmten Porzellan- und Tapetenfabriken. Auch die Denkmäler berühmter Männer fesselten seine Aufmerksamkeit. Lange betrachtete er mit entblößtem Haupte die Bildsäule auf dem Pont neuf (Neue Brücke), welche Heinrich IV., den ersten Bourbonenkönig Frankreichs darstellte. Immer wieder las der Kaiser die Inschrift: Pater patriae (Vater des Vaterlandes) und sagte endlich:



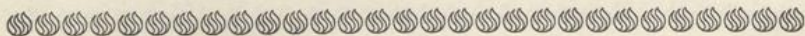


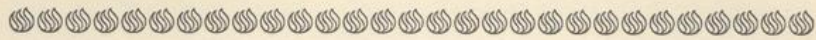
„Nach einem solchen Beinamen, den dieser Held zurüßgelassen, geize ich; es gibt keinen schöneren, als der Vater seines Volkes zu heißen.“ Das Kaiser Josef-Monument in Wien trägt heute eine ähnliche Inschrift: »Josepho II. qui salutis publicae vixit, non diu, sed totus.« (Josef II., welcher dem allgemeinen Wohle, nicht lange, aber ganz lebte.)

Während seiner Anwesenheit in Paris besuchte der Kaiser auch verschiedene dort lebende Berühmtheiten, wie den Naturforscher Buffon und den großen Menschenfreund Benjamin Franklin, der von Amerika nach Paris gekommen war, um für sein nach Freiheit und Selbstständigkeit ringendes Vaterland Frankreichs Beistand zu erwirken. Der wichtigste Besuch des Kaisers galt aber einem einfachen katholischen Priester, dem Abbé de l'Epée, dem ersten Lehrer der Taubstummen, dessen Namen heute Tausende dieser Unglücklichen mit Dankbarkeit im Herzen bewahren. In seinem Heimatlande Frankreich wußte man die Aufopferung des tugendhaften Dieners Gottes und Wohltäters der Bemitleidenswertesten der Menschen nicht zu schätzen, ja in Paris war es nur wenigen bekannt, daß er das Fingeralphabet erfunden und die Gebärdensprache ausgebildet hatte, mittels welcher die Taubstummen sich, wie jeder Sprechende, verständlich machen können. Josef II., der fremde Fürst, war es, der die gleichgiltigen Franzosen auf die Verdienste ihres unbeachteten Landsmannes aufmerksam machte.

Als Graf Falkenstein ließ er sich bei de l'Epée einführen und wohnte mit großer Aufmerksamkeit dem Unterrichte der Taubstummen sowie auch der heiligen Messe bei, welche der fromme Abbé täglich in der Hauskapelle der Anstalt las. Eines Tages war der Ministrant ausgeblieben und da sich unter den taubstummen Kirchenbesuchern kein Ersatz finden ließ, so war der Abbé in nicht geringer Verlegenheit. Graf Falkenstein erbat sich, den Meßdienst zu versehen, was dem Priester sehr willkommen war. Groß war das Erstaunen, noch größer aber der Dank des Abbé im Namen seiner Armen, als ihm Kaiser Josef eine goldene Dose mit seinem Porträt und 50 Louisdor Inhalt übersandte und der Priester von dem Boten erfuhr, wer sein Ministrant gewesen sei.

Beim Abschiedsbesuch, den der Kaiser dem Abbé machte, wollte ihn dieser bis zur Tür begleiten, doch Josef lehnte dies dankend ab mit den Worten:





„Ihre Zeit ist gemessen, sie gehört den Armen; Sie müssen Gott von jedem Augenblicke Ihres edlen Lebens Rechenschaft geben. Ich habe nur die Bitte an Sie, mir eine Person nach Ihrer Methode heranzubilden, die in meiner Residenz Wien mit meiner kaiserlichen Unterstützung eine solche Wohltätigkeitsanstalt einzurichten vermag.“ Der Abbé versprach es mit Freuden. Eine Stunde später überbrachte ein Diener des Kaisers eine Gabe von 500 Louisdor für die Anstalt des Vaters der Ärmsten.

Nach Wien zurückgekehrt, sandte der Kaiser den Weltpriester Johann Storck nach Paris. Er mußte die Lehrmethode des Abbé de l'Épée studieren und nachdem er die nötige Ausbildung erlangt hatte, errichtete der Kaiser im Jahre 1779 das Taubstummeninstitut in Wien, das heute noch ein Segen der leidenden Menschheit ist. So hatte Kaiser Josef in der Fremde gelernt, für das Wohl dieser Armen in der Heimat zu sorgen.



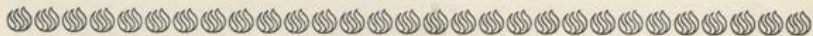
Neunundfünfzigste Erzählung.

Kaiser Josef II. und der Sträfling.

„Ihr Fürsten, adelt euer Herz durch reine Güte.“

Walthar von der Vogelweide.

In seinem Gerechtigkeitsgeföhle hatte der sonst so nachsichtige und milde Herrscher auf gewisse Verbrechen recht harte Strafen gesetzt, wie das „Schiffziehen“ und das „Gassenkehren“. Eines Tages war eine Abteilung von Sträflingen unter Aufsicht von Polizeisoldaten am Graben in Wien mit Gassenkehren beschäftigt. An den Füßen der Unglücklichen rasselten schwere Ketten; mit einer solchen an der Hand war auch jeder an seinen Nebenmann befestigt. Während die Sträflinge die belebte Straße reinigten, ging ein junger Student auf einen derselben zu. Der Sträfling nahm sich in seiner leinenen Kutte, dem





kurzgeschorenen Haare, das ein kleiner, weißer Hut deckte, dem feingekleideten Spaziergänger gegenüber wie ein rechter Bettler aus. Der junge Mann aber beachtete das nicht, sondern ergriff die Hand des Sträflings und drückte einen ehrerbietigen Kuß darauf. Der Gefangene warf einen traurigen Blick auf den Jüngling, der wieder weiterging. Vom Fenster eines nahen Hauses aus hatte der Staatsrat Baron Grefler die Szene mit angesehen und sogleich seinen Diener dem Studenten nachgesendet, der dem Boten zu seinem Herrn folgen mußte.

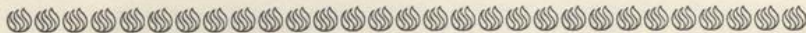
In strengem Tone, bei welchem sich der Staatsrat indessen einen gewissen Zwang antun mußte, fuhr er den Studenten an:

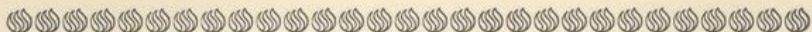
„Sie haben einem Sträfling soeben die Hand geküßt. Wissen Sie nicht, daß das Gesetz dem Sträfling verbietet, einen Vorübergehenden anzusprechen, wie es Ihnen der Anstand verbieten sollte, mit einem Sträfling zu reden?“ Mit edlem Freimuth antwortete der Jüngling:

„Gesprochen habe ich kein Wort mit dem Sträfling, sondern ihm nur die Hand geküßt; für einen Sohn gibt es in diesem Falle nur das Gebot des Herzens; der Unglückliche ist mein Vater, der sich in einer zornigen Aufwallung einmal zu einem Verbrechen hat hinreißen lassen, für das er jetzt büßt. Ist er auch Sträfling, so hört er deshalb doch nicht auf, mein Vater zu sein, wie ich nicht aufhören werde, ihn zu lieben.“

„Junger Mann,“ entgegnete der Staatsrat gerührt, „in Ihrer Kindesliebe haben Sie sich über das Gesetz des Kaisers gestellt; er soll davon erfahren. Wir treffen uns wieder.“

Der Staatsrat Grefler, der selbst ein edler Menschenfreund war, erzählte dem Kaiser Josef von der schönen Handlung des Studenten. Der Monarch, tief ergriffen, begnadigte den Sträfling und ließ dem Sohne zur sorgenfreien Fortsetzung seiner Studien ein reiches Stipendium erteilen. So lohnte Kaiser Josef II. die Kindesliebe.





Sechzigste Erzählung.

Kaiser Josef II. und der Wildschütz.

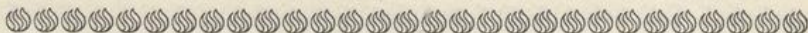
Eines Tages herrschte im Obersthofjägeramt in Wien eine gewaltige Aufregung. Es war nämlich den kaiserlichen Revierförstern gelungen, einen riesigen Hirsch einzufangen, der als Paradenstück bei der nächsten Parforcejagd (Hezjagd) des Kaisers Josef II. aufgetrieben werden sollte.

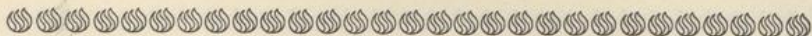
Bis zum Tage der Jagd konnte sich das schöne Tier noch seines Lebens freuen und sich auf den Saatsfeldern tummeln und sättigen, welche dem Gehege zunächst lagen. Die Bauern murrten über den Schaden und beschwerten sich bei den kaiserlichen Jägern und Hezern; es war vergebens, denn diese wollten mit dem Prachtthiere Ehre einlegen und ließen ihm nach wie vor volle Freiheit in Feld und Flur. Doch seine Stunde hatte geschlagen.

Ein armer Häusler, der nur ein karges Feld sein eigen nannte, fand dasselbe von dem Tiere zerstampft und seine ganze Saat vernichtet. In seiner Aufregung griff der arme Mann zur Flinte und schoß den Hirsch nieder. Ruhig begab er sich dann zum kaiserlichen Revierförster.

„Unser guter Kaiser Josef hat vor kurzem ein Gesetz gegen die Beschädigung der Felder durch das Wild erlassen“ sagte er, darin heißt es, daß in einem solchen Falle der Grundbesitzer dem Förster die Anzeige zu machen habe. Nun, daß ich mich über den Hirsch schon oft bitter beklagt habe, wissen Sie ja selbst. Weiter heißt es im Gesetze, daß, im Falle keine Abhilfe erfolgt, der Grundbesitzer das schadenbringende Tier erlegen kann. Das habe ich vor einer Stunde getan, der Forstgehilfe kann den Hirsch draußen auf meinem Acker abholen.“

„Beim heiligen Hubertus, was hast du da angerichtet!“ rief der Revierförster; „morgen ist der große Jagdtag des Kaisers, für den wir das schöne Tier solange gehegt und gepflegt haben. Doch diesen Streich sollst du mir büßen.“ Der Förster ließ durch die Jagdgehilfen den armen Häusler als Wildfrevler in schwere Eisen legen und drohte





ihm fürchterliche Strafen an. Ein reitender Bote wurde an den kaiserlichen Obersthofjägermeister, den Fürsten Clary, nach Wien abgesandt, um das Unheil zu berichten. Sofort begab sich der Fürst zu seinem Monarchen und erzählte von dem entsetzlichen Wildfrevel des Häuslers.

„Er ist von meinem Personal bereits in Fesseln gelegt worden; was gedenken Majestät noch weiters mit dem unglückseligen Manne zu beginnen?“ schloß der Fürst, dem der Erlaß des Kaisers gegen Wildschäden sowie der Gerechtigkeitsinn desselben natürlich bekannt waren. Lachend antwortete Josef II.:

„Was soll ich beginnen? Nichts weiter, als Befehl erteilen, daß der Schütze sofort in Freiheit gesetzt, der übermütige Hirsch dem Wildprethändler verkauft werden soll und daß dem Häusler vom Obersthofjägeramt das für Erlegung von Raubtieren bestimmte Schutzgeld sogleich ausbezahlt werden möge. Besseres und Gerechteres weiß ich in diesem Falle nicht zu beginnen.“

Ruhig wartete der Kaiser auf eine andere Jagd.



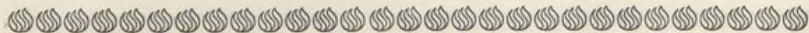
Einundsechzigste Erzählung.

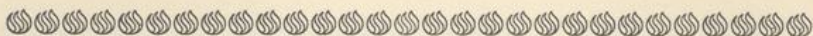
Kaiser Josef II. als Arzt.

„Wer zum Menschen geboren wurde,
soll und kann nichts Edleres, Größeres
und Besseres sein als — Mensch.“

Wieland.

In den Stunden seiner Erholung pflegte Josef im schlichten Gewande eines Bürgers in den Straßen Wiens zu wandeln. Eines Abends — es war im Spätherbst und der Kaiser schon auf dem Heimwege begriffen — trat an ihn ein ärmlich, aber reinlich gekleideter Knabe heran, der seine Hände zu einer Bitte um eine Gabe faltete und sein klares Auge, das nicht zu lügen vermochte, zu dem ihm unbekanntem Herrn erhob. Der Knabe bat um nichts weniger als um einen Gulden. „So jung und schon zum Bettel abgerichtet und noch dazu um einen ganzen Gulden,“ sagte der Kaiser.



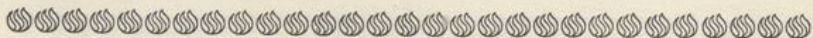


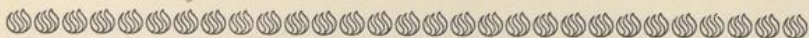
„Mein Vater ist vor mehreren Wochen gestorben,“ klagte der Knabe, „meine arme Mutter liegt krank im Bette und hat mit meinen drei Brüdern nichts zu essen. Wir können keinen Arzt bezahlen, der kostet einen Gulden.“

„Nun, wenn du die Wahrheit gesprochen hast, so bist du an den rechten Arzt gekommen, der deiner Mutter vielleicht helfen kann. Doch hole noch einen zweiten Arzt, da ich nicht immer Zeit habe, Krankenbesuche zu machen. Da hast du den Gulden.“ Der Knabe tat einen freudensprung, beschrieb die genaue Lage der Wohnung seiner Mutter und sprang davon, um einen zweiten Arzt zu holen. Der Kaiser bestieg einen Fiaker und fuhr dem bezeichneten Stadtteile zu, damals Schaumburger-Grund genannt. Der Wagen hielt vor einem niederen Häuschen, in dessen unterem Stockwerk der Kaiser eine ärmliche Stube betrat. Im Bette lag eine Frau und drei Knäblein umstanden das elende Lager ihrer armen Mutter. Wenn Josef auch kein Heilkünstler war, so erkannte er doch, daß es sich um keine eigentliche Krankheit handelte; Kummer und Not hatten die Wangen gebleicht und Entkräftung die Hände abgemagert. Der Kaiser tröstete die Frau, welche ihn für den vom ältesten Bublein herbeigerufenen Arzt hielt, und verlangte Papier und Schreibzeug, das einer der Knaben herbeischaffte. Der vermeintliche Arzt beschrieb ein Blatt, ließ es auf dem Tische liegen und, nachdem er einige warme Trostesworte an die kranke Frau gerichtet, verließ er das Gemach und fuhr wieder zur Stadt zurück. Bald nach seinem Weggange sprang das ausgesandte Bublein herein und brachte einen Arzt mit, den der übergebene Gulden zu dem späten Besuch vermocht hatte. Als er an das Bett der Frau trat, sagte diese, daß bereits ein Arzt hier war und sein Rezept auf dem Tische liege. Neugierig las der Mann vom Fach das Blatt.

„Das ist freilich der rechte Volksarzt,“ sagte er dann lächelnd, „und seine Medizin ist so heilkräftig, daß sie Euch, liebe Frau, bald auf die Füße bringen wird. Das Rezept besteht in einer Anweisung auf 25 Doppeldukaten, die Apotheke ist das Hofzahnamt und der Arzt ist Kaiser Josef II. Säumt nicht, morgen diese gute Medizin holen zu lassen.“ Mit einem Gruße entfernte er sich, ohne seinerseits etwas zu verschreiben, da er in der Linderung der Not ebenfalls das richtige Heilmittel gegen das Leiden erkannt hatte.

In der Vorstadt Wieden, in der Kleinschmiedgasse, stand noch vor Jahrzehnten das kleine Häuschen, das unter dem Namen „Rezept-





haus“ bekannt war; ein großer Neubau nimmt heute seine Stelle ein, und das „alte Rezepthaus“ ist aus dem Gedächtnisse der Großwiener entschwunden, aber der Name des edlen Volksarztes Josef II. wird nicht entschwunden, da ihn zahlreiche Wohltätigkeitsanstalten für alle Zeiten der Erinnerung eingeprägt haben.



Zweiundsechzigste Erzählung.

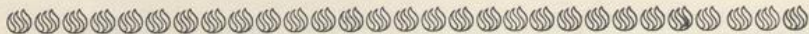
Kaiser Josef II. als Amtskontrolor.

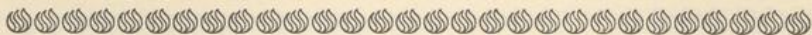
„Der brave Mann denkt an sich selbst
zuletzt.“
Schiller.

Der Amtmann, mit dem Kaiser Josef einst scharf ins Gericht ging, handelte nicht nach obiger Lehre, sondern dachte zuerst an sich und vergaß seiner Mitmenschen.

Im Jahre 1784 herrschte in Böhmen eine große Hungersnot. Der landesväterliche Kaiser ließ in gesegneten Gegenden seines Reiches eine große Menge Getreide aufkaufen und dasselbe eiligst nach den Stätten des Mangels und Elends führen. Um auch durch sein persönliches Erscheinen den heimgesuchten böhmischen Untertanen Trost zu spenden und sich von der Ausführung seiner Befehle und vom Erfolge seiner Hilfe mit eigenen Augen zu überzeugen, machte sich der Kaiser, nur von einem Diener begleitet, auf den Weg nach Böhmen. Auf dem Wege begegnete er zahlreichen Getreidewagen, die alle für die hungerleidenden Orte bestimmt waren.

Eines Tages nun kam der Monarch, der gewohntermaßen die Reise in der einfachen Postkutsche machte und ohne äußeres Kennzeichen seiner hohen Würde nur den gewöhnlichen Offiziersrock trug, in einem kleinen Städtchen in der Nähe von Prag an. Vor dem Amtshause sah er eine Anzahl hochbeladener Getreidewagen stehen. Die Bauern, welche die Wagen hieher geführt hatten, schienen höchst aufgebracht zu sein und ließen laute Schimpfworte hören, die bis zu den





Ohren des Kaisers drangen. Er befahl dem Postillon, halt zu machen, und rief einen alten Bauer heran mit der Frage:

„Warum macht ihr einen solchen Lärm?“ Mit Bitterkeit antwortete der Befragte:

„Weil wir seit dem frühesten Morgen dastehen und seit dieser Zeit — es ist jetzt vier Uhr nachmittag — auf den gnädigen Herrn Amtmann warten müssen, um unsere Wagen abladen zu können. Wir haben acht Stunden nach Hause und einen sehr bösen Weg vor uns, den wir nun bei Nacht und Nebel zurücklegen müssen.“

„Ja, mein Herr,“ fiel der in Mitte der Bauern stehende Amtschreiber ein, „der Mann hat Recht, und dort steht das hungrige Volk und bittet und jammert um das Getreide, das der Kaiser für die Notleidenden zur Verteilung herbeiführen ließ. Mit leeren Säcken können die armen Leute heimgehen, während hier auf den Wagen genug volle liegen, aber die darf ich ohne Einwilligung des Herrn Amtmann nicht berühren lassen.“

„Und wo ist der Gestrenge?“ fragte der Kaiser.

„Da oben in der großen Amtsstube, die ausgeräumt worden ist, weil heute lustige Freunde zur Tafel geladen sind,“ antwortete der Amtschreiber, vorsichtig seine Stimme dämpfend. „Die Hungernenden dürfen nun warten, wie der arme Lazarus vor des Reichen Thür.“ Als der Kaiser dies vernommen, sprang er unwillig aus dem Wagen und sagte zum Amtschreiber:

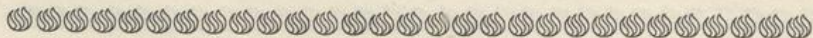
„Melden Sie mich dem Amtmanne.“

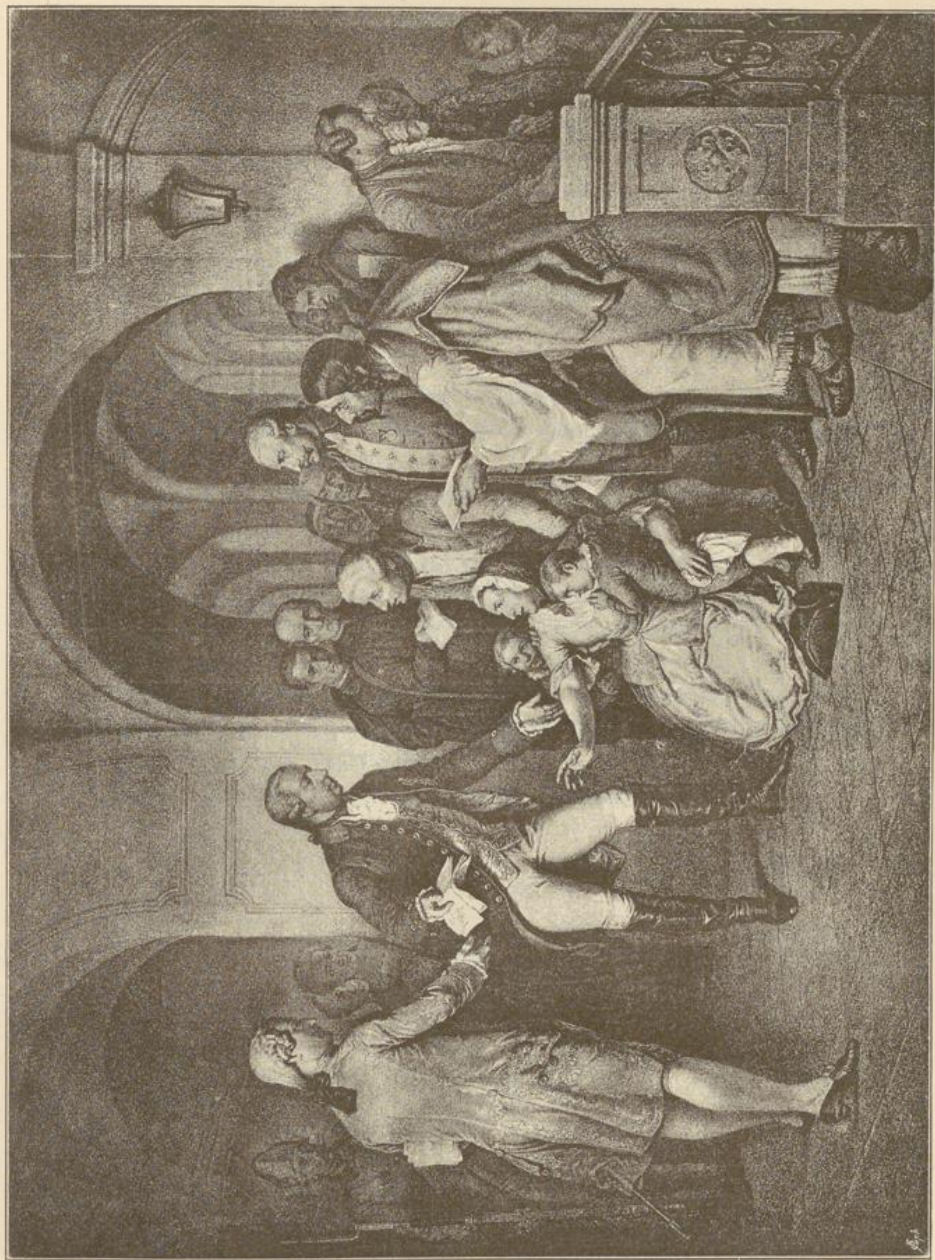
„Das könnte mich meine ärmliche Stelle kosten,“ wandte der Amtschreiber ein, einen bittenden Blick auf den Offizier werfend. Doch dieser eilte die Siege hinauf und öffnete, ohne lange zu klopfen, die Thür der großen Amtsstube, aus welcher ihm wüster Lärm entgegenrang. Kaum hatte der gestrenge Herr Amtmann den ungebetenen und höchst unwillkommenen Gast erblickt, als er auf diesen zuschritt und ihn anschrte:

„Wer sind Sie? Was wollen Sie?“

„Ich bin Leutnant in kaiserlichen Diensten und verlange von Ihnen Erfüllung Ihrer Amtspflichten, die ungesäumte Abfertigung der Bauern, die mit ihren Wagen schon seit dem frühesten Morgen warten, und die sofortige Verteilung des Getreides an das hungrige Volk,“ war die scharfe Antwort.

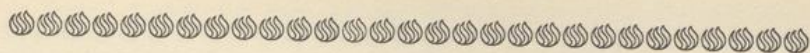
„Sonst nichts, Herr Leutnant?“ höhnte der Amtmann; „die Bauern sollen nur warten, bis es mir gefällig ist. Wenn Sie glauben,





Kaiser Joseph II. im Kontrollorgange.





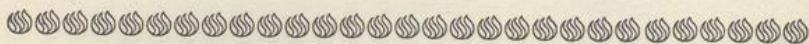
Herr Leutnant, einen Einfaltspinsel vor sich zu haben, so sind Sie an den Unrechten geraten."

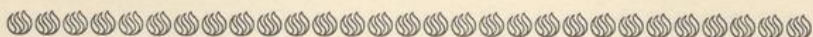
"Wie es scheint," antwortete der Kaiser, „haben Sie überhaupt keine Zeit zur Erfüllung Ihrer Amtspflichten, die in den jetzigen Tagen der Not meines Volkes doppelt wichtig sind. Ich will Sie damit also nicht länger belästigen und enthebe Sie von dieser Stunde an Ihres Amtes.“ Bei diesen Worten öffnete der Kaiser seinen Oberrock. Ein erschrockener Blick auf den Ordensstern, der die Brust des Offiziers schmückte, überzeugte den pflichtvergessenen Amtmann, daß er in der Tat den Kaiser vor sich sah, der in eigener Person den Amtskontrollor gespielt hatte.

Der Kaiser war wieder auf die Straße geeilt; dort rief er den Amtschreiber heran, der schon vorhin einen guten Eindruck auf ihn gemacht hatte, und sagte:

„Sie haben von dieser Stunde an die Stelle des Amtmannes; fertigen Sie sofort die Bauern ab und verteilen Sie das Getreide unter die Bedürftigen. So will ich es, der Kaiser!“ Der erstaunte Schreiber tat, wie ihm befohlen, und der Kaiser gewann bald die Überzeugung, daß der neue Amtmann bei Erfüllung seiner Pflichten keiner Kontrolle bedürfen werde.

Im berühmten „Kontrollorgange“ der Hofburg empfing Kaiser Josef seine Untertanen, um den Bittenden Hilfe oder Trost zu spenden, die Dankenden mit einem milden Lächeln zu entlassen und auch ein Kontrollor über Wohl und Wehe seiner Wiener zu sein.





Dreiundsechzigste Erzählung.

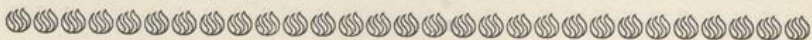
Kaiser Josef II. und der Geldproß.

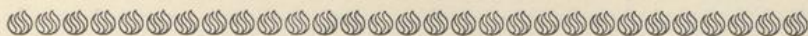
Auf Reisen wohne ich stets im Wirtshaus," sagte Kaiser Josef, als er seine Schwester, die Königin Maria Antoinette, in Paris besuchte und nicht zu bewegen war, im königlichen Palaste Wohnung zu nehmen.

Im Jahre 1786 besuchte er die reizend gelegene oberösterreichische Landeshauptstadt Linz, wo er, seiner Gewohnheit gemäß, nicht im alten Kaiserschloße, sondern am Fuße desselben, nahe dem Donauquai, in einem Gasthose abstieg, der gegenwärtig mit dem „Hotel Krebs“ vereinigt und durch eine Gedenktafel bezeichnet ist. Bald nach seiner Ankunft erschien Kaiser Josef in der Domkirche der Stadt, um einer stillen Messe beizuwohnen. Der Mesner war hievon schon unterrichtet worden und hatte in der Nähe des Hochaltars einen Betstuhl aufgestellt, diesen mit einem goldgestickten Teppich belegt und ein samtenes Kniekissen unterbreitet. Als der Kaiser dies wahrnahm, schob er den Stuhl bei Seite, kniete auf die gewöhnliche Betbank und sagte zum erstaunten Mesner: „Vor Gott sind wir alle gleich.“

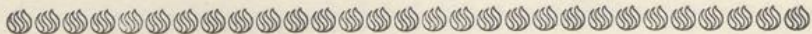
Kaiser Napoleon I., der im Jahre 1805 mit seinen Franzosen in Linz einzog, nahm in derselben Kirche einen Thronhimmel für sich in Anspruch. Und doch war dieser Völkertyrann nur ein Emporkömmling, während der bescheidene Menschenfreund Kaiser Josef dem angestammten Fürstengeschlecht der Habsburger angehörte. Im Gotteshaufe gab Josef II. sich nie als Kaiser zu erkennen und fand hiedurch einmal Gelegenheit, einem aufgeblasenen Geldmenschen einen Poffen zu spielen.

Er hatte nämlich eines Tages in einer Kirche Wiens bescheiden in der letzten Bank Platz genommen, um in der Stille und unbeobachtet sein Gebet zu verrichten. Bald nach ihm kam stolzen Ganges ein Mann, dessen Äußeres wohl auf Reichtum, doch nicht auf Bildung schließen ließ. Plumpe Goldringe mit kieselgroßem Edelgestein besetzt, funkelten an den dicken Fingern, schwere goldene Uhrketten mit baumelnden Anhängseln schlangen sich nach rechts und links in die Taschen;





überall, wo nur ein gut sichtbares Plätzchen es erlaubte, trug der Mann prahlerisch seinen Reichtum zur Schau. Bevor er in den Betstuhl trat, musterte er den schlichten, ihm unbekanntem Kaiser vom Kopf bis zu den Füßen, endlich nahm er neben ihm Platz. Mit der Andacht schien es bei dem Geldmenschen nicht weit her zu sein, denn er hatte während der ganzen Betstunde vollauf zu tun, Stäubchen von seinen Kleidern zu blasen, die beringten Finger zu reiben und die goldene Uhr hervorzuziehen. Als der Meßner sich mit dem Klingelbeutel näherte, legte der Kaiser eine kleine Kupfermünze vor sich auf die Bank, der Proß aber, das bemerkend, legte zwei Kupfermünzen auf. Der Kaiser fügte hierauf seiner Gabe eine Silbermünze hinzu, der Proß sofort zwei größere. Der Meßner klingelte bereits in der Nähe. Der Kaiser zog seine Börse und legte zu seinem Häuflein drei große Goldstücke; der Proß blähte sich auf wie ein Truthahn und ließ sechs große Goldstücke erklingen. Das war natürlich Musik für die Ohren des Meßners, der sich beeilte, den Klingelbeutel darzureichen. Der Proß schob Gold, Silber und Kupfer in die Öffnung und nickte herablassend dem erstaunten Meßner zu, der sich jetzt zum Nachbar wendete. Kaiser Josef hatte Gold und Silber mittlerweile wieder eingesteckt und warf nur die kleine Kupfermünze in den Klingelbeutel. Der Proß entfernte sich ärgerlich; Kaiser Josef aber ging in die Sakristei und ließ dort, ungeschen und ungekannt, eine größere Summe Geldes zum Besten der Pfarrarmen zurück.



Dierundsechzigste Erzählung.

Kaiser Josef II. und Mozart, der Patriot.

„Das Vaterland darf jedes Opfer
fordern.“
Theodor Körner.

Der deutsche Dichter, von dem dieses Wort stammt, bewahrheitete dasselbe an sich selbst, indem er den Heldentod für sein Vaterland starb; aber auch der berühmte Musiker Mozart brachte der Liebe zu Kaiser und Vaterland ein großes Opfer.

Mozart stand als Kammernusikus mit einem Jahresgehalt von 800 Gulden in kaiserlichen Diensten, doch mußte der große Tonkünstler, wie er selbst sagte, „sich plagen und schinden, um das arme Leben zu gewinnen,“ das ihm neidische italienische Fachgenossen verbitterten. Um diesen aus dem Wege zu gehen, wollte Mozart den kaiserlichen Dienst aufgeben und in einer Audienz setzte er den Kaiser von seiner Absicht in Kenntnis.

„Mozart,“ sagte der Kaiser, in dessen Stimme der Ton von Wehmut lag, „die schönen Tage von Schönbrunn sind dahin, an denen uns der kleine Wolferl auf dem Klavier vorspielte und wir ihm Beifall spendeten. Meine erlauchten Eltern ruhen in der Gruft bei den Kapuzinern; mir hat die Vorsehung eine Krone auf das Haupt gesetzt, ein Szepter in die Hand gegeben und dem großen Tonmeister Mozart den Lorbeerkranz und die Lyra. Sorgen hat jeder und Feinde auch.“ Der Kaiser dachte in diesem Augenblicke an die Türken und Belgier, die ihn hart bedrängten, Mozart dachte an die Italiener, welche den deutschen Tonmeister anfeindeten, um ihn und die deutsche Musik von der Oper in Wien zu verdrängen.

„Meine Lage ist kummervoll, mein Herz gramerfüllt,“ sagte Mozart; „doch es kostet mich nur ein Jawort, um eine glänzende Lebensstellung zu finden, aller Sorgen um das tägliche Brot enthoben zu sein und, was mir die Hauptsache ist, die welschen Feinde los zu werden.“ Mozart erzählte nun offenherzig, daß er in Berlin gewesen sei, wo ihm der König Friedrich Wilhelm II. eine Stelle als königlicher


~~~~~

Fünfundsechzigste Erzählung.

Kaiser Franz I. schönster Traum.

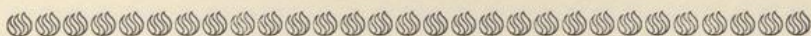
**Z**ur Zeit als Kaiser Franz noch die Krone von Deutschland trug, lebte ein edler Menschenfreund namens Leopold Graf von Berchtold, der es sich zur schönsten Aufgabe machte, seinen Mitmenschen traurigen Lagen als Retter und Helfer beizustehen. An einem Wintertage des Jahres 1800 kehrte Graf Berchtold von einer Reise zurück. Der Heimweg führte von Karlsbad über Brünn. In Brünn erfuhr der Graf, daß auf der Festung Spielberg sechs mährische Landwehrmänner aus Hradisch gefangen saßen, die wegen Aufreizung zur Empörung als Rebellen und Verräter vom Kriegsgerichte zum Tode verurteilt worden waren und an einem der nächsten Tage durch Pulver und Blei sterben sollten. Kaum hatte der Menschenfreund diesen strengen Urteilspruch über die unglücklichen Familienväter vernommen, welche nur in der Sehnsucht nach Heimat und Angehörigen die strafwürdige Tat begangen hatten, als er sofort frische Pferde einspannen ließ und den Weg nach Wien einschlug. Nach Mitternacht fuhr der Postschlitten mit den schweißtriefenden Pferden in den Burghof zu Wien ein. Der Graf sprang schnell herab und eilte die Treppe hinan, welche nach den Gemächern des Kaisers Franz I. führte. Als er dem diensttuenden Kammerherrn in Kürze den Zweck seines nächtlichen Besuches mitgeteilt hatte, entgegnete dieser betrübt:

„Es ist zu spät, Herr Graf, denn Seine Majestät sind heute nach angestrenzter Tagesarbeit früher als gewöhnlich zur Ruhe gegangen, die dem Kaiser wohl zu gönnen ist; er schläft seit zwei Stunden.“

„Um morgen gestärkt zu neuem Leben zu erwachen, aber meine sechs Landwehrmänner erwachen nimmer, wenn ich ihnen die Begnadigung zu spät bringe,“ fiel der Graf ein.

„Vielleicht weiß die Kaiserin Rat und Hilfe; Ihre Majestät hat sich noch nicht zurückgezogen, wie ich aus den noch hell erleuchteten Fenstern schließe,“ sagte der Kammerherr, der ebenfalls gern zur Rettung der Unglücklichen beitragen wollte, „bitte, mir zu folgen.“

~~~~~



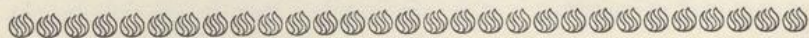
Er geleitete den Grafen zu der Gemahlin des Kaisers, Maria Theresia, und deren Mutter, der Königin Karoline von Neapel, und die hohen Frauen wurden durch die Erzählung von dem traurigen Schicksale der sechs armen Sünder, noch mehr aber durch die aufopfernde Menschenfreundlichkeit des edlen Grafen zu Tränen gerührt. Die Kaiserin wagte es, ihren Gemahl aus dem Schlummer zu wecken, ihm den Grafen Berchtold vorzustellen und dessen flehende Bitten um Gnade für sechs Familienväter, die eine unüberlegte Tat mit dem Leben büßen sollten, zu unterstützen. Wer kannte in jenen Zeiten den Namen des Grafen Berchtold nicht? Auch dem guten Kaiser Franz war er nicht fremd geblieben. Schon Kaiser Leopold II. hatte als Großherzog den Grafen an seinen Hof nach Florenz berufen und dem edlen Menschenfreunde zum Zeichen seiner Hochachtung den Toscanischen Stephansorden verliehen; Kaiser Franz I. selbst hatte den Grafen Berchtold wegen seiner unzähligen Verdienste um das Vaterland zum Kommandeur des Leopoldordens ernannt. Und jetzt, wo der Graf, auf den Knien liegend, mit aufgehobenen Händen von seinem Kaiser Gnade für sechs Verurteilte erbat, erkannte der edle Monarch seinen Mann wieder.

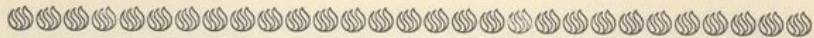
„Wenn es nicht schon zu spät ist, will ich Gnade für Recht ergehen lassen,“ sagte der Kaiser, worauf er sich aus dem Bette erhob, sich an den Schreibtisch setzte und den Generalpardon niederschrieb. Tränen des Dankes fielen aus den Augen des Grafen auf das kostbare Schriftstück. Einige gerührte Worte stammelnd, eilte der Menschenfreund aus dem kaiserlichen Schlafgemache.

Eine Stunde später befand er sich auf dem Wege nach Brünn. Kaiser Franz hatte sich wieder zu Bette begeben und jenen süßen Schlummer gefunden, den uns das Bewußtsein gibt, eine edle Tat begangen zu haben. Er träumte von den Landwehrmännern, die er mit dem kurzen Wörtlein „Gnade“ unaussprechlich glücklich gemacht hatte. Es war des Kaisers schönster Traum.

Graf Berchtold langte noch zu rechter Zeit in Brünn an und brachte dem Kommandirenden, Grafen Baillet de Latour, den Begnadigungsbefehl des Kaisers und damit sechs Menschen Freiheit und Leben, was sie ihrem Monarchen und dem edlen Grafen verdankten.

Kaiser Franz, der schon als Erzherzog die verwundeten Krieger in den Spitälern besuchte, sie tröstete, auch beschenkte, ernannte im Kriegsjahre 1809 den Grafen Berchtold zum Oberstleutnant und





Inspektor der Militärspitäler. Im Lazarett zu Welehrad pflegte der Graf eigenhändig einen Typhuskranken, ward von der Seuche ergriffen und starb am 26. Juli 1809. Unter den Medaillen zur Erinnerung an berühmte und ausgezeichnete Männer Österreichs findet sich auch eine Denkmünze auf den hochherzigen Grafen Leopold Berchtold mit der von Sternen umkränzten Inschrift: „Dem Freunde der Humanität (edle Menschlichkeit) und ihrem Opfer.“



Sechshundsechzigste Erzählung.

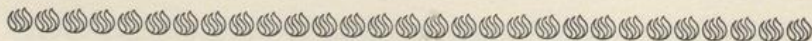
Kaiser Franz I. und sein Lehrer.

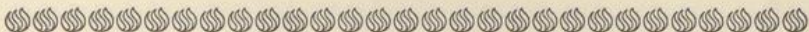
„Ruhm und Ehre jedem Fleiß.“
Freiligrath.

Unter den Männern, welche die Erziehung des jugendlichen Erzherzogs Franz leiteten, befand sich auch der frühere Missionär Sigismund Anton Graf von Hohenwarth als Lehrer der Religion, auf welche der Vater des Prinzen, Großherzog Leopold II., den größten Wert legte. Der um das Schulwesen sehr verdiente Lehrer und sein hoher Schüler bewahrten sich zeitlebens ein treues Gedenken.

Das Jahr 1792 trennte beide. Der Lehrer wurde vom Papste Pius VI. zum Bischof von Triest ernannt und der Schüler wurde nach seines Vaters Tode als Franz II. zum römisch-deutschen Kaiser ausgerufen. Von einem geschickten Maler ließ Kaiser Franz nach einer vorhandenen kleinen, aber guten Zeichnung ein wohlgelungenes Porträt seines Lehrers herstellen, ohne daß letzterer Kenntnis davon hatte. Jahre gingen inzwischen hin und Graf Hohenwarth war mittlerweile Bischof von Sanct Pölten geworden.

Im Jahre 1803 befand sich Graf Hohenwarth eines Tages in Wien. Er war in einer ihm noch unbekanntem Angelegenheit vom Kaiser dorthin berufen worden und hatte, ehe er zur Audienz ging, dem Leichenbegängnisse des Erzbischofs Kardinal Migazzi beigewohnt. Der Kaiser empfing seinen geliebten Lehrer in herzlichster Weise und leitete





ein Gespräch mit ihm ein. Als der Kirchenfürst zufällig einen Blick auf die Wand des Gemaches warf, gewahrte er dort sein eigenes Porträt in Öl gemalt und in einen prächtigen Goldrahmen gefaßt. Lächelnd fragte der Kaiser, dem die innere Bewegung des Bischofs nicht entgangen war:

„Nun, kennen Sie den großen Mann dort oben?“

„Majestät haben Ihren einstigen Lehrer zu hoch geehrt,“ antwortete Graf Hohenwarth, sich tief verbeugend; „das Bild ist gut, ich glaube, es ist das Porträt des Bischofs von Sanct Pölten.“

„Gewesen,“ fiel der Kaiser ein; „es ist jetzt das Bildnis des neuen Erzbischofs von Wien.“ Überrascht blickte Graf Hohenwarth auf den Kaiser, der seinem Lehrer das Ernennungsdekret zum Erzbischof von Wien überreichte. Unter dem Papste Pius VII. bestieg Graf Hohenwarth als Greis von 74 Jahren den erledigten Metropolitanstuhl in Wien, welchen er in den schwierigsten Zeitverhältnissen bis zu seinem 1820 erfolgten Tode zum Wohle der Diözese bekleidete.



Siebenundsechzigste Erzählung.

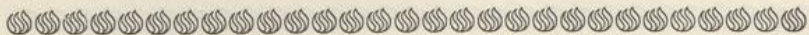
Kaiser Franz I. als Sittenlehrer.

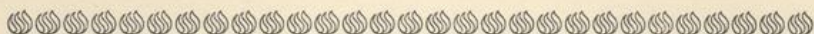
„Die Religion ist die Wurzel des menschlichen Daseins.“ u. w. Schlegel.

Kaifer Franz I. war in seinen Audienzen, die er den Untertanen erteilte, stets bemüht, allen Hilfsuchenden mit Rat und That beizustehen und ihren Anliegen nach Möglichkeit die erwünschte Erfüllung zu verschaffen. Die schöne Sitte der Audienzen am Kaiserhof zu Wien stammt schon aus den Tagen des großen Ahnherrn Rudolf I. von Habsburg, der dieselbe mit den hochherzigen Worten einführte:

„Lasset jedermann zu mir kommen.“

Daß der Herrscher über so viele Völker, der Vater von so vielen Millionen Kindern, mit den verschiedenartigsten Bitten bestürmt wurde,

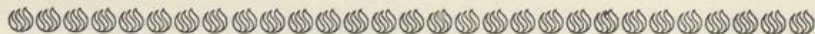


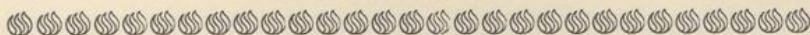


ist selbstverständlich, aber ein geneigtes Ohr fanden alle, die meisten auch eine offene Hand.

So kam auch einst ein junger Mann zur Audienz, der seines Zeichens ein Tischlergeselle war und den guten Kaiser um eine Unterstützung bat; der Handwerker hatte Aussicht, die Tochter seines Meisters zur Ehegattin zu erhalten, wenn er sich das Meisterrecht verschaffen könne.

Der Kaiser hörte eine Weile der schüchternen Rede aufmerksam zu, als aber der junge Mann den Entschluß aussprach, daß er in der Donau den Tod suchen werde, wenn er seines Meisters Töchterlein nicht zur Frau erhalten könne, da verfinsterte sich die bisher so milde Miene des Kaisers. Er selbst hatte die einzige Hilfe und Rettung in den furchtbaren Stürmen seines Lebens stets in seinem felsenfesten Gottvertrauen gesucht und immer gefunden; in streng tadelndem Tone sagte er zu dem Gesellen: „P fui, schämt Euch, noch so jung und schon so gottlos; ein Bürgerssohn von Wien und doch so wenig Religion!“ Auf einen Wink des erzürnten Monarchen mußte sich der Bittsteller entfernen. Doch der gütige Vater seines Volkes wollte auch diesen Sohn nicht zu den verlorenen rechnen, den Brausekopf nicht blind in sein Verderben rennen lassen. Noch an demselben Tage ließ er genaue Erkundigung über den Gesellen einziehen und als er nur das Beste über dessen Geschicklichkeit, Fleiß und Lebenswandel erfuhr, verzieh er ihm die unüberlegte Rede. Wenige Tage darauf ließ er den Gesellen kommen, verlieh ihm das Meisterrecht und stattete ihn auch mit einer hinreichenden Summe Geldes aus, um einen eigenen Herd gründen zu können. Der junge Tischlermeister und glückliche Bräutigam dankte seinem hochherzigen Monarchen, seinem edlen Sittenlehrer mit Tränen im Auge.





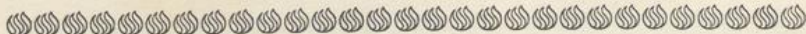
Achtundsechzigste Erzählung.

Kaiser Franz I. und der junge Gesandte.

„Wer etwas Großes leisten will, muß
tief eindringen und standhaft beharren.“
Schiller.

Bei einer Audienz gab Kaiser Franz einst einem eiteln Jüngling, der mit Leichtigkeit die höchsten Ehrenstellen ausfüllen zu können glaubte ohne die erforderlichen Kenntnisse zu besitzen, eine sehr heilsame Lehre. Unter den zahlreichen Bittstellern aller Stände, welche vom Kaiser in Audienz empfangen wurden, erschien eines Tages ein vornehmer, junger Mann von feinen Umgangsformen und bat in sehr gewählten Worten um die Unterstützung des Kaisers zur Erlangung eines Postens bei den Gesandtschaften (Staatsvertretungen), der ihm bisher von Seite seiner Vorgesetzten aus Mißgunst vorenthalten worden sei. Als der Kaiser nach dem Befähigungsnachweise für ein so hohes und wichtiges Amt fragte, wußte der junge Mann in einem ziemlich prahlerischen Tone nicht genug Rühmliches zu sagen von seiner hohen Herkunft, von der umfassenden Bildung, die er im Elternhause durch vortreffliche Hofmeister genossen habe, von dem Schatze des Wissens, den er in sich berge, und namentlich von den vielen Sprachen, die er in Wort und Schrift beherrsche. Der Bittsteller setzte nämlich im Stillen voraus, daß der Kaiser nicht den mindesten Zweifel an der Wahrheit des Gesagten hegen und keine prüfenden Fragen an ihn richten werde. In der Geschichte mußte der junge Staatsmann nicht gut bewandert sein, sonst hätte er einem Habsburger gegenüber, die bekanntlich vom Ahn bis zum Enkel außerordentliche Sprachkenntnisse besitzen, seine eigenen nicht so scharf betont. Kaiser Franz hatte in dem jungen Bittsteller sehr bald den Prahler herausgefunden, der sich zu nichts weniger als zu einem Gesandten eignen würde. Ohne eine gute Lehre für das Leben wollte er den vornehmen Jüngling nicht von sich lassen. Lächelnd sagte der Kaiser:

„Nun, die Kenntnisse von fremden Sprachen sind einem Gesandten unumgänglich notwendig, wie Sie selbst einsehen werden; Ihre hohe





Abkunft und die Verdienste Ihrer Vorfahren fallen da weniger ins Gewicht, wo es sich um eigenes Wissen und Können handelt. Sie kennen gewiß den Ausspruch des römischen Dichters Juvenalis, welcher sagte:

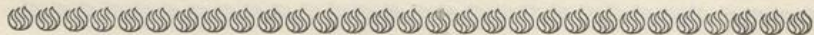
»Miserum est aliorum incumbere famae,
Ne collapsa ruant subductis tecta columnis.«*)

Ein prächtiger und wahrer Lehrsatz für das Leben, den Sie mir übersetzen mögen.“ Nachdem der Kaiser eine Weile vergebens auf die Antwort gewartet hatte, wiederholte er den Vers in fließendem Französisch, das er ebenso beherrschte, wie das klassische Latein; doch wieder herrschte Stillschweigen. Lächelnd gab er den Sinn der Worte in gutem Italienisch wieder, doch die Übersetzung blieb auch zum drittenmal aus. Der junge Prahler bebte in Verlegenheit und blickte tief beschämt zu Boden. Kaiser Franz wußte recht gut, daß keine Antwort auch eine Antwort sei und daß der Jüngling keine der angeführten Sprachen, seien sie tot oder lebendig, verstehe; er wollte den Großsprecher noch eine Weile schonen und sagte lächelnd:

„Vielleicht sind Sie um den richtigen Ausdruck der Übersetzung verlegen. Während Sie darüber nachdenken, werde ich die Runde bei den anderen Bittstellern machen, um dann wieder Nachfrage zu halten.“ Nach diesen Worten schritt der Kaiser zu einem alten Bäuerlein, das um Steuernachlaß bat, von diesem zu einem verdienten Offizier, der sich für eine erhaltene Auszeichnung bedankte, weiter zum Priester, der sich das Herz nahm, um eine Spende für seine arme Dorfkirche zu flehen, und zum pflichtgetreuen Beamten, der sich für seine Beförderung bedankte. Nach geraumer Zeit kehrte der Kaiser wieder zu dem vornehmen Jüngling zurück, der sich mittlerweile nicht von der Stelle zu rühren gewagt hatte. Der Kaiser wiederholte ihm den Vers Juvenals nochmals in den drei obengenannten Sprachen, aber wie vorhin, verharrte der Bittsteller in tiefem Schweigen, welches der Kaiser endlich mit den ernstesten Worten unterbrach:

„Nach dieser Probe habe ich die Überzeugung gewonnen, daß es auch mit den übrigen Wissenschaften bei Ihnen so schlecht bestellt ist wie mit den Sprachkenntnissen. Um ein Staatsmann zu werden,

*) „Armselig ist's, auf fremden Ruhm sich stützen,
So daß, wenn diese Pfeiler sinken,
Das ganze Lustgebäud' zerfällt.“



muß man mehr verstehen als seinen Kaiser zu täuschen und seine Vorgesetzten zu verläumdern.“

Tief beschämt entfernte sich der Prahler.



Neunundsechzigste Erzählung.

Kaiser Franz I. als Rechenmeister.

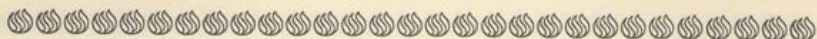
„Die Herzen dem Regenten zu erhalten,
ist jedes Wohlgesinnten höchste Pflicht.“

In braver Offizier wurde durch die Huld des Kaisers Franz, der in seinen vielen Kriegen die Verdienste auf dem Schlachtfelde schätzen gelernt hatte, in eine höhere Rangklasse versetzt. Mit dieser Erhöhung war aber auch die kostspielige Übersiedlung nach einem weitentfernten Garnisonsorte verbunden, wozu dem Offizier die Mittel fehlten, da er Familienvater war und in den teuren Kriegszeiten keinen Sparpfennig zur Seite hatte legen können. In seiner großen Verlegenheit begab er sich in die Hofburg, um dem Kaiser das Dekret seiner Beförderung ehrfurchtsvoll zurückzustellen. Kaiser Franz kannte seinen Mann, der seine Beförderung weder erbettelt, noch erschlichen, sondern ehrlich und tapfer erkämpft hatte.

„Da ist eine Anweisung an mein Zahlamt auf 500 Gulden Reisegeld,“ sagte der Kaiser, dem Offizier ein Schriftstück überreichend. Der Beschenkte dankte mit kaum zurückgehaltener Rührung in den Augen und ging mit der Anweisung zum Kassier des Hofzahlamtes, der einen prüfenden Blick darauf warf, nach einem Bündel Banknoten griff und diese hinzuzählen begann: Einhundert, fünfhundert, tausend, ein-, zwei-, drei-, vier-, fünftausend Gulden.“

„Mein Herr, hier muß ein Irrtum obwalten,“ sagte der Offizier, der die große Menge Geldes starr betrachtete; „mein gütiger Kaiser sprach nur von einer Anweisung von fünfhundert Gulden.“

„Mag sein,“ entgegnete der Kassier achselzuckend; „hier steht schwarz auf weiß 5000 Gulden, die ich auszuzahlen habe. Ob Absicht



oder ein Schreibfehler vorliegt, habe ich nicht zu entscheiden; der Kaiser hat zu befehlen, ich habe zu gehorchen." Der Offizier nahm die Summe an sich und ging.

Wieder stand er vor seinem obersten Kriegsherrn und meldete diesem, daß ihm statt der gnädigst bewilligten Summe von fünfhundert Gulden im Zahlamte fünftausend behändigt worden seien. Lächelnd tröstete der Kaiser den Offizier:

"Was ich geschrieben habe, bleibt geschrieben, wäre es auch um eine Null zu viel. Was das Familienhaupt selbst nicht braucht, das können Frau und Kinder einmal brauchen." Begeistert erwiderte der Offizier:

"Es würden mir ebensoviel Tausende von Leben nicht zu viel sein, wenn ich sie hinzugeben hätte im Kampfe für meinen edlen Kaiser und das Vaterland."



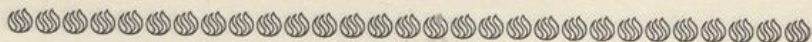
Siebzigste Erzählung.

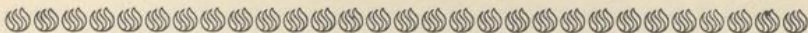
Kaiser Franz I. als Fremdenführer.

„Heiterkeit hat nur der Mensch.“

Jean Paul.

Im Park von Larenburg hatte Franz I. im Jahre 1801 die Franzensburg, eine Wasserverste, nach dem mittelalterlichen Vorbilde eines Tirolerschlosses auführen lassen und dieselbe mit Kostbarkeiten alter Kunst und sehenswerten Gegenständen aus der österreichischen Geschichte ausgestattet. Der Kaiser liebte den Aufenthalt in der ländlichen Stille dieses Lustschlosses und machte häufig, nur von einem Adjutanten begleitet, seinen Morgenspaziergang im herrlichen Parke Eines schönen Sommertages lustwandelte er am Ufer des Teiches, in dessen Mitte die Franzensburg sich erhebt. Ein Bäuerlein aus dem oberösterreichischen Berglande, in lederner Hose, grauer Lodenjoppe und grünem Hute, stand am Ufer und hätte die gerühmten Sehenswürdigkeiten, welche im Innern der Burg aufgehäuft waren, gar zu gern mit eigenen Augen gesehen. Als





der biedere Landmann nun einen Herrn von großer, hagerer Gestalt im damals üblichen Fracke, enganliegendem Beinkleide, hohen Klappstiefeln, den Zylinder auf dem weißgelockten Haupte, einherschreiten sah, ließ er sich nicht träumen, daß dieser schlichte Spaziergänger der mächtige Kaiser Franz I. von Österreich sei; auch sein Begleiter, der Adjutant, trug einen einfachen Zivilanzug. Das Bäuerlein nahm sich ein Herz, rückte den Hut und richtete im gemüthlichen oberösterreichischen Dialekte an den Kaiser die Frage:

„Mit Verlaub: mein Vetter, der als Korporal die Schlachten bei Aspern und Wagram mitgemacht hat, weiß viel von den großen Merkwürdigkeiten zu erzählen, die sich dort in dem Ritterschlosse befinden. Kann sich die Ansehens auch einmal ansehen? Auf ein Trinkgeld könnt' der Herr schon rechnen.“ Das Bäuerlein hatte während dieser Worte den Hut abgenommen und während er diesen verlegen in den Händen herumdrehte, ließ er es an tiefen Bücklingen nicht fehlen.

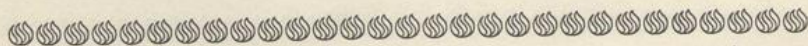
Kaiser Franz lächelte und sagte, den Adjutanten mit einem Winke verständigend, zu dem Bäuerlein:

„Ihr seid mit Eurer Anfrage bei mir an den Rechten gekommen, ich weiß gut Bescheid in der Burg da drüben, die Diener kennen mich, und mit dem Hute in der Hand kommt auch ein Österreicher durch das ganze Land. Doch jetzt bedeckt Euch und kommt mit mir.“

Der Kaiser und sein Adjutant bestiegen mit dem Bäuerlein den Nachen, welcher den Verkehr zwischen dem Ufer und der Franzensburg vermittelte, und als man drüben gelandet war, rief der Adjutant die Schloßdiener bei Seite, denen er das tiefste Schweigen auferlegte, damit des Kaisers Scherz und des Äplers Vergnügen nicht vereitelt würden.

Der Kaiser ergriff einen ihm vom Burgkastellan dargereichten Schlüsselbund und machte den Fremdenführer. Er zeigte dem Bauer die Standbilder im Habsburgersaal, im Empfangssaal die Bildnisse der böhmischen Könige, im Speisezimmer die eingelegten Tische, die Pokale und Gläser aus alten Zeiten, die Zimmer mit den historischen Gemälden; dann führte er seinen Gast ins Burgverließ, wo der gefangene Tempelritter (ein Automat) die Ketten schüttelte und das Bäuerlein heftig erschreckte. Damit waren die Sehenswürdigkeiten erschöpft.

Als der Oberösterreicher mit seinem Führer und dessen Begleiter wieder am jenseitigen Ufer angelangt war, zog er seinen ledernen Geldbeutel hervor, griff hinein, drückte dem Kaiser das versprochene Trinkgeld in die Hand und ging grüßend seiner Wege.

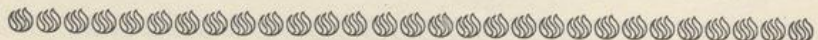


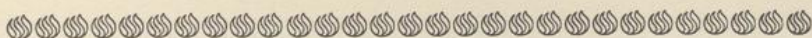


„Sechs Kupfergroschen sind es, durchlöchert und verschlagen,“ sagte der Kaiser lachend, das empfangene Geschenk befehlend, „nun, es ist ein wahres Glück, daß Kaiser Franz sich als Fremdenführer von Lagenburg immer noch etwas zu verdienen vermag, wenn die langen Kriege den Staatsfädel geleert haben.“ Er winkte einen Gartengehilfen herbei, der dem Bäuerlein nachgehen und diesem sechs neue funkelnde Dukaten als Ersatz für die sechs alten Kupfergroschen überbringen mußte. Als der Bauer aus dem Munde des Boten erfuhr, daß sein Landesvater, Kaiser Franz, in eigener Person es gewesen sei, der ihm die Sehenswürdigkeiten der Franzensburg gezeigt hatte, da nahm er erschreckt Reißaus. Trotz des Gnadenbeweises, den er in Gestalt der blinkenden Dukaten in der Hand hielt, überkam ihn doch die Furcht, der Kaiser könne nachträglich die Löcher in den Kupfermünzen bemerken und eine Majestätsbeleidigung darin finden, daß ihm der Bauer so schlechtes Geld gegeben hatte. Noch wochenlang erwartete er in der schönen Heimat zitternd eine Vorladung vor Gericht, aber sie blieb aus.

Der Kaiser erzählte die Geschichte seiner Gemahlin, welche beschloß, die sechs Kupfergroschen in Gold und Edelsteine fassen zu lassen.

„Das hat auch die Kaiserin Maria Theresia einmal getan,“ sagte der Kaiser bei dieser Gelegenheit und berichtete nun, wie die Abgesandten eines oberösterreichischen Dorfes, welche den Kaiser Josef II., der damals noch Mitregent war, für einen Hofdiener hielten und ihm für eine rasche Übergabe einer Bittschrift an die Kaiserin ein Trinkgeld von zwei Siebzehnern zusteckten. Kaiser Josef überbrachte die Bittschrift und das Geschenk seiner Mutter, welche die Geldstücke als ersten Verdienst ihres Sohnes in Gold fassen ließ, die Bittschrift zu Gunsten des Dorfes erledigte und den Abgesandten ein Geschenk von zwölf Dukaten auf den Heimweg mitgab. — Die sechs Kupfergroschen des oberösterreichischen Bäuerleins waren übrigens nicht das einzige Geld, welches Kaiser Franz als Fremdenführer sich verdiente. So kam eines Tages ein alter General, ein tapferer Haudegen, aus der Provinz in den Wiener Hofburggarten, wo damals eine kleine Truppe afrikanischer Neger zur Schau gestellt war. Der General sah im Garten einen Mann im einfachen, grauen Rocke und Strohhute, der sich an einem Rosenbusche zu schaffen machte. In der Meinung, es sei ein Gärtnergehilfe, trat der General an ihn heran, klopfte ihm mit der einen Hand von hinten auf die Schulter und steckte ihm mit der anderen einen Silberzwanziger zu, mit der höflichen Frage, wo sich die Hütte der Neger





befinde. Der Ungesprochene drehte sich lächelnd um, und der General erkannte zu seinem nicht geringen Schrecken sogleich seinen obersten Kriegsherrn, dem er schon oft auf dem Schlachtfelde begegnet war.

„Tut nichts, Herr General,“ lächelte der Kaiser, „aber das Silberstück bekommen Sie nicht wieder zurück; das sollen meine Wilden haben.“ Mit diesen Worten führte Kaiser Franz den General nach der Hütte der Afrikaner.



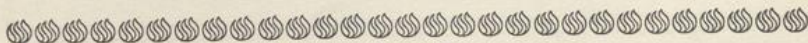
Einundsiebzigste Erzählung.

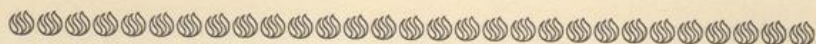
Kaiser Franz I. als Landesvater.

„Ein weiser, religiös sittlicher Monarch darf einem braven, treuen, besonnenen Volke vertrauen.“
Minister v. Stein.

In dem denkwürdigen Kriegsjahre 1813 zog Kaiser Franz mit seinem siegreichen Heere in eine alte deutsche Stadt ein, welche früher zu Oesterreich gehört hatte, diesem aber durch eine Gewalttat Napoleons entrisen worden war. Die Herzen der Bewohner hatten jedoch ihrem angestammten Herrscherhause die alte Liebe bewahrt und lebten in der Hoffnung, wieder österreichisch zu werden. Die Bürgerschaft empfing den Kaiser festlich, als er an der Spitze seiner Truppen durch das Stadttor einritt. Weißgekleidete Mädchen streuten Blumen auf den Weg und ein kleines, noch im Kindesalter stehendes Mädchen, hausbackig und mit nackten Ärmchen, reichte dem Kaiser unter einem Knirser einen Strauß blühender Blumen dar mit den Worten:

„Vater, vergiß der Deinen nicht im Frieden, vergiß uns nicht.“ Der Monarch hatte den tiefen Sinn dieser einfachen Worte gut verstanden und ließ die Kleine zu sich aufs Pferd heben, wo er sie mit schützendem Arme umfaßte. Als das Mädchen vor dem Kaiser saß, löste es den Strauß und besteckte den Waffenrock und den Hut des geliebten Monarchen mit den Blumen. So ging der Zug nach der Domkirche, an deren Portale die Geistlichkeit den Kaiser mit einer





ehrfurchtsvollen Ansprache begrüßte. Als der greise Redner den blumengeschmückten Herrscher mit dem Kinde im Arm erblickte, brach ihm die Stimme und Tränen rannen ihm über die Wangen. Der Kaiser ließ seine Blicke über die Menge schweifen und rief:

„Ich glaubte, meine lieben Kinder wären alle in Wien geblieben, nun finde ich sie auch hier.“ Das Volk jubelte. Der Kaiser reichte jetzt das Mädchen der harrenden Mutter hinab und stieg nebst seinem Gefolge vom Pferde. Ehrfurchtsvoll betrat er die Kirche; die Klänge der Orgel durchbrausten die Hallen und der Chor der Sänger begann das Te deum (großer Gott, dich loben wir). Als der Gottesdienst beendet war, begab sich der Monarch nach dem bereitgehaltenen Quartier, vor welchem eine Kompagnie österreichischer Grenadiere die Wache bezog. Er befahl sofort den Abmarsch derselben, indem er sagte:

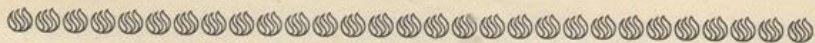
„Ich will nur von meinen hiesigen Kindern bewacht sein.“ Ruhig konnte er unter dem Schutze dieser bürgerlichen Leibwache sein Haupt niederlegen.



Zweiundsiebzigste Erzählung.

Kaiser Franz I. als Tierfreund.

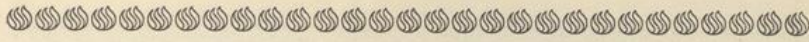
Zur Zeit des Fürstenkongresses in Wien, vom 1. Mai 1814 bis zum 10. Juni 1815, auf welchem nach dem Sturze Napoleons I. eine neue Ordnung der europäischen Staaten vereinbart und Österreich wieder zu seiner früheren Macht und Größe erhoben wurde, gab es viele feste und Lustbarkeiten zu Ehren der zahlreichen fürstlichen Gäste. Bei dieser Gelegenheit ließ Kaiser Franz im Tiergarten zu Lainz in der Nähe von Wien eine Treibjagd veranstalten, an welcher auch Kaiser Alexander von Rußland, der König Maximilian I. von Bayern und der greise König Friedrich VI. von Dänemark teilnahmen. Die Jagdhörner schmetterten durch den Forst und stundenlang knatterten die Büchsen; fast jeder Schuß kostete einem Tiere das Leben, denn die Treiber jagten den hohen Gästen die Beute in Menge zu.





CHROMOLITH. KUNST. KARL PRICHASKA TESCHER.

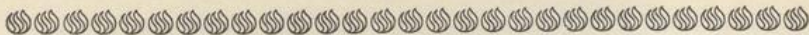




Schon neigte sich der prächtige Jagdtag zu Ende, als ein junges Reh in die Lichtung trat. So viele hohe Jäger auf einmal hatten wohl noch nie auf ein Reh gezielt. Unter einer Eiche stand ein Kaiser, unter einer Tanne ein König, unter der Kiefer ein Herzog, unter der Fichte ein anderer Fürst, alle im Anschlag auf das junge Wild. Angstvoll richtete das Tier seine schönen großen Augen nach den Schützen, aus deren Büchsen ihm der sichere Tod drohte. Plötzlich sprang es auf den Kaiser Alexander zu und sank erschöpft vor Angst vor ihm in die Knie. Von Mitleid erfaßt, ließ der russische Herrscher das Gewehr sinken, nahm das breite Ordensband ab, das seine Brust zierte, und schlang es dem Tiere um den Hals. In diesem Augenblicke kam Kaiser Franz mit den Königen von Bayern und von Dänemark herbei und betrachtete mit Wohlgefallen den mächtigen Jar aller Kreuzen und das arme, schwache Tierlein, das gar zutraulich sich von seinem Beschützer streicheln ließ.

„Majestät,“ sagte Alexander zu Franz I., „ich habe den hohen Jagdgästen in meinem Ordensbande ein Erkennungszeichen gegeben, daß das junge Leben dieses Tieres geschützt und geseit sei; es soll nicht vergebens seine schönen Augen um Hilfe zu mir erhoben haben.“

„Von dieser Stunde an,“ entgegnete Kaiser Franz, seinem russischen Gaste die Hand reichend, „steht dieses Reh unter meinem besonderen Schutze und keiner meiner Jäger soll seine Büchse auf das Tier richten.“ Alexander dankte seinem Freunde, und lustig sprang das junge Reh in das Dickicht zurück, um sich fortan ungefährdet der Freiheit zu erfreuen.



Dreiundsiebzigste Erzählung.

Kaiser Franz I. als Kunstfreund.

„Kunst braucht Günst.“

Gebhard Flatz war der Sohn schlichter Bürgersleute in Wolfurt bei Bregenz in Vorarlberg. Schon in frühesten Jugend zeigte der Knabe Talent für Zeichnen und Malen. Da aber dasselbe von Seite der armen Eltern keine Förderung finden konnte, so traten einige Wohltäter zusammen und ermöglichten dem Jüngling die Reise nach Wien. Damit war freilich wenig erreicht, denn in der großen Stadt begannen Not und Elend für den verlassenem Fremdling, der, um nicht zu verhungern, sich als Kellner in einem kleinen Gasthause verdingen mußte. Eines Abends klagte Flatz einem späten Gaste:

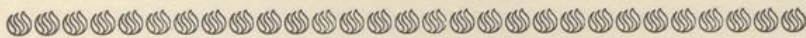
„Ich möchte von Herzen gerne die Serviette aus der Hand legen und zum Pinsel greifen, möchte Maler werden.“

„Es fehlt Ihnen aber gewiß am nötigen Goldgelb, Silberweiß und Kupferrot, drei Farben, die ein Maler zum Leben braucht, wie ein anderer Mensch, mit einem Worte an Geld,“ lächelte der freundliche Gast. „Wissen Sie was, gehen Sie zum Kaiser Franz, der nicht allein für seine lieben Wiener, sondern für alle seine Untertanen ein Herz hat. Geholfen hat ein Gang zum Kaiser Franz schon vielen, geschadet noch niemandem.“

Am nächsten Morgen stand Flatz, mit seinen besten Kleidern angetan, in einem der Gänge der kaiserlichen Hofburg. Hier fand er sich ratlos vor zahllosen Türen und wußte nicht, durch welche derselben er eintreten sollte. Endlich vernahm er Stimmen aus einem Zimmer, und ohne sich lange zu besinnen, klopfte er an und trat in das Gemach. Flatz wendete sich an einen der anwesenden Herren, der von hagerer Gestalt war, und fragte diesen:

„Bitte mir zu sagen, wo ich den guten Kaiser Franz finden kann; ich habe ihm eine große Bitte vorzutragen.“

„Der Kaiser Franz bin ich selbst; ob ich gut bin, müssen meine Untertanen besser wissen als ich,“ lächelte der Kaiser, einen verwun-



berten, aber zugleich wohlwollenden Blick in das ehrliche Gesicht des Jünglings werfend. Gebhard Flatz mußte ihm nun seine große Bitte und seine kleine Lebensgeschichte vortragen.

„Werden es schon machen,“ sagte der Kaiser huldvoll, als der Bittsteller zu Ende war.

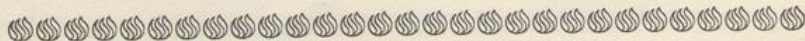
Wer diese Trostesworte aus dem Munde des Kaisers Franz je gehört hatte, der wußte auch, daß ihm geholfen sei. In der That erhielt Flatz eine namhafte Unterstützung, die ihm den Besuch der Malerakademie ermöglichte, wo er bald die ersten Preise errang. Im Jahre 1833 ging der junge Künstler nach Rom; dort verlebte er fast vierzig Jahre und wurde ein bedeutender Meister. Als die Kaiserin Elisabeth, die Gemahlin des Kaisers Franz Joseph I., vor einigen Jahrzehnten die ewige Stadt besuchte, stellte ihr der österreichische Botschafter, Graf Trautmannsdorf, den Maler Flatz als den ältesten und berühmtesten der damals in Rom weilenden österreichischen Künstler vor. Im Jahre 1871 kehrte Flatz in seine stille Heimat zurück, wo er den Abend seines begnadeten Künstlerlebens in tiefster Zurückgezogenheit in einem kleinen Häuschen neben der Pfarrkirche zu Bregenz verbrachte. Kaiser Franz Joseph I. zeichnete den Künstler, der als Mensch so schlicht und bescheiden war, durch Verleihung eines hohen Ordens aus. Gebhard Flatz starb im Jahre 1881.

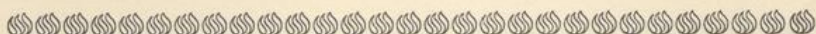


Vierundsiebzigste Erzählung.

Kaiser Franz I. und der blinde Bildhauer.

Mancher Leser ist wohl schon vor dem prächtigen Schnitzwerke „der heilige Franziskus“ in der früheren Ambrasersammlung zu Wien oder vor der Statue des heiligen Johann von Nepomuk an der Brücke am Sillfall bei Innsbruck gestanden, ohne zu ahnen, daß der Schöpfer dieser Meisterwerke blind war. Das Dorf Nauders im Vintschgau Tirols ist der Geburtsort des berühmten Malers Karl Blaas, der die prächtigen Freskobilder aus der österreichischen Geschichte

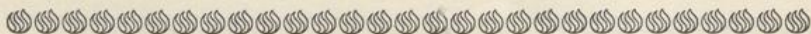


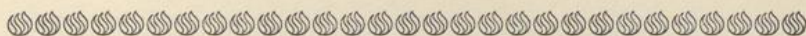


in der Ruhmeshalle des Arsenal's zu Wien gemalt hat; in demselben bescheidenen Dorfe hat aber auch Josef Kleinhans, im Jahre 1774, das Licht der Welt erblickt und sich seines jungen Lebens erfreut, bis er in seinem fünften Jahre an den Folgen der Blattern erblindete. Anfangs weinte der unglückliche Knabe bitterlich um das verlorene Augenlicht, bald aber zog Ergebung in sein kindlich frommes Herz ein. Den Blindgeborenen begleitet eine heiße, unstillbare Sehnsucht nach dem Anblick der ihm verschlossenen Außenwelt durch das ganze Leben. Um wie viel glücklicher war Kleinhans, dem wenigstens der süße Trost der Erinnerung an das einst mit gesunden Augen Gesehaute, an die Herrlichkeiten der ihn umgebenden Bergwelt geblieben war. Schon in seinem siebenten Jahre begann er mit einem scharfzigen Messer allerlei Gebilde aus Holz, meist Tiergestalten der Heimat, zu schnitzen. Der brave Tischlermeister Brugg, der in der Holzschnitzerei vortrefflich geübt war, nahm sich des talentvollen Blinden an und brachte ihm die richtigen Kunstgriffe im Schnitzen bei, wobei es Meister und Schüler an Geduld und Liebe nicht fehlen ließen. Die außerordentliche Begabung, das ernste Streben und der staunenswert ausgebildete Tastsinn des Blinden, kamen der menschenfreundlichen Anleitung des Meisters Brugg wesentlich zu Hilfe. Seine tiefinnige Religiosität führte den Knaben darauf, mit Vorliebe Christusbilder zu schnitzen. In seinem zwölften Lebensjahre vollendete er das meterlange Kreuzifix, das heute noch in seinem damaligen Wohnhause in Tauders zu sehen ist. Der brave Brugg schickte seinen Schüler in die Werkstätte des berühmten Bildhauers Nissl in Fügen im Zillerthal, von wo der Blinde als ausgebildeter Meister heimkehrte, der nicht nur Kreuzbilder sondern auch Heiligenstatuen und Büsten berühmter Persönlichkeiten in tadelloser Ausführung aus seiner feinfühligem Künstlerhand hervorgehen ließ. Kleinhans brauchte die Modelle nur zu befühlen, um dieselben in beliebiger Größe mit erstaunlicher Treue nachzubilden.

Im Museum zu Innsbruck ist eine Büste des Tiroler Helden Andreas Hofer zu sehen, welche Meister Kleinhans kurz vor dem Tode des berühmten Führers anfertigte; auch eine Büste des Kaisers Franz I., die ebenfalls den blinden Künstler zum Schöpfer hat, nimmt dort einen Ehrenplatz ein.

Im Jahre 1832, dem Jubiläumsjahre der vierzigjährigen Regierung des Kaisers Franz, wollte sich der Monarch auch seinen ferner wohnenden Völkern zeigen. Daher trat er in Begleitung seiner Ge-

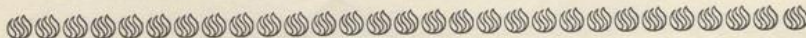


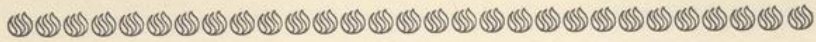


mahlin Maria Karolina Augusta im Monat Mai eine Reise über Graz und Laibach nach Triest an; der Rückweg ging über Belluno nach Tirol, wo die Majestäten das Stammschloß Tirol besuchten, welches seit Maximilian I. bei dieser Gelegenheit zum erstenmal wieder einen Kaiser in seinen ehrwürdigen Mauern sah. Vom Etschtale ward die Reise durch den Vintschgau nach dem Innthale fortgesetzt.

Im Posthause zu Nauders wurde Halt gemacht. Die Kaiserin Karolina erzählte ihrem kaiserlichen Gemahl, daß hier ein blinder Bildschnitzer lebe, dem ihr Vater, der König Maximilian Josef von Bayern, die prächtige Statue eines Tiroler Landeschützen um hundert Gulden abgekauft hatte. Auf den Wunsch des Kaisers, der bekanntlich ein Schützer und Förderer der Künste war, wurde Meister Kleinhans aus seiner stillen Behausung herbeigeholt. Der Blinde rückte nach Erzählung seiner Lebensschicksale mit der Bitte heraus, den geliebten Vater des Landes Tirol, den Kaiser Franz I., zu einer Porträtbüste aufnehmen zu dürfen. Der Monarch erlaubte dieses in seiner Herzengüte und setzte sich so zurecht, daß die Hand des blinden Künstlers seine Züge genau befühlen konnte. Zuerst glitten die Finger der Rechten sanft über das weißgelockte Haupt des Monarchen, der sich schon dem Greisenalter näherte, dann über die hohe, edle Stirne, über die mageren etwas eingesunkenen Wangen, über Mund und Lippen des bartlosen Antlitzes hin. Bald hatte Kleinhans jede Einzelheit seinem Geiste unverlöschlich eingepägt. Während die Majestäten die Reise nach Innsbruck fortsetzten, ging der Meister sogleich ans Werk. Was er geschaffen, ist, wie oben erwähnt, im Museum zu Innsbruck aufbewahrt.

Kaiser Franz, diese Leuchte der Völker Österreichs, und der blinde Künstler begegneten sich im Leben nimmer wieder. Am 2. März 1835 schied der edle Monarch aus seinem ruhm- und thatenreichen Leben, seine Liebe den Völkern hinterlassend. Meister Kleinhans aber durchzog, mit dem Wanderstabe in der tastenden Hand, seine Heimat Tirol, das benachbarte Salzburg und Oberösterreich, Bayern und die Schweiz, überall prächtige Bildwerke schaffend. Erst als seine Füße schwach wurden und die zitternde Hand ihre Sicherheit verlor, legte er Wanderstab und Schnitzmesser nieder und ging am 9. Juli 1853 als Greis von 80 Jahren in das Reich des Lichtes ein.





Fünfundsiebzigste Erzählung.

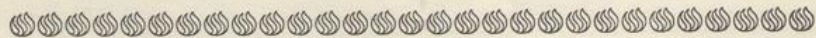
Kaiser Ferdinand I. als barmherziger Samariter.

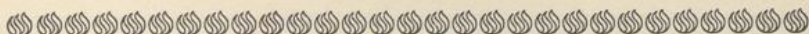
Im Sommer 1848 hatte Kaiser Ferdinand I. von Oesterreich seine Residenz Wien, in der sich politische Stürme vorbereiteten, verlassen und den Frieden der Tirolerberge aufgesucht.

Von Innsbruck aus machte der Monarch in Gesellschaft seines Bruders, des Erzherzogs Franz Karl, und dessen Familie Ausflüge in das schöne Bergland und namentlich ward das anmutige Oberinntal gerne besucht.

So war der Kaiser auch am Nachmittag des 5. August 1848 im Dorfe Zirl angekommen. Dort stieg er aus dem Wagen und unternahm eine kleine Fußtour nach dem malerisch gelegenen Schlosse Fragenstein, das in den Tagen Maximilians I. ein kaiserliches Jagdschloß gewesen war und dessen Ruinen vor einigen Jahren ins Tal hinabstürzten.

Als der Kaiser von seinem Ausfluge wieder nach dem Dorfe Zirl zurückkehrte, erwartete der Dorfpfarrer den hohen Touristen. Erzherzogin Sophie nämlich, die Gemahlin des Erzherzogs Franz Karl und Mutter des Erzherzogs Franz Joseph, welcher bald darauf den Thron bestieg, hatte dem Kaiser mitgeteilt, daß im Dorfe ein Jüngling schon seit Jahren an einer Lähmung hilflos darniederliege. Darauf hatte der edle Monarch den Entschluß geäußert, den Kranken zu besuchen, und der Pfarrer mußte nun den Führer nach der eine Viertelstunde entfernten Hütte des Jünglings machen, welcher, wie der würdige Geistliche unterwegs erzählte, ganz untröstlich sei, seinen Kaiser Ferdinand, den Gütigen, nicht von Angesicht zu Angesicht sehen zu können. Bald war die ärmliche Behausung erreicht, und der Pfarrer geleitete den hohen Besuch in ein kleines Stübchen, dessen Dunkelheit nur durch den matten Schein einer Unschlittkerze etwas erhellt wurde. Doch, welche Überraschung bot sich dem Auge des Pfarrers dar! Im bequemen, sauberen Bette, das bei Gelegenheit eines früheren Besuches die edle Erzherzogin Sophie dem Kranken angeschafft hatte, lag der an Händen und Füßen gelähmte Jüngling, ein Bild des Jammers





zwar, aber ein Beispiel der Ergebung. Am oberen Bettende stand der kaiserliche Leibarzt, am unteren die Erzherzogin Sophie. Die jugendlichen Prinzen, Erzherzog Franz Joseph, Karl Ludwig und der sechsjährige Ludwig Viktor, waren ebenfalls anwesend und betrachteten den Kranken mit mitleidvollen Blicken. Den übrigen Raum des Zimmers nahm das Gefolge der höchsten Herrschaften ein. Der Kaiser ergriff die Rechte des Jünglings und blickte eine Weile in dessen bleiches Antlitz.

„Vertrauen Sie nur auf Gott,“ tröstete er ihn in gutigem Tone, „und seien Sie überzeugt, daß er Sie gewiß nicht verlassen wird.“

„Vergelt's Gott tausendmal für den Trost,“ lispelte der Kranke. Der kaiserliche Samariter verließ hierauf mit den Seinigen die dunkle Stätte des Elends und trat in das Licht des Sommertages, ins frische Leben der Berge hinaus.

Schon am nächsten Tage ließ Kaiser Ferdinand von seinem Hoflager in Innsbruck köstliche Erfrischungen und reiche Geschenke an den kranken Jüngling nach Zirl senden, der im einsamen Stübchen für den Kaiser betete, daß Gott ihn und sein Haus schirmen möge in den Stürmen und Gefahren, welche in jenen Tagen des Umsturzes auch über Osterreich heraufzogen.

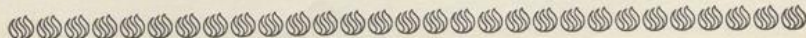


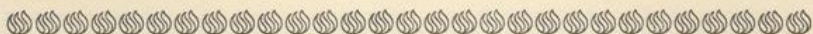
Sechszundsiebzigste Erzählung.

Kaiser Ferdinand I. und sein Abschied von Osterreichs Völkern.

„Nichts ist auf der Erde ohne Beschwerlichkeit.“
Goethe.

Die Geschichte berichtet, daß Kaiser Karl V. am 25. Oktober 1555 zu Brüssel in demselben Prunksaale seines Palastes, wo er vierzig Jahre vorher von Maximilian I. mündig erklärt worden war, feierlich der Regierung entsagte. In Trauerkleidern hielt der scheidende Kaiser





vom Throne herab eine ergreifende Abschiedsrede an die Großen des Reiches, welche zu Tränen gerührt wurden. Körperliche Leiden und Seelenschmerzen waren es, welche den großen Kaiser veranlaßten, die Kronen Spaniens und Burgunds auf den Infanten Philipp, die Herrschaft in Deutschland und den österreichischen Erbländern auf seinen Bruder Ferdinand zu übertragen.

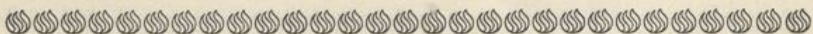
Fast drei Jahrhunderte später war es, am 2. Dezember 1848, als wieder ein edler Sprosse des Hauses Habsburg, Kaiser Ferdinand I., die Prinzen des Hauses und die Großen des Reiches um sich versammelte, um seine Krone niederzulegen.

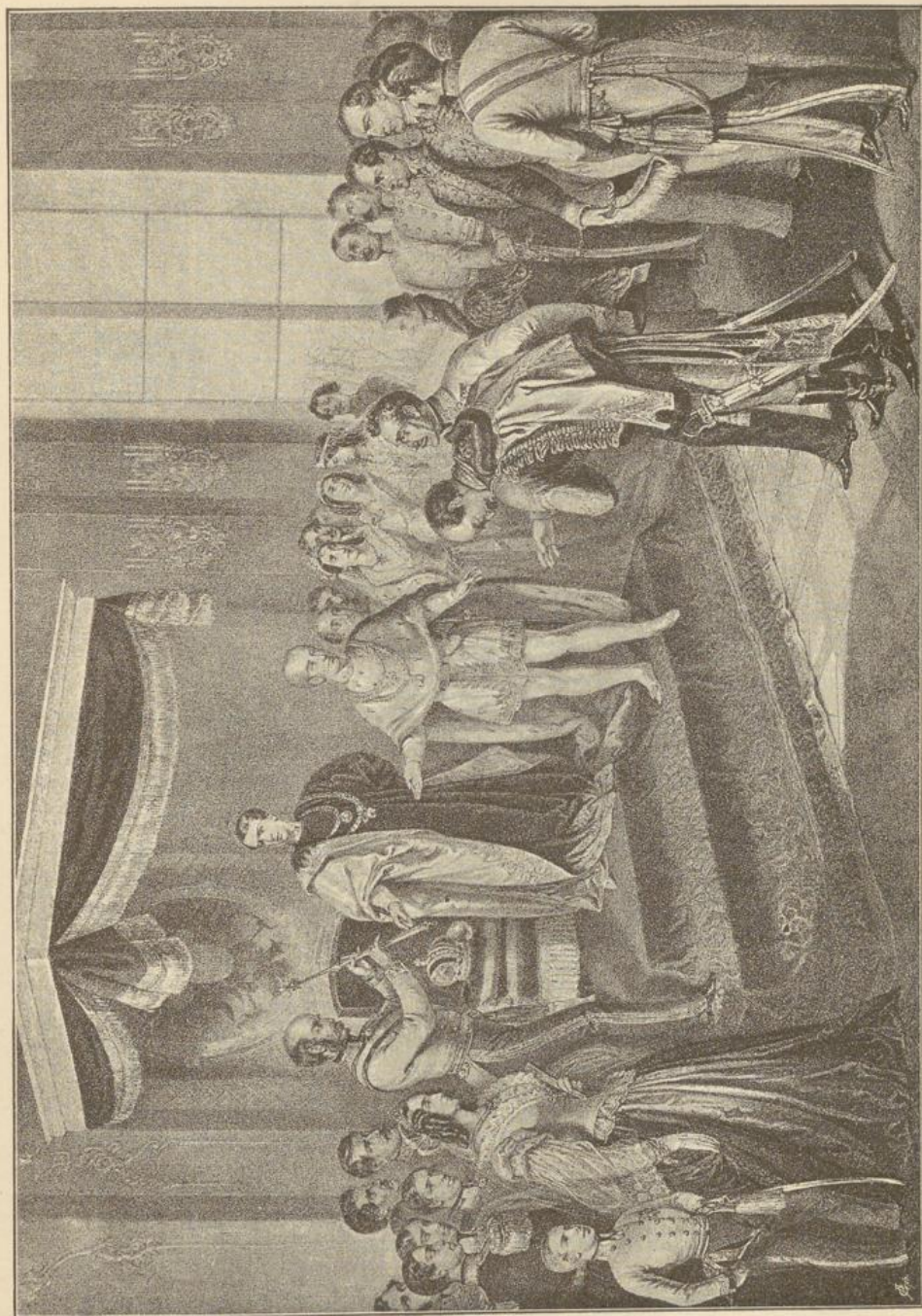
Im Saale der fürsterzbischöflichen Residenz zu Olmütz in Mähren stand der Thron und von ihm aus las Kaiser Ferdinand mit lauter Stimme die wenigen, aber das künftige Schicksal Österreichs entscheidenden Worte:

„Wichtige Gründe haben Uns zu dem unwiderruflichen Entschlusse gebracht, die Kaiserkrone niederzulegen, und zwar zu Gunsten unseres geliebten Neffen, des durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Franz Joseph.“ Als Kaiser Ferdinand die Abdankungsurkunde mit einem kräftigen Zuge unterzeichnet hatte, trat der jugendliche, neue Kaiser Franz Joseph I. an ihn heran und ließ sich auf ein Knie nieder, um den Segen des kaiserlichen Oheims zu erbitten. Dieser neigte sich über seinen jungen Nachfolger, hob seine Rechte segnend über dessen Haupt und einen bittenden Blick nach oben werfend, sagte er mit leisen, bewegten Worten:

„Gott segne dich, sei nur brav, Gott wird dich schützen, es ist gerne geschehen.“

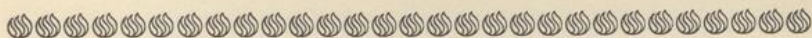
Diese schlichten Worte kamen aus einem tief erschütterten, aber ergebenen Herzen und drangen wieder zu Herzen. Als sich der junge Kaiser erhoben hatte und an der Brust seines vom Throne scheidenden Oheims lag, begannen die anwesenden hohen Frauen laut aufzuschluchzen und auch in den Augen der übrigen Anwesenden, worunter mehr als ein Kriegsheld, schimmerten Tränen. Um zwölf Uhr mittags hatten Kaiser Ferdinand und seine Gemahlin Maria Anna bewegten Abschied von ihrem Neffen, Kaiser Franz Joseph I., genommen und Olmütz verlassen; der regierungsmüde Kaiser suchte für den Abend seines schwergeprüften Lebens ein neues Heim in der ehrwürdigen Burg auf dem Hradschin in Prag, das er bis zu seinem 1875 erfolgten Tode nicht mehr verließ.





Franz Joseph I. Thronbesteigung.





Siebenundsiebzigste Erzählung.

Kaiser Franz Joseph I. und der Grenadier.

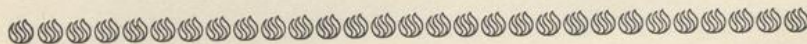
„Gebende Hand ist schön wie sie
auch sei.“ Shakespeare

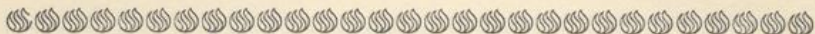
Wenn die gebende Hand die eines unschuldvollen Kindes ist, dann ist sie doppelt schön und die Gabe noch einmal so wertvoll.*) An einem Augustmorgen des Jahres 1854 wandelte Kaiser Franz I. an der Seite seiner Gemahlin Karolina Augusta in den schattigen Alleen und Laubgängen des herrlichen Laxenburger Parkes, als ein munteres Knäblein von etwa vier Jahren herangesprungen kam. Es war Franz Joseph, der geliebte Enkel des Kaisers.

„Großvater,“ rief der Kleine mit von Mitleid bewegter Stimme, „der Soldat dort muß recht, recht arm sein, weil er Schildwache stehen muß.“ Bei diesen Worten wies der Prinz mit der kleinen Hand nach dem Eingange des Gartenpavillons. Dort schritt ein ungarischer Grenadier in dem weißen, frackartig zugeschnittenen Waffenrocke, den hohen Tschako auf dem Kopfe und eine große Patronentasche auf dem Rücken, mit geschultertem Gewehre ruhig auf und ab, dann und wann einen Blick in die sonnenlichte Parklandschaft werfend; vielleicht dachte der Soldat an die endlosen Ebenen seiner Heimat und an ein liebes Mütterlein. Kaiser Franz warf einen Blick auf den baumlangen Grenadier und sagte hierauf zu seinem kleinen Enkel:

„Wenn du meinst, Franz, daß der Mann dort arm ist, dann soll er eine Unterstützung haben, um ihm die Last des Soldatenstandes zu erleichtern. Da, gib ihm dieses.“ Bei diesen Worten reichte der hochherzige Kaiser seinem Enkel eine Banknote dar, welche die kleinen Händchen krampfhaft festhielten. Schnell sprang das übergläckliche Knäblein auf die Schildwache zu, die mit präsentiertem Gewehre die herannahenden Majestäten erwartete.

*) Der Verfasser macht Oesterreichs Jugend auf das Werk aufmerksam: „Ferdinand Zöhler, das Kaiserbuch,“ welches das Leben und Wirken des Kaisers Franz Joseph I. in einer Reihe von Erzählungen behandelt, wovon obige eine Probe ist.





Ein vielsagender Blick der freundlichen, hellen Kindesaugen traf jetzt den Soldaten, von den Schnürschuhen an den Füßen bis zur Rosette auf dem hohen Tschako langsam emporgleitend. Das Knäblein mußte eine Weile schauen, bis seine Augen die ganze Länge des Grenadiers abgemessen hatten.

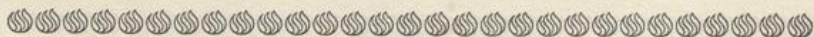
„Da, nimm das Geld, der Großvater hat es mir für dich gegeben, nimm, es gehört dir,“ sagte der Prinz, die Banknote dem Soldaten hinreichend. Doch diese Worte hätten ebensogut an ein Bild aus Stein gerichtet gewesen sein können.

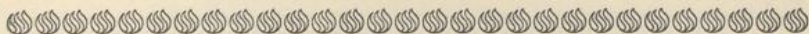
Kein Fingerglied der Hand rührte sich, keine Lippe bewegte sich, keine Wimper zuckte an dem Manne, nicht einmal ein Blick dankbarer Anerkennung traf den kleinen Prinzen. Erstaunt über diese Unempfindlichkeit einer so gutgemeinten Anrede gegenüber, blieb der kleine Prinz eine Weile ratlos stehen, bis ihn ein fast strenger, abweisender Blick des Soldaten veranlaßte, sich scheu zurückzuziehen. Das kleine Herz pochte hoch auf, war es doch durch das unerklärliche Benehmen dieses ungarischen Grenadiers zum erstenmal an der Menschheit irre geworden. Mittlerweile waren die kaiserlichen Großeltern herangekommen.

„Großvater,“ flüsterte der Prinz mit bangher Miene, „der Mann dort will ja das Geld nicht nehmen.“

„Dann hat er recht und ist ein braver Soldat, der seine Dienstvorschriften kennt und genau befolgt,“ entgegnete der Kaiser lächelnd; „mit der Hand darf eine Schildwache freilich nichts nehmen, aber geh, Franz, stecke ihm das Geld in die Patrontasche, das ist nicht gegen den Befehl.“ Das war jedoch leichter gesagt als getan, denn wie oft der Prinz auch um die Schildwache herumging, so vermochte er doch die Patrontasche dieses Menschenturmes nicht zu erreichen, vergebens erhob er sich auf den Zehen und reckte sich fast die Ärmchen aus — die Patrontasche hing ihm zu hoch und der Ungar rührte sich nicht. Er konnte auf dem Schlachtfelde für seinen Kaiser Franz sterben, aber nichts in der Welt hätte ihn vermocht, sich durch dessen Enkel zu einer Dienstwidrigkeit verleiten zu lassen.

„Der Mann hat das Herz auf dem rechten Fleck,“ sagte der Kaiser, sich an der Verlegenheit seines Lieblings belustigend. Endlich trat er näher heran und hob den Prinzen so hoch empor, daß dieser die Patrontasche erreichen konnte. Die Kaiserin öffnete den Deckel derselben, um ebenfalls ihren Anteil an dem guten Werke zu haben, und



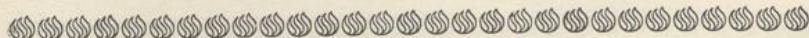


nun ließen die kleinen Hände des Prinzen die Banknote in die Tiefe der Patrontasche gleiten, welche, nach damaliger Vorschrift, fast den Umfang eines heutigen Tornisters hatte. Kaum fühlte der kleine Prinz wieder festen Boden unter seinen Füßen, als er siegesfreudig um die Schildwache, wie um eine bezungene Festung, herumsprang und, in die Hände klatschend, jauchzend rief:

„Jetzt hat der Mann Geld, jetzt ist er nicht mehr arm!“

Der Kaiser winkte lächelnd dem Soldaten zu, dieser schulterte das Gewehr und schritt wieder auf und ab. In seiner Patrontasche lag das Geld, eine nicht unbedeutende Summe, in seinem Herzen aber bewahrte der ungarische Grenadier einen viel größeren Schatz auf, die Erinnerung an die schöne Tat des kleinen Erzherzogs Franz Joseph.

„Sollte der Mann wirklich arm sein?“ sagte der Kaiser zu seiner Gemahlin. „Wir wollen es schon machen.“ Diese schlichten Worte wurden aus dem Munde des Kaisers Franz oft gehört und stets setzten sie sich in Taten um. Der Kaiser ließ über den Grenadier Erkundigung einziehen und als er erfuhr, daß dieser ein braver Soldat und ein guter Sohn sei, welcher von seinem karglichen Solde sein Mütterlein unterstützte, erlegte der Kaiser beim Hofkriegsrathe die Loskaufsumme und der Mann konnte bald darauf nach seinem Heimatsdorfe in der einsamen Puszta zurückkehren, die der Ungar ebenso liebt wie der Schweizer seine Berge.





Achtundsiebzigste Erzählung.

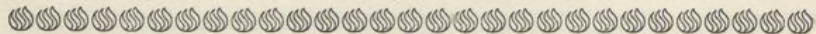
Kaiser Franz Joseph I. auf dem Schlachtfelde.

„In der Schlacht gilt Kühnheit für
eine Mauer.“ Sallustius.

Kaiser Franz Joseph I. hat schon als Jüngling bei Santa Lucia, wie später als Mann im Schlachtendonner von Solferino bewiesen, daß er Szepter und Schwert gleich gut zu führen wisse.*)

Als im Jahre 1848 König Karl Albert von Sardinien in seinem Ehrgeize nach der Krone eines Königs von Italien strebte und durch die Wühlereien geheimer Gesellschaften die offene Empörung gegen die milde Herrschaft Österreichs in Oberitalien zum Ausbruch kam, berief Kaiser Ferdinand I. seinen greisen Helden Radetzky an die Spitze des Heeres und dieses stieß in der Ebene um Verona auf die Piemontesen. Es kam am 6. Mai 1848 zur Schlacht bei Santa Lucia. Diese Schlacht war die glänzendste, rühmlichste und einflussreichste Waffentat des ganzen Krieges, welche das Selbstvertrauen der piemontesischen Armee erschütterte, dagegen die moralische Überlegenheit der österreichischen Truppen, ihre Disziplin, ihre Liebe und Anhänglichkeit an Kaiser und Vaterland in so helles Licht setzte, daß auch der jüngste Soldat nicht mehr an dem endlichen Siege der österreichischen gerechten Sache zweifelte. Die Schlacht bei Santa Lucia ist auch dadurch geschichtlich merkwürdig, daß Erzherzog Franz Joseph dort sich die wohlverdienten Sporen holte. Jedem alten Soldaten schlug das Herz höher, wie er so den kaiserlichen Jüngling über das blutgetränkte Feld reiten und ruhig im dichtesten Kugelregen halten sah. „In der Zeit, in der wir damals lebten, fühlten wir so lebhaft den Wert eines kriegerischen Monarchen. Was Wunder, wenn uns in der glänzenden Erscheinung des Thronerben auf dem Totenfelde von Santa Lucia ein Stern der Hoffnung aufging.“ So schrieb Freiherr von Schönhals, der Generaladjutant Radetzky's, der an der Seite des greisen Feldherrn die für

*) Die Schlachten Radetzky's sind ausführlich erzählt in „Ferdinand Zöhler, der Kaiseradler“, und in „Ferdinand Zöhler, das Kaiserbuch“.



Österreich siegreiche Schlacht mitgemacht hatte. Von der Studierstube in der Hofburg zu Wien war der tatendurstige Erzherzog Franz Joseph als freiwilliger in den Kampf geeilt, in welchem auch für ihn Lorbeeren grünen sollten. Er hatte die Kriegswissenschaften nicht nur aus Büchern erlernt, sondern als Soldat im wahrsten Sinne des Wortes von der Pike auf gedient; als einfacher Infanterist stand er in Reih und Glied, im Hofe der Josefstädter Kaserne in Wien tummelte er sein Dienstpferd, in Olmütz grub der kaiserliche Jüngling als Sappeur Minen und auf der Simmeringer Heide bei Wien saß er als Kanonier auf der Lafette. Aus dieser Schule ging Erzherzog Franz Joseph ins Kriegsleben hinaus, zu Vater Radetzky, in dessen Lager damals Österreich war, wie der Dichter Grillparzer so wahr sagte.

Als Radetzky den Erzherzog erblickte, sagte er erstaunt:

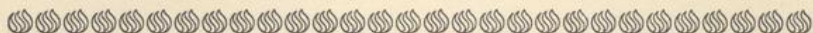
„Was sollen Sie hier? Ihre Gegenwart bereitet mir Schwierigkeiten. Trifft Sie ein Unglück, welche Verantwortlichkeit für mich. Werden Sie gefangen, so können alle Vorteile, die meine Armee erringt, verloren gehen.“

„Herr Feldmarschall,“ erwiderte der Prinz, ein wenig lächelnd über die Freimütigkeit des Heldengreises, „es mag eine Unvorsichtigkeit gewesen sein, mich hieher zu senden, nun ich aber einmal dahin, verbietet es mir meine Ehre, unrichteter Dinge zurückzukehren.“

Radetzky warf einen Blick der Bewunderung auf den mutvollen Prinzen und eine Träne der Freude glänzte an den Wimpern seines sanften, blauen Auges.

„Hoch lebe Erzherzog Franz Joseph!“ riefen die Soldaten, als sie den Jüngling auf den Kampfplatz von Santa Lucia heransprengen sahen. Als ob dieser Freudenschrei auch den Feinden zu Ohren gekommen wäre, spien plötzlich ihre Kanonen wie Höllenschlünde, der Donner erschütterte den Erdboden, Pulverdampf umhüllte selbst den hochragenden Turm der Kirche in dichten Wolken. Neben Franz Joseph schlugen Bomben in das Erdreich; aber keine Wimper zuckte an seinem Auge, als die Geschosse sein Haupt umflogen, als er mitten im Leben vom Tode umgeben war.

„Kaiserliche Hoheit,“ sagte Radetzky, mit Stolz auf den Prinzen blickend, „ich bewundere Ihre todesverachtende Haltung, aber gerade diese flößt mir gerechte Besorgnisse ein. Reiten Sie hinüber nach Crocchianca zum Feldmarschalleutnant d'Aspre, dort treffen Sie Ihren Oheim, den Erzherzog Albrecht.“



Der kaiserliche Prinz, den die Vorsehung zum Herrscher über Millionen ausersehen, der aber vorher gehorchen gelernt hatte, salutirte vor dem Feldmarschall und tat wie ihm befohlen, sprengte nach dem rechten Flügel der Österreicher und half dort einen der schönsten Siege der kaiserlichen Armee erringen.

Im Jahre 1859 begegnen wir ihm, als Kaiser Franz Joseph I., wieder auf dem italienischen Schlachtfelde.

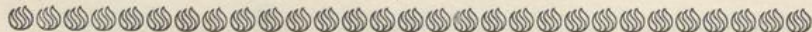
Der Wunsch des italienischen Volkes nach Einheit und Unabhängigkeit von Österreich, das dem Lande nur Wohltaten erwiesen, bestand seit 1849 noch immer. Kaum hatte Kaiser Franz Joseph den im Jahre 1858 verstorbenen Heldengreis Radezky zu Grabe geleitet, als die Sardinier an Napoleon III., dem franzosenkaiser, einen mächtigen Verbündeten gewannen und die Feindseligkeiten gegen Österreich begannen.

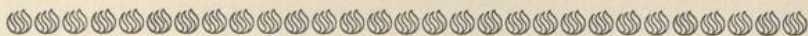
Am 24. Juni 1859 kam es zur Schlacht von Solferino, welche durch die Übermacht der Feinde unglücklich für Österreich ausfiel.

Mit dem Säbel in der Rechten, stürmte der Kaiser vor der Front eines Grenzerbataillons zum Angriff auf die Feinde und rief seinen Soldaten zu:

„Vorwärts ihr Braven, auch ich habe Weib und Kind zu verlieren.“ Doch es war nur ein Häuflein gegen die dichten Scharen der verbündeten Feinde und was der Tag an Unglück für die Österreicher gebracht hatte, konnte der Abend nicht mehr gutmachen.

„Noch einige solcher Siege, und wir kehren ohne Armee nach Frankreich zurück,“ sagte ein französischer General. Der Historiker Wolfgang Menzel, ein Ausländer, sagt, „daß die Österreicher in der Schlacht bei Solferino wie die Löwen fochten, trotz der Niederlage unsterblichen Ruhmes würdig und vom Feinde selbst hochgeachtet.“





Neunundstiebzigste Erzählung.

Kaiser Franz Joseph I. und das schönste Recht
der Krone.

„Gnade thront in den Herzen der
Monarchen.“ Shafespeare.

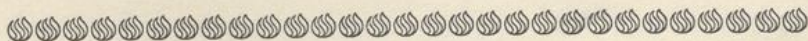
Wenige Habsburger Herrscher fanden Gelegenheit, einen so reichen Gnadenschatz zu erschließen wie Kaiser Franz Joseph, als er nach den Stürmen der Revolutionen seinen irregeleiteten Völkern den heiß ersehnten Frieden brachte.

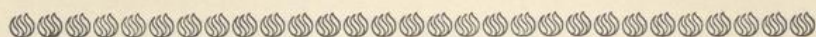
Als der jugendliche Kaiser am 24. April 1854 mit Prinzessin Elisabeth, der Tochter des Herzogs Maximilian Josef in Bayern, in der Hofkirche zu Sankt Augustin in Wien getraut wurde, flehten viele Millionen Untertanen den Segen des Himmels auf das junge Kaiserpaar herab.

Unter den unzähligen Wohlthaten, welche der gütige Kaiser aus Anlaß seiner Vermählung seinen Völkern erwies, ist auch die Begnadigung jener Verirrten hervorzuheben, welche im Revolutionsjahre 1848 sich zur Auflehnung gegen ihren angestammten Fürsten hatten verleiten lassen.

In einem Städtchen im nördlichen Böhmen pflanzte der Schullehrer zur Erinnerung an den Vermählungstag des Kaisers ein Bäumchen. Der gutgesinnte Mann war schon alt, aber seine Nachkommen sollten einmal im Schatten des Baumes ausruhen und vergangener Zeiten gedenken; namentlich sollte der Baum den ältesten Sohn, der sich durch böse Kameraden in den Wirbel der Revolution hatte reißen lassen und seine Verirrungen als Rebell im Kerker büßte, in späteren Jahren einmal an seine jugendliche Verirrung erinnern. Es warnte ja schon im Altertum der römische Dichter Virgilius vor dem Bürgerkriege mit den Worten: „Wendet nicht gegen des Vaterlands Brust die mächtigen Käfte.“

Während nun der alte Schulmeister, seines irregeleiteten Sohnes gedenkend, noch mit dem Pflanzen des Baumes beschäftigt war, stand





ein junger Mann am Gartenpförtchen und sah dem Alten zu. Aber nicht lange vermochte er die stürmischen Gefühle in seiner Brust zurückzuhalten. Er stürzte plötzlich auf den alten Mann zu und in der nächsten Minute lagen sich Vater und Sohn in den Armen und am jungen Stämmchen erzählte der reuevoll Heimgekehrte, wie auch ihm der Kaiser, vom schönsten Rechte seiner Krone Gebrauch machend, in verzeihender Gnade die Freiheit wieder geschenkt habe.



Achtzigste Erzählung.

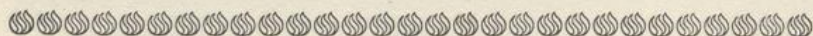
Kaiser Franz Joseph I. als Alpenfreund.

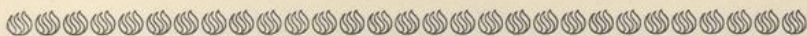
„Ein wohlthätender Mann steht Würdigen immer zu Diensten.“ Horatius.

Am oberösterreichischen Salzkammergute, dieser großartigen Alpenschöpfung, liegt der Hallstätter See. Hohe Bergwände umkränzen ihn nach West und Ost, die Schatten ihrer Wälder auf seinen Spiegel werfend. Im Süden tauchen Bergmassen auf, von deren Gipfel der Schnee auch während des Sommers nicht weicht; das Volk nennt diese eisigen Flächen den „ewigen Schnee“, die Gelehrten bezeichnen sie als Gletscherfelder des Dachsteingebirges.

Einer der Berge des Westufers heißt der „Salzberg“ und in diesen haben schon die Kelten, dann die Römer, später die Bajuwaren (Bayern) auf Salz „geschürft“ (gegraben). Diese Völker haben auch den sonderbaren Ort Hallstatt (Salzstätte, nicht Hallstadt) in den Berg hineingebaut eine Weihnachtskrippe, wie solche natürlicher auf dem weiten Erdenrunde nicht zu finden ist.

Die kleinen Häuschen mit den winzigen Fensterlein stufen sich vom Seegegestade gegen den Salzberg hinan. Der Ort hat keine Straßen, nur Steige und Stiegen; kein Pferdegetrappel, kein Wagengerassel hört man da. Diese einstmalige Residenz der Kaiserin Elisabeth, Gemahlin Albrechts I., hat einen Monumentalbrunnen, prächtiger als die wasserspeienden Kunstwerke der großen Städte es sind, es ist der Wasserfall,

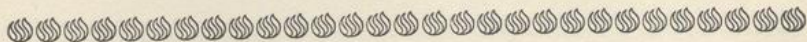


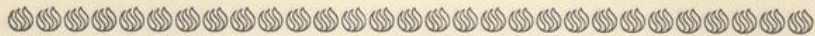


den der vom Salzberg abstürzende Mühlbach mitten im Orte bildet. Wer jemals einen Blick vom Kirchhof der katholischen Pfarrkirche auf das Landschaftsbild von Hallstatt geworfen hat, dem wird daselbe unvergeßlich bleiben, namentlich wenn ein stiller, lichter Frühmorgensmorgen darüber liegt. Tief unten flutet der dunkle See. Die Wellen schlagen leise an die Planken der Schiffshütten. Auf dem sanft gekräuselten Gewässer liegt es wie Duft. Hie und da wird ein Kahn sichtbar, scheinbar festgeankert und doch immer weiter und weiter treibend. Der kleine Dampfer, welcher das kleine Hallstatt mit der Bahnstation am jenseitigen Ufer und dadurch mit der großen Welt draußen verbindet, zieht eine weiße Furche in der Flut. Von den Nußbäumen her säuseln sanfte Winde, welche den Duft der Fliegenderblüten in die stille Landschaft hinaustragen. Dann und wann stimmt ein Fink ein munteres Morgenliedchen an und weit oben im Walde, der sich den Salzberg hinanzieht, antwortet ihm der Kuckuck. Die Lichter des Himmels und die Bergschatten spielen auf den Wellen des Sees, die bald tiefblau, dann wieder tief schwarzgrün schimmern; über die Stiegen und Knüppelsteige, zwischen grünenden Bäumen und blühendem Buschwerke, trippeln die Bewohner nach dem Gestade hinab. Hallstatt ist eine Fundgrube für den Naturfreund und den Maler, noch mehr für den Altertumsforscher, denn die sogenannten „Hallstätterfunde“ (Tausende von Gräbern der Urbewohner von Oberösterreich mit reichen Grabgeschenken in Bronze und Eisen) haben den Ort weltberühmt gemacht. Wenn man von Hallstatt den gewundenen Weg durch den Buchwald nach dem sogenannten „Rudolfsturme“ ansteigt, findet man in einem Sandsteinsockel eine rote Marmortafel mit der Inschrift:

Hir. hat. gerast. der
hochlöblich. A. O.
Kunig Maximilia.
als. er. gangen.
is. die. Salzperg. zu
besehen. den. 5. tag
Januari A. O. 1504.

Nach mehr als dreieinhalb Jahrhunderten stieg abermals ein erlauchter Habsburger den Salzberg hinan. Kaiser Franz Joseph I. hatte in Begleitung seiner Gemahlin, der Kaiserin Elisabeth, von der Villeggiatur (Sommerfrische) im nahen Ischl, wo er als leidenschaft-

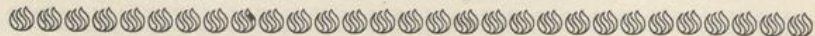




licher Alpenfreund sich so gern aufhält, einen Ausflug nach dem Hallstätter See gemacht. Von der malerisch gelegenen Gosaummühle aus beabsichtigten die Majestäten eine Morgenwanderung längs der Sooleleitung nach dem Rudolfsturme. Der Weg auf dem Bergabhange ist streckenweise recht steil und mühsam, und die Kaiserin mußte an einer scharf ansteigenden Biegung des Weges Halt machen, um einige Augenblicke zu rasten. Da führte der Zufall einen Arbeiter des Bergwerkes herbei, der in den einfach gekleideten Touristen nicht das hohe Herrscherpaar Oesterreich-Ungarns vermutete. Alpenfreunde kommen ja alljährlich zu Tausenden nach dem herrlichen Salzkammergute, um in der Bergwelt frische Luft zu schöpfen und Körper und Geist zu kräftigen. Der Arbeiter klopste seine birnbaumene Pfeife aus, steckte diese in die Tasche seiner Lodenjoppe und sagte treuherzig:

„Bei uns in den Bergen spaziert sich's nicht so leicht wie drauß'n in den Städten auf den ebenen Straßen. Wenn aber die gnädige Frau erlaub'n, werde ich Sie am Arme den Steilweg hinaufführ'n. Wenn der Wald zu End', wird auch der Weg ebener.“ Bei diesen Worten lüftete der Äpler seinen grünen Hut. Der Kaiser erkannte im schlichten Sohne der Berge einen braven, dienstfertigen Mann, unter dessen Wams ein gutes Herz schlug; lächelnd gab er seine Einwilligung und, unterstützt vom kraftvollen Arme des Arbeiters, stieg die Kaiserin mit Leichtigkeit die steile Höhe hinan. Kaiser Franz Joseph, der von Jugend auf in den Bergen heimisch war und als Alpenjäger die kühnsten Wagnisse bestanden hat, schritt kräftigen Fußes nebenher; in seiner Leutseligkeit verkürzte er sich die Zeit durch ein Gespräch über die Gegend, über die Jagden auf den lichten Bergeshöhen, über die Arbeit im dunklen Schachte der Salzkammern, über der Äpler Leiden und Freuden, Leben und Streben. Der schlichte Arbeiter wußte über alles Rede und Antwort zu geben. Mittlerweile war die Höhe erklimmen, und die Kaiserin dankte, freundlich lächelnd, für die Begleitung, der Kaiser aber zog seine Börse und drückte dem Arbeiter einige Münzen in die Hand, welche dieser erst nach einigem Widerstreben annahm.

Mit einem kurzen, höflichen Gruße entfernte sich derselbe nach der Richtung des Berghauses. Erst auf dem Wege wagte er es, das Geschenk zu besichtigen, das in glänzenden Goldstücken bestand; als der so reich Beschenkte aber das gut ausgeprägte Bildnis des Kaisers auf der Münze näher betrachtete, fand er eine auffallende Ähnlichkeit



mit dem Antlitze ihres Spenders. Um Berghaufe angelangt, erzählte er hochklopfenden Herzens und mit freudig bewegter Stimme sein Erlebnis von diesem Morgen.

„Kaiser Franz Joseph war es, der mit dir gesprochen, und die Kaiserin Elisabeth war es, die du geführt hast,“ sagte ein Obersteiger, dem es bekannt war, daß die Majestäten den Salzberg bestiegen hatten.

„Ein Kaiser, höher und größer in Würden und Ehren als unser Dachstein in die Lüfte ragt, und doch so herablassend gegen einen armen Äpler; ein Herr über Millionen Untertanen und doch so milde und freundlich gegen einen Bergmann, der tiefer unter ihm steht als der tiefste Schacht in unserem Salzberge,“ sagte der glückliche Führer. „Kaiser Franz Joseph und Kaiserin Elisabeth sollen leben, hoch!“

„Hoch, hoch!“ riefen die Bergleute und im nahen Walde widerhallte das Echo.

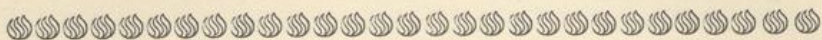


Einundachtzigste Erzählung.

Kaiser Franz Joseph I. und seine braven Steirer.

Im erlauchtem Fürstengeschlechte der Habsburger war seit dem großen Ahnherrn Rudolf I. das edle Weidwerk geschätzt und mit Vorliebe gepflegt. Auch dem Kaiser Franz Joseph I. ist die Jagd die einzige und liebste Erholung nach den Anstrengungen seines Herrscherberufes. Der Kaiser ist aber auch ein Jäger, der diesem Namen Ehre macht. In Österreichs Hochgebirgen steigt er, gleich dem kühnsten Alpenjäger, den Grattieren auf die Zinken der Berge nach; der Lodenrock und der grüne Äplerhut ist seine Gewandung; in Ungarns Ebene jagt der Kaiser, einer der kühnsten Reiter, hoch zu Ross, nach englischer Art in brennendrotem Frack, gelbledernen Bein Kleidern und mit dem Zylinder auf dem Haupte, den schlauen Fuchs kreuz und quer über Gräben und Hecken. In Siebenbürgen stellt er dem Bären und dem Wolfe nach.

Das Gebiet um Eisenerz in der grünen Steiermark gilt seit jeher als Lieblingsstandort für kaiserliche Hochjagden, denn die felswände,

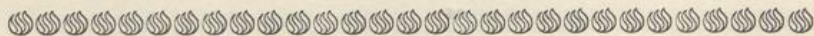


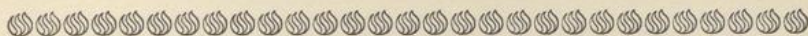
welche den schönen Leopoldsteiner See umrahmen, sind von Gemsen belebt. Immer ist es ein freudiges Ereignis, wenn Kaiser Franz Joseph mit hohen Jagdgästen im „Kammerhof“ erscheint, der als Jagdschloß in Eisenerz eingerichtet ist.

Eines Tages nun war wieder unter Leitung des im Jahre 1892 verstorbenen kaiserlichen Hofoberjägers Josef Mühlbacher in den Bergen des Leopoldsteiner Seegebietes eine Gensenjagd abgehalten worden, deren reiche Beute, in richtigen „Waschln“ (Gemsböcken) bestehend, vor dem Kammerhofe auf der Strecke lag. Die biederen Eisenerzer hatten sich in großer Zahl zur Besichtigung eingefunden, denn die „Schichtglocke“ hatte schon Feierabend geläutet. Mit Kenneraugen prüften die Söhne der Berge die erlegten Tiere, deren „Krükl“ (Hörner), Haut und „Gamsbart“ (weißer Bram am Rücken). Unter der Menge stand Kaiser Franz Joseph in seiner Alpenjägertracht und um seine Füße krabbelte und zappelte etwas herum: es war ein kleines Kind, das Söhnlein eines Bergarbeiters. Auf allen Vieren kriechend, hatte sich der Kleine einen Weg zwischen den Füßen der Erwachsenen gebahnt, um in die Nähe des Kaisers zu kommen.

„Leute,“ rief dieser, als er das kleine Wesen bemerkte, „tretet mir meinen kleinen Steirer nicht zusammen.“ Damit ergriff er das Büblein, hob es hoch über die Menge empor und setzte es seitwärts des Gedränges auf sicherem Boden wieder nieder.

Noch in später Abendstunde machte der Kaiser einen Spaziergang in einem einsamen Talgrund. Als er einem Gendarmen begegnete, der die Gegend nach zudringlichem und lichtscheuem Volke abstreifen wollte, schüttelte der Monarch das Haupt. „Die Steirer sind brave Leute und tun mir nichts,“ sagte er lächelnd.





Zweiundachtzigste Erzählung.

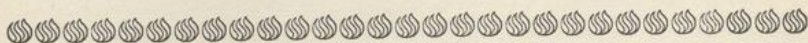
Kaiser Franz Joseph I. und das arme Mütterlein.

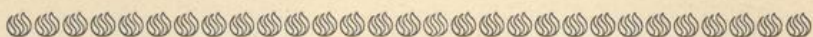
Nach bin nicht zu dem Ende zum Kaisertum berufen, daß ich mich in einen Kasten einsperre, sondern daß ich Allen, welche meiner Hilfe bedürfen, solche unverweigert widerfahren lasse," hatte Kaiser Rudolf I. von Habsburg erklärt, als er die Audienzen einführte und seinen Nachfolgern in der Liebe zum Volke mit dem herrlichsten Beispiele voranging.

Am einem Sommernorgen stieg Kaiser Franz Joseph vor der Burg in Wien aus seiner Hofequipage. Er war von seinem Lustschlosse Schönbrunn hereingekommen, denn heute war Audienztag und der gütige Landesvater wollte, gleich seinem großen Ahnherrn, die Bitten und Wünsche seiner Untertanen anhören.

Als der Kaiser die Treppe zum Audienzsaale hinanstieg, gewahrte er auf derselben ein greises Mütterlein, dessen Tracht die Mplerin verriet. Auf einen Krückenstock gestützt, erklimmte die Greisin die Stufen, welche ihr jetzt höher und beschwerlicher dünkten als die Berge ihrer Heimat, die sie einst in der Jugend so leicht unter die Füße genommen hatte. Während das Mütterlein keuchend und seufzend auf einen Augenblick ausruhte, ward es von einem Offizier in ungarischer Husarenuniform eingeholt. Dieser blieb stehen, erkundigte sich in herzugewinnender Weise nach dem Wunsche der Greisin und griff nach dem Gesuche, das diese mit zitternden Händen darreichte. Das Mütterlein glaubte einen kaiserlichen Adjutanten vor sich zu haben, dem es sich schon anvertrauen könne.

"Mein Name ist Maria Fuchs," sagte die Alte mit keuchender Brust, bitt' recht schön, lassen Sie das Gesuch ja gewiß dem Kaiser zukommen, denn er allein kann helfen und mir meinen Seppel zurückgeben, der hier in Wien als Soldat dient; er ist meine einzige Stütze im armen Leben und mein Trost im Alter. Ich werde Gott ansehen, daß er das Vaterland vor einem Kriege bewahrt und der Kaiser meinen Sohn nicht braucht. Ich hoffe auch zu Gott, daß ich den weiten Weg von Knittelfeld in Steiermark bis in die Hofburg zu





Wien, zum Herzen des gütigen Kaisers, nicht umsonst gemacht habe.“ Der Kaiser sagte der Bittstellerin, sie möge im Vorsaale warten, da er inzwischen das Gesuch an die richtige Stelle befördern wolle. Hierauf winkte er einem Diener, der die Greisin nach dem Vorsaale geleiten mußte. Auf einer Bank sitzend, harrte sie eine Viertelstunde, ja eine halbe, ja eine lange, bange Stunde, für das zwischen Furcht und Hoffnung schwebende Mutterherz eine Ewigkeit. Schon wollte sie einen der Trabanten fragen, ob denn der Offizier wirklich der richtige Mann sei, der ein Gesuch an den Kaiser gelangen lassen könne, als sich die Eingangstür öffnete und ein Soldat auf die Greisin zutrat. Überrascht schaute diese auf; es war nur ein einziger Blick, aber das Mutterauge sieht scharf.

„Mein Sohn, mein lieber Sepp!“ rief die alte Frau mit bebender Lippe und lag an der Brust des Soldaten. Lange konnten Beide vor Küßsen und Umarmungen nicht zu Worte kommen. Endlich vermochte die Mutter die Frage hervorzubringen:

„Woher kommst du?“

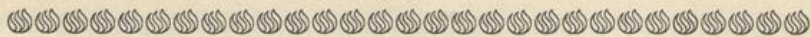
„Aus der Kaserne,“ antwortete der Sohn.

„Hast du Urlaub bekommen? Auf wie lange?“

„Auf immer, da ist mein Militärabschied und da bin ich selbst. Wenn es dir recht ist, können wir gleich heimgehen. Seine Majestät, unser Kaiser, hat mich selbst hieher befohlen, damit du auch die Botschaft sicher bekommst; vor einer Stunde hat der gute Kaiser ja selbst mit dir auf der Stiege gesprochen, wie mir ein Burggendarm erzählte.“

Eine Stunde später fuhren Mutter und Sohn der grünen Steiermark, der geliebten Heimat, zu. Die Lippen der Greisin beteten:

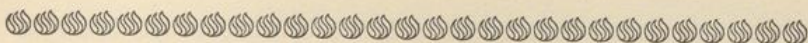
„Ich habe den weiten Weg nicht umsonst gemacht, schenke, guter Gott, unserem Kaiser deine Gnad' auf seinem Lebensweg.“





CHROMLITH. ANST. KARL PROCHASKA TESCHEN.





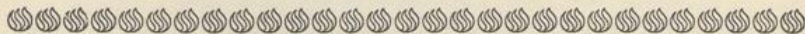
Dreiundachtzigste Erzählung.

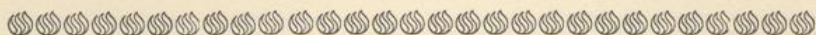
Kaiser Franz Joseph I. im Innern der Karpathen.

„Der Mensch überall auf der Erde ist
der Herr und der Diener der Natur.“
Herder.

Eine der größten Naturmerkwürdigkeiten in ganz Europa, vielleicht auf dem ganzen Erdballe, ist das Salzbergwerk von Wieliczka in Galizien, das einen unerschöpflichen Reichtum von Steinsalz in sich birgt, der eine ergiebige Einnahmequelle für die österreichisch-ungarische Monarchie bildet. Seit dem dreizehnten Jahrhundert liefert Wieliczka ungeheure Mengen dieses Produktes und die fernere Ergiebigkeit ist noch auf Jahrtausende gesichert, denn man behauptet, daß die Salzbergwerke von Wieliczka mit dem längs der karpatischen Gebirge in einer Länge von 250 Stunden hinlaufenden unterirdischen Salzstöcke zusammenhängen, der zu Oská Rinnik in der ehemaligen Walachei endigt. Tausende wallfahrten alljährlich zu den Wundern von Wieliczka, wo Natur und Kunst sich die Hände reichen, um den Gottessegnen zu heben. Auch die Herrscher Österreichs zählen zu den Besuchern. Die Salzbergwerke gehörten ehemals, wie Galizien selbst, zum Königreich Polen, kamen jedoch im Jahre 1772 in den Besitz von Österreich. Kaiser Josef II., der überall gerne erschien, wo es merkwürdige Dinge zu schauen und etwas zu lernen gab, stieg im darauffolgenden Jahre in die Tiefe des Bergwerkes und besichtigte dasselbe eingehend.

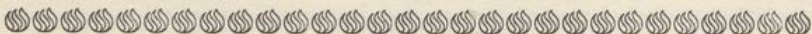
Am 5. Juli 1817 besuchte Kaiser Franz I. in Begleitung seiner Gemahlin Karolina Augusta diese unterirdische Welt. Der Anblick der Gewölbe, welche von Millionen Salzkristallen besetzt waren und von Wachskerzen beleuchtet wurden, bot eine unbeschreibliche Pracht. Auf Wunsch des Kaisers war das ganze Bergwerk in Betrieb. Die Knappen arbeiteten mit Spitzhaue und Brechstange, mit Meißel und Hammer, auch mit Pulver und Sprengung. Andere Arbeiter zerlegten die herausgehobenen Stücke, „Bänke“ genannt, in Zylinder (Balwanen) oder in kleine Stücke (Minutiensalz) und verpackten diese in Tonnen.

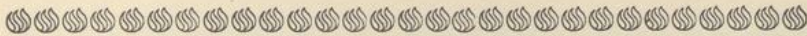




Was die Hauer gewonnen, das führten die Fuhrleute nach den Förderstellen, wo riesige Zugmaschinen den Reichtum nach der Oberfläche der Erde schafften. Die meist blinden Pferde trabten auf den unterirdischen Salzstraßen ruhig und sicher dahin und die Knechte versüßten sich ihr saueres Leben durch lustige Lieder. Die „Kaiser Franzkammer“, die 19 Meter lange „Kaiser Franzensbrücke“ und der Schacht „Franciszef“ erinnern an den Besuch des Kaisers Franz I. im Bergwerk von Wieliczka.

Im Sommer 1855 war es, als Kaiser Franz Joseph I. die Reise in die Unterwelt von Wieliczka antrat, die sich in einer Länge von 160 Stunden ausdehnt. Bekleidet mit einem grauseidenen Bergmannsrocke, das Käppi auf dem Haupte, fuhr der Kaiser in einer Aufzugmaschine durch einen Tagschacht in die Tiefe ein. In der gothischen Kapelle Sankt Anton, die unter dem Schachte Danielowice liegt, hörte der Kaiser eine heilige Messe an. Wunderbar war der Anblick der ganz in Salzstein gehauenen Kapelle, deren 7 Meter hohes Gewölbe von schönen Rundsäulen getragen wird. Die Kapelle mit dem Altare, den Leuchtern und Statuen von Christus und Maria, zwei betenden Mönchen und der Kanzel wurde im Jahre 1698 von einem geschickten Bergmanne gearbeitet. Als der Gottesdienst beendet war, betrat der Kaiser unter Führung höherer Bergbeamten durch ein gotisches Portal das Labyrinth dieser unterirdischen Zauberwelt, das zur Feier der Anwesenheit des Monarchen in einem Meere von Licht erglänzte. Die Führer geleiteten den hohen Besucher zu dem 57 Meter langen, 23 Meter breiten unterirdischen See Przykos in der „Kammer Rosetti“, der durch Eindringen der Gewässer von der Erdoberfläche gebildet wird; auch noch 15 andere, kleinere Seen befinden sich im Bergwerke. Den See Przykos umstrahlten 12000 Flammen, welche sich in den herrlichsten Farbmischungen an den Kry stallen des Salzgewölbes brachen. Als der Kaiser den See verlassen hatte, donnerten ihm aus einer anderen Kammer Böllerschüsse entgegen, welche in den zahllosen Gängen und Schluchten ein nicht endenwollendes Echo hervorriefen. Nun begannen die Bergleute, als Gnomen verkleidet, ihr Spiel, ließen sich an einer Leine von der Decke des Gewölbes in die Tiefe gleiten und sangen während der Fahrt, im Chore, den Psalm: „Wer sich dem Schutze des Herrn anvertraut.“ Die Wechselwirkungen der Grubenlichter, die anfangs hell wie Sterne glänzten und dann zu Glühwürmchen verglommen, die Stimmen der Sänger, anfangs kraftvoll,



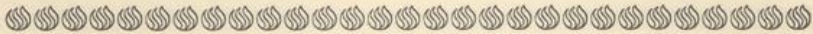


dann allmählich leise in der Tiefe ersterbend, verfehlten ihre ergreifende Wirkung nicht. Der überraschendste Anblick bot sich dem Kaiser im Riesensaal Letów, der so groß ist, daß eine Kirche bequem darin Platz fände. Die eine Wand desselben war von einem Transparente bedeckt, das den kaiserlichen Adler als Wappen, von einer Sonne von 1200 Lampen umstrahlt, darstellte, acht Kronleuchter aus Salz hingen von der Decke herab und ihre Lichter verbreiteten einen zauberhaften Schimmer, den die Armleuchter an den Wänden noch vermehrten, deren Strahlen sich an den Salzgebilden brachen.

Als der Monarch den Saal betrat, erbrauste der Jubelruf: „Wivat unser Kaiser!“

Zweiundzwanzig junge Paare aus Krakau in ihren malerischen Nationalkostümen schlossen einen Kreis; von der Gallerie, die in die Salzwand eingearbeitet ist, ertönten die Klänge einer gutgeschulten Grubenkapelle; es waren fröhliche Weisen, polnische Tänze, Polka und Mazurka, nach denen sich die Paare drehten und schwenkten. Es gab für den Kaiser noch Vieles zu sehen, wie den Kronleuchtersaal Kloska mit seinem Wald von schwarzen Pfeilern, die Kammer „Michalowice“, die einen großartigen Palast von 35 Meter Höhe bildet, die Kammer „Majer“ mit ihren Kristallwänden. Alles schimmerte, flimmerte, strahlte und glänzte an diesem Tage da unten, wo nie ein Strahl von Gottes Sonne hindringt, wo die gleiche milde Temperatur herrscht, ob die Erdoberfläche droben nun unter erstickenden Sommergluten schmachtet oder vom Eis des Winters bedeckt ist. Als der Kaiser die Wunderwelt verließ, nahm er einen unvergeßlichen Eindruck mit.





Vierundachtzigste Erzählung.

Kaiser Franz Joseph I. und der Tiroler Bauer.

„Klag' um Verlorenes nicht.“

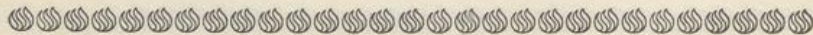
fr. Rückert.

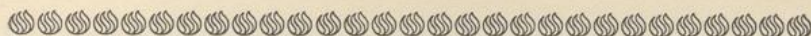
Am schönen Alpenlande Tirol liegt der berühmte Kurort Meran, der wegen seiner milden Luft und seiner reizenden Lage alljährlich von tausenden Gesunden und Kranken besucht wird. In der That kann keine Gegend Tirols sich solcher landschaftlicher Reize rühmen, wie Meran. Wohin das Auge blickt, trifft es auf einladende Anlagen und Promenaden, die zu romantisch gelegenen Burgen und Ruinen, Kapellen oder lohnenden Aussichtspunkten führen. Aus einem Walde der blühendsten Südgewächse grüßt [das große Schloß Trautmannsdorf heraus, wie geschaffen zu einem Fürstensitze.

Im Jänner 1871 hatte Kaiser Franz Joseph mit seiner erlauchten Familie für einige Zeit Winteraufenthalt in diesem Schlosse genommen. Der Kaiser machte jeden Morgen einen Ausflug nach einer der nahen Höhen, und niemand vermutete in dem einsamen Wanderer, der einen einfachen Jägermantel trug, den Kaiser von Oesterreich und Landesherren von Tirol. Auf einer dieser Bergtouren war der Kaiser einmal in die Nähe einer ärmlichen Hütte gekommen, aus welcher ihm lautes Weinen und Wehklagen entgegenschallte. Der edle Monarch, der noch wenige Klagen ungehört gelassen, trat ein und gelangte durch die enge Hausflur in einen kleinen Hof. Dort lag eine verendete Kuh und vor dieser stand ein bejahrtes Ehepaar, welches in seinem Jammer den Fremden nicht bemerkte. Händeringend klagte der Alte im Tiroler Dialekte:

„Aus isch und gar isch mit uns; die Hütt'n isch bis übers Dach verschuldet und das letzte Stückl Rind isch hin, aus isch und gar isch, heut' können wir nach Meran betteln gehn.“

„Hoho! wie hoch beläuft sich denn der Schaden, den Ihr durch das Verenden der Kuh erleiden müßt?“ fragte der Kaiser den überrascht aufblickenden Bauer, der nicht ahnte, welch ein großer Herr seine kleine Hütte betreten hatte.



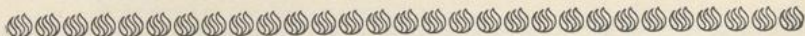


„War ein braves Tier, das uns genährt hat; ich mein', hundert Gulden isch nôt zu viel,“ antwortete der Alte.

„Nun,“ tröstete der Kaiser, „ich will Euch mit der Summe aus-helfen, damit Ihr eine andere Kuh kaufen könnt. Ich habe das Geld im Augenblick nicht bei mir, doch kommt morgen nach dem Schlosse Trautmansdorf, dort werdet Ihr das Geld erhalten.“ Der Alte, miß-trauisch wie die meisten Landleute, warf einen Blick des Zweifels auf den Fremden.

„Im Schloß unten wohnt unser Kaiser,“ entgegnete er, „da gibt es bei die Hofleut' ein Über und Drüber und Unserens isch dort gar der Niemand. Wenn ich den Herrn nôt auffinde und auf die vielen Frag'n keine rechte Antwort zu geben weiß, kann's mir leicht geschehen, daß mich die Dienerschaft wegen Hausbettel in die Fronfeste sperren läßt. Ich mein', es isch besser, wenn mich der Herr gleich mit ins Schloß nimmt und mir dort das versprochene Geld gibt. Ich weiß den Gangsteig, da sind wir gleich im Tal unten.“ Der Kaiser, der ein ungeschicktes oder derbes Wort noch nie übelgenommen, lächelte über den Vorschlag des mißtrauischen Alten, stimmte demselben jedoch zu. Der Bauer rannte sogleich nach der Stube, holte den spitzen Tiroler-hut heraus und begab sich mit seinem Begleiter auf den Weg nach dem Schlosse. Er machte möglichst lange Schritte, um ja bald zu seinem Gelde zu gelangen, und so hatten Bauer und Kaiser bald ihr Ziel erreicht.

Als der Alte aber bemerkte, daß die kaiserlichen Hofbeamten und die Dienerschaft seinen schlichten Begleiter in größter Ehrfurcht begrüßten, kam ihm der Gedanke, sein Helfer könne am Ende gar Kaiser Franz Joseph selbst sein. Aber erst nachdem er von einem Hofbeamten hundert blankte Silbergulden ausgezahlt erhalten und diese in seiner Toppentasche untergebracht hatte, schwanden seine letzten Zweifel, daß sein großmütiger Wohltäter niemand anders als der Kaiser war.





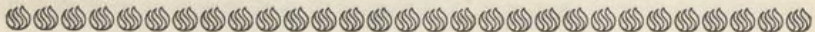
Fünfundachtzigste Erzählung.

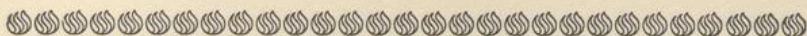
Kaiser Franz Joseph I. und der Untergang von Szegedin.

„Wie weich sind die Herzen der Sterblichen im Unglück.“
Cicero.

Die Nacht vom 11. auf den 12. März 1879 ist als eine Unglücksnacht in der Geschichte der ungarischen Stadt Szegedin eingetragen. Die Flüsse der ungarischen Karpathen sind wegen ihrer Tücke gefürchtet; dasselbe Gewässer, das heute als ein unscheinbarer Wasserfaden im Kiesbett sanft und ruhig dahinschleicht, kann morgen zum tobenden Strome anschwellen, der entfesselt über seine Ufer hinwegbraust und Tod und Verderben in die weite Landschaft hinausträgt. So hatten sich Ende Februar und anfangs März 1879 den lauen Winden starke Regengüsse zugesellt, es trat plötzliche Schneeschmelze auf den Bergen ein, die Zuflüsse der Theiß stürzten in unaufhaltsamem Laufe nach der Ebene. Das Bett der Theiß konnte die Wassermenge nicht mehr fassen und die Hochflut wälzte sich der Stadt Szegedin zu. Tag und Nacht wurde am Schutzdamm gearbeitet, doch dieser wurde von den Fluten unterwaschen. Finster senkte sich die Unglücksnacht des 11. März herab. Von der Theiß her tönte weithin vernehmbar das Tosen der Gewässer; sie hatten den Schutzdamm durchbrochen und in einer Höhe von fünf Meter überfluteten sie die unglückliche Stadt Szegedin. In der Zeit von nur einer Stunde waren 5500 der meist aus gestampftem Lehm gebauten Häuser eingestürzt und weggespült und tags darauf erfuhr die Welt die erschütternde Nachricht vom „Untergang von Szegedin“. 3452 Quadratkilometer Landes standen im Alföld unter Wasser; der Schaden betrug über zehn Millionen Gulden.

Als Kaiser Franz Joseph I. die Hiobspost aus dem Ungarlande vernommen hatte, war er der erste, der tatkräftig helfend eingriff; tausende seiner Untertanen folgten dem Beispiele ihres hochherzigen Monarchen und spendeten reiche Gaben, die sich durch Beiträge aus

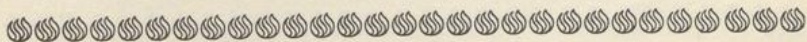




allen Teilen der gebildeten Welt rasch auf drei Millionen Gulden mehrten. Die Völker Österreichs rüsteten sich in jenen Tagen zu einem Freudenfeste im Hause Habsburg, zur silbernen Hochzeit des hohen Kaiserpaares. Die Majestäten aber wendeten die Jubiläumsgaben der Völker den Unglücklichen von Szegedin zu.

Am 18. März 1879 erschien der Kaiser selbst auf der Unglücksstätte. Im Kahne aufrecht stehend, ließ er sich in den zu Kanälen gewordenen Straßen der zerstörten Stadt herumführen; noch immer waren die Fluten ungestüm und nur langsam vermochten die Schiffer vorwärts zu kommen, bald an dem Gebälke einer Mühlenruine sich haltend, bald an den treibenden Dachsparren eines von den Wogen fortgerissenen Hauses sich weiterschiebend. Als der Kahn das Überbleibsel des zerstörten Schutzdammes erreicht hatte, bestieg diesen der Kaiser und betrachtete die Stätte des Unglücks und Verderbens. Hunderte der Obdachlosen umringten ihn flehend. Da vermochte der Vater des Vaterlandes nicht mehr die Tränen zurückzuhalten.

„Die Stadt Szegedin wird wieder sein, schöner, als sie je gewesen!“ rief er den Unglücklichen zu. Als die Menge dies vernommen, verstummten ihre Klagen, denn sie wußte, daß die königlichen Worte auch zur Tat werden würden. Szegedin erhob sich, unterstützt von den Liebesgaben des Kaiserpaares, der ganzen Monarchie und des Auslandes, aus seinem Unglücke, und neues Leben blühte aus den Ruinen. Neu-Szegedin wuchs heran, viel schöner als das alte war. Franz Joseph, Ungarns König, hatte sein Wort gehalten.

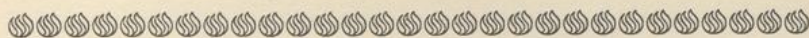


Sechsendachtzigste Erzählung.

Kaiser Franz Joseph I. und der blinde Pfarrer
von Ebnit.

„Große Seelen dulden still.“
Schiller.

In Pfarrer im Dörfchen Ebnit in Vorarlberg erduldet auch still und ergeben sein Unglück, das ihn durch vollständige Erblindung getroffen hatte. Als Kaiser Franz Joseph im August 1881 das Land Vorarlberg besuchte, da fühlte der Pfarrer sein Unglück doppelt schwer, da es ihm den Anblick des geliebten Landesvaters versagte. Von den Alpen stiegen die Senner und Hirten herab, aus den Tälern zog das Volk in Scharen herbei; im Bregenzer Walde und seinen dunklen Schluchten wurde es lebendig und den lichten „Nenzinger-Himmel,“ wie ein weiter grüner Talfessel heißt, verließen seine Bewohner, um nach Bludenz zu wandern. Die Männer des Walfertales zogen ihr blaues Gewand an, die Frauen leuchteten in ihren feuerroten Röcken (Kona), roten Strümpfen und blendendweißen Halskrausen (Libli) über dem grünen Nieder; die Wäldlerinnen kleideten sich in ihre festtagstracht, in die lange, schwarze, gefältelte Joppe, vom schwarzen Gürtel umschlossen, und in den goldgestickten Brustlatz; auf das reiche, in Zöpfen geflochtene Haar setzten sie die trichterförmige Mütze aus dunkelblauer Wolle. Alles war in festtagsstimmung und alles konnte den Kaiser sehen, nur der blinde Pfarrer von Ebnit nicht. Den Anblick der Sonne und der Sterne, der blauen Berge und der grünen Wälder mit Ergebenheit zu entbehren, war er längst gewöhnt, aber seinen Kaiser nicht von Angesicht zu Angesicht sehen zu können, war ihm ein schmerzlicher Verzicht. Konnte er den Monarchen nicht sehen, so wollte er ihn doch hören. Sein Ministrant mußte ihm dazu verhelfen. „Büble,“ sagte der blinde Pfarrer, „führe mich hinab nach Schwarzach, dort will ich meinen Kaiser hören. Du stellst mich ganz vorne an und zupfst mich am Talar, wenn der edle Herr an mir vorbeikommt. Sind auch meine Augen nichts wert, so soll er doch



erfahren, daß der alte Pfarrer von Ebnit eine gute Lunge hat. Ich will ein Vivat (Lebe hoch) herausschreien, daß es in unserem ganzen Bregenzer Wald widerhallt." Und der Ministrant nahm seinen blinden Pfarrer an der Hand und geleitete ihn von der Bergeshöhe zu Tale nach Schwarzach. Dort harrten schon Tausende der Ankunft des Kaisers. Der Ministrant von Ebnit bahnte für den Blinden einen Weg durch die Menge und stellte den geistlichen Herrn vorn an. Wenige Minuten später kam Kaiser Franz Joseph heran; das Büblein glaubte es beim bloßen Zupfen nicht bewenden lassen zu dürfen, sondern riß kräftig am Talar. Der Blinde griff nach seinem Hute, drehte sich jedoch nach der falschen Seite um und rief ein donnerndes „Hoch, hoch, vivat“. Der Kaiser nahm lächelnd den Irrtum des Pfarrers wahr, ohne jedoch die Ursache zu kennen und sagte, an den begeisterten Vivatrufer herantretend:

„Hochwürdiger Herr, sind das Ihre Pfarrkinder?“

„Majestät,“ antwortete der Blinde, den sein Ministrant wieder in die richtige Stellung gebracht hatte, „ich habe schon seit Jahren meine Pfarrkinder nicht gesehen, denn ich bin blind.“

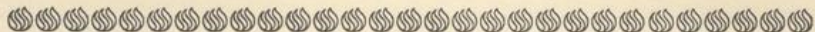
„Blind! O, Sie Armer,“ rief der Kaiser; „warum haben Sie den beschwerlichen Weg hieher gemacht? Haben Sie ein Anliegen auf dem Herzen? Wenn ich etwas tun kann, soll es geschehen.“

„Ist schon geschehen,“ sagte der Pfarrer; „mein einziger Wunsch war nur, in der Nähe Eure Majestät zu stehen und Ihre Stimme zu hören, wenn ich auch Ihre Gestalt nicht zu sehen vermag. Jetzt ist auch dem blinden Pfarrer von Ebnit Heil widerfahren und gerne steige ich die sechs Stunden wieder den Berg hinauf, in mein Pfarrdorf. „Gott erhalte, Gott beschütze unsern Kaiser, unser Land,“ dieses schöne Lied werde ich mit meinem Ministranten auf dem Heimwege singen, bis uns der Atem ausgeht.“

„Sechs Stunden, seinem Kaiser zuliebe!“ sagte Franz Joseph und zerdrückte in seinem Auge eine Träne der Rührung. „Beten Sie am Altare des Herrn für mich und mein Volk.“

Der Kaiser fand auf der ganzen Reise durch Vorarlberg Liebe, Verehrung und Anhänglichkeit bei seinen Untertanen, aber den rührendsten Beweis der Liebe hatte ihm der blinde Pfarrer von Ebnit gegeben.



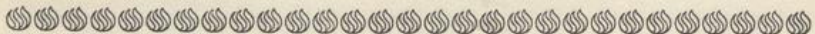


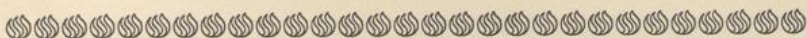
Siebenundachtzigste Erzählung.

Kaiser Franz Joseph I. unter den Arabern.

„Befehl dich Gott, sei stark
in Noth.“ Herder.

Am Jahre 1869, gegen Ende Oktober, machte Kaiser Franz Joseph eine Reise nach dem Orient, besuchte Konstantinopel, die heiligen Stätten in Palästina und hielt einen glänzenden Einzug in Jerusalem, wo schon Babenberger und Habsburger vor ihm geweiht hatten. Als der Kaiser wieder nach der Hafenstadt Jaffa zurückgekehrt war und das Boot bestiegen hatte, welches ihn nach seiner Nacht bringen sollte, erhob sich plötzlich ein furchtbarer Sturm, der doppelt gefährlich war, weil in der Nähe der Küste Untiefen und Riffe drohten. Die Wogen brandeten und tobten und warfen das Boot mit solcher Gewalt umher, daß die Planken krachten und der weiße Gischt dem Kaiser ins Antlitz spritzte. Aber wie auf den Schlachtfeldern von Santa Lucia und Solferino, blieb er auch hier ruhig und kaltblütig. Schon im Jahre 1853 hatte der damals noch jugendliche Kaiser eine gefährliche Seefahrt bestanden und dabei seinen Mut erprobt. Während seiner italienischen Reise erhob sich vor Venedig ein so gewaltiger Sturm, daß der Lootse von Malomocco von dem Auslaufen der kaiserlichen Flotille abriet. Franz Joseph aber meinte, ein tüchtiger Seemann dürfe Wind und Wetter nicht scheuen, und ließ die Schiffe in See stechen. Bis tief in die Sturmnacht hinein stand er auf der Kommandobrücke des Kriegsdampfers „Volta“, umbraust von der furchtbaren Bora. Wie damals, so blickte er auch jetzt, im kleinen Boote vor Jaffa, unverzagt in die wild aufschäumende Flut und lächelnd hörte er die Worte des arabischen Steuermanns: »No alir paura, gran Sultano, sono Mustapha con ti,« (nicht haben Furcht, großer Kaiser, bin Mustapha bei dir). In der That steuerte der braune Schiffer mit Riesenkraft und mit der ganzen, den Arabern eigentümlichen Geschicklichkeit das Boot glücklich durch Sturm und Wogen nach der Nacht „Greif“, die den hohen Passagier aufnahm. Später fragte einmal ein Christ den Araber, was der Kaiser ihm geschenkt habe? „Hundert





Zechinen und ‚che tu creder‘ (was du glauben)“, antwortete der braune Wüstensohn, mit der letzteren Umschreibung das goldene Verdienstkreuz meinend, womit der dankbare Fürst ihn noch besonders belohnt hatte.

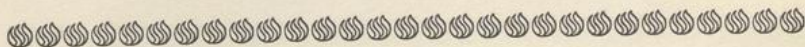
Aber auch zu Lande sollten die Araber den Kaiser Franz Joseph als kraftvollen, gestählten Mann kennen lernen. In Begleitung des Professors Brugsch-Bey, eines namhaften Forschers, bestieg der Kaiser die Cheopspyramide, die höchste der Grabstätten ägyptischer Könige. Im Altertum ragte sie 250 Meter über ihre Umgebung hinaus, ein Riesenbau, an welchem der Sage nach 100.000 Menschen dreißig Jahre lang im Schweiß ihres Angesichtes gearbeitet hatten.

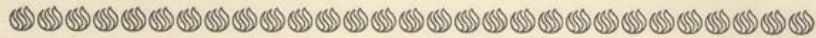
Nachdem der Kaiser etwa den dritten Teil der hohen, beschwerlichen Stufen unter Beihilfe einiger Araber erklettert hatte, wurde ihm der Rat erteilt, lieber umzukehren, als die Besteigung fortzusetzen.

„Was würde man in Europa dazu sagen?“ lächelte der Kaiser abwehrend. Die Söhne der Wüste kannten eben den gewandten Bergsteiger und kühnen Alpenjäger nicht, dem kein Bergriesen zu steil war und dem auch vor einer Pyramide von 139 Meter Höhe nicht bange wurde.

In weniger als einer Viertelstunde stand der Kaiser auf der obersten Platte und ließ seine Blicke bald nach dem Spiegel des befruchtenden Nil, bald nach der unermesslichen gelben Sandwüste und wieder nach Kairo hinschweifen, dessen neuer Stadtteil im Sonnenlichte glänzte.

Auf dieser Reise bewährte der Kaiser eine erstaunliche Ausdauer und Widerstandskraft; er legte in der kurzen Zeit von 42 Tagen 1013 geographische Meilen zurück, darunter 29 Meilen zu Pferde, zum teil im heißen Wüstensande, und 734 Meilen zur See, bei oft stürmisch empörten Wogen. Was der hohe Reisende alles gesehen und erlebt hat, ist in „Zöhrers Kaiserbuch“ ausführlich geschildert.





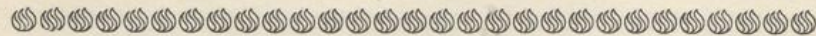
Achtundachtzigste Erzählung.

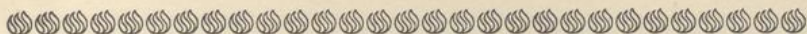
Kaiser Franz Joseph I. als Retter verirrter Seelen.

„Laß die schwerste Pflicht
dir die allerhöchste Pflicht sein.“
Lauter.

Eines Tages legte der Kabinettssekretär dem Kaiser ein Todesurteil zur Unterschrift vor. Der Monarch las und prüfte das Aktenstück, das über Sein und Nichtsein eines Mitmenschen entschied, in jedem Worte aufs genaueste; endlich griff er zur Feder, um seinen Namen unter das Urtheil zu setzen. Der edle Herrscher mochte in dem Schriftstücke neben viel Betäubendem und Abschreckendem wohl auch manches gelesen haben, was ihn tief bewegte, denn eine Träne glänzte in seinem Auge und wie eine Perle fiel sie auf das Papier und gerade auf den Anfangsbuchstaben des kaiserlichen Namenszuges, der dadurch verwischt wurde. Der Kaiser stand vom Schreibtisch auf, faltete das Aktenstück zusammen und gab es dem Sekretär zurück mit den Worten:
„Tränen löschen jede Schuld aus. Sehen Sie, mein Name ist verwischt, die Schrift hat keine Kraft, ich schenke dem Verurtheilten das Leben.“

Während der Kaiser sich einst im Reviere von Eisenerz in Steiermark auf der Jagd befand, langte keuchend ein Hofkourier an und überbrachte ihm eine Depesche mit dem Gnadengesuche eines zum Tode verurtheilten Verbrechers aus Ungarn. Es war gerade eine ergiebige Jagd und die Lust daran leuchtete dem hohen Jäger aus den Augen, aber ein Menschenleben, und wäre es auch ein verwirktes, galt ihm mehr als sein Weidmannsvergnügen. Er brach sofort die Jagd ab und eilte nach Eisenerz in sein Arbeitszimmer, wo er stundenlang über den Akten des Prozesses saß. Endlich fand sich ein Milderungsgrund und das beglückende Wort „Gnade“ flog aus den Bergen, wo die Freiheit wohnt, in die Kerkerzelle des armen Sünders. Der Kaiser hatte auch diesmal von dem schönsten Rechte der Krone Gebrauch gemacht, da er nach dem Inhalt der Akten hoffen durfte, daß der Begnadigte auf den Pfad des Guten zurückkehren werde. Abends





brachte man die von hohen Jagdgästen erlegten Tiere, worüber die Herren hocherfreut waren. Der Kaiser aber fühlte sich glücklicher als alle seine Jagdgäste zusammengenommen, denn er hatte ein Menschenleben gerettet.



Nennundachtzigste Erzählung.

Kaiser Franz Joseph I. und elf Gedenktage seines Lebens.

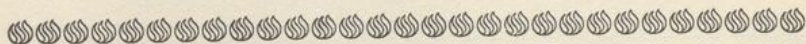
„O Weltgeschichte! Wundervolles Buch!“
Alex. Petöfy.

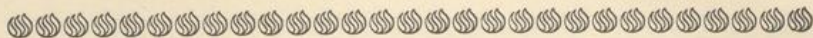
Die Völker Österreich-Ungarns haben im Buche des Lebens ihres Kaisers und Königs Franz Joseph elf denkwürdige Tage verzeichnet: Es sind neun Freudentage und zwei Trauertage.

Der sechste Mai 1849. Nach den Stürmen der Revolution stand an diesem Frühlingssonntag auf dem Exercierplatze vor dem damaligen Franzensstore in Wien ein Teil jener Heldenarmee, welche in der Gefahr ihres Vaterlandes den Kaiser allein als ihren Herrn und Führer anerkennen und wie eine eiserne Mauer den Thron der Majestät, die Grenzen der Monarchie umfassen wollte. Die Regimentsmusik spielte die Volkshymne, dieses hohe Lied der Österreicher, und die Menge stimmte in die ergreifende Melodie ein.

An diesem Freudentage hatte der jugendliche Kaiser Franz Joseph I. seinen Völkern Versöhnung und Frieden gebracht.

Der 24. April 1854. Am Abend dieses denkwürdigen Freudentages kniete Kaiser Franz Joseph im vollen Glanze eines Herrschers von Österreich vor dem Hochaltare der im Kerzenlicht erstrahlenden Hofpfarrkirche zu Sankt Augustin in Wien; an des Kaisers Seite kniete die erkorene Lebensgefährtin Elisabeth, Tochter des Herzogs Maximilian in Bayern; der Fürsterzbischof Othmar von Rauscher vollzog die Trauung des hohen Kaiserpaares und Glockengeläute und Kanonendonner trug die frohe Kunde in die weiten Lande hinaus, daß Kaiser



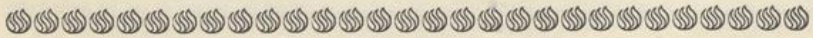


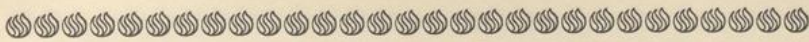
Franz Joseph I. ein Herz gefunden hatte, mit dem er für die Ewigkeit verbunden war.

Der 8. Juni 1867. Franz Joseph I., König von Ungarn und seine königliche Gemahlin Elisabeth zogen von der Burg zu Ofen nach der Pfarrkirche zur feierlichen Krönung. Dasselbst empfing der König, umgeben von allen geistlichen und weltlichen Würdenträgern Ungarns, aus den Händen des Erzbischofs Fürstprimas Johannes Simor die Krone König Stephans, das Heiligtum der Nation, den Krönungsmantel, das Schwert, das Szepter und den Reichsapfel, wie sie König Stefan getragen hatte; auch die Königin Elisabeth wurde gesalbt und gekrönt. Als die Ungarn ihren König auf weißem Zelter den Krönungshügel hinansprengen und die Schwerthiebe nach allen vier Himmelsgegenden führen sahen, da wollte ihre Begeisterung kein Ende nehmen.

Der 1. Mai 1873. Kaiser Franz Joseph I. eröffnete, umgeben von gekrönten Häuptern, von Botschaftern und Abgeordneten des halben Erdkreises, in der Rotunde zu Wien die Weltausstellung, diesen fünften großartigen Wettkampf der Kultur. Sechshundert Sänger und Musiker stimmten die österreichische Volkshymne an. „Was des Bürgers Fleiß geschaffen,“ fand hier in den Augen der Welt seine Würdigung, und „Gottes Sonne strahlt in Frieden auf ein glücklich Österreich,“ dessen stärkste Macht, die der friedlichen Arbeit, ihre höchste Leistung zur Schau und Prüfung in der schönen Kaiserstadt an der Donau ausgestellt hatte.

Der 2. Dezember 1873. Die Völker der Monarchie feierten den 25. Jahrestag der Thronbesteigung ihres geliebten Kaisers und Königs Franz Joseph I. Im Rittersaal der Hofburg zu Wien standen die Erzherzoge des Kaiserhauses, die Generäle und Stabsoffiziere des Heeres, der Marine und Landwehren. Erzherzog Albrecht, der Sieger von Custoza und würdige Sohn des großen Feldherrn Erzherzog Karl, legte dem Kaiser „die ehrfurchtvollsten Glückwünsche der gesamten Wehrkraft der Monarchie“ zu Füßen. Nach dem Wehrstande kamen der Lehrstand, die Kirchenfürsten, die Gelehrten und Künstler, dann schloß sich der Nährstand an, der Bürger und der Landmann, alle aber priesen den Kaiser Franz Joseph I. als den Schöpfer von Neu-Österreich. Die Wiener schlossen diesen Festtag mit einer prächtigen Beleuchtung ihrer Kaiserstadt, welche Franz Joseph zur Weltstadt erhoben hatte. Aber auch in allen Provinzen des großen Reiches fand dieser Jubel der Residenz einen Widerhall.



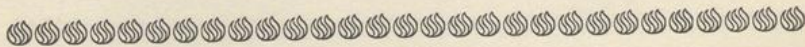


Der 24. April 1879. Kaiser Franz Joseph und Kaiserin Elisabeth begingen das Fest ihrer silbernen Hochzeit, womit noch eine andere Feierlichkeit verbunden war.

Auf der Ringstraße in Wien erhebt sich in der Nähe der Universität der gotische Prachtbau der Votivkirche, die ein Markstein im Leben des Kaisers Franz Josef I. ist, an dem kein Österreicher achtlos vorübergehen sollte. An dieser Stelle führte nämlich am 18. Februar 1853 die verrückte Mörderhand des ungarischen Schneidergesellen Johann Libenyi einen Messerstoß nach dem auf einem Spaziergange begriffenen jugendlichen Kaiser. Doch die Vorsehung wachte über das Leben des Monarchen und lenkte den Todesstoß ab. Erzherzog Ferdinand Maximilian, der erlauchte Bruder des Kaisers, setzte der Erinnerung an dieses Ereignis durch den Bau der herrlichen Votivkirche, zu welchem reiche Spenden einflossen, ein unvergängliches Denkmal.

Der 24. April 1879 war der Tag, an welchem die Votivkirche durch den Kardinal Fürsterzbischof Kutschker feierlich eingeweiht und in derselben der 25jährige Ehebund der kaiserlichen Majestäten eingesegnet wurde. Der Kaiser gedachte an diesem Morgen der großen Toten, die während dieses Vierteljahrhunderts hinübergegangen sind ins lichte Jenseits, er dachte an seinen Bruder Ferdinand Maximilian, der im Jahre 1867 als Kaiser von Mexiko den Opfertod für dieses unglückliche Land gestorben; an seine teure Mutter, deren sterbliche Überreste im Jahre 1872 in der Fürstengruft der Habsburger bei den Kapuzinern in Wien beigesetzt worden waren; an seinen geliebten Vater Erzherzog Franz Karl, der 1878, tiefbetrauert vom kaiserlichen Sohne und dessen Völkern heimgegangen war; an den 1875 verstorbenen Onkel, Kaiser Ferdinand I. Der Kaiser gedachte auch des Heldengreises Radetzky, den er selbst im Jahre 1858 zu Grabe geleitet, und seines verstorbenen einstigen Lehrers, Kardinal Rauscher, der im Jahre 1854 den Ehebund des erlauchten Kaiserpaars eingesegnet hatte. Die Volkshymne schloß die kirchliche Feier. Drei Tage später, Sonntag den 27. April 1879, begingen die dankbaren Wiener die Nachfeier der silbernen Hochzeit durch einen Festzug, wie ihn großartiger und glänzender das weite Erdenrund bis dahin nicht gesehen hatte. Der Kaiser, tief gerührt über diese Beweise der Liebe seiner Völker, dankte in seinem Handschreiben mit den Worten:

„Ich bin stolz und glücklich zugleich, Völker, wie sie dieses Reich umfaßt, als Meine große Familie betrachten zu können, in deren Uns heute umgeben den Liebeszeichen

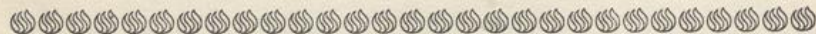


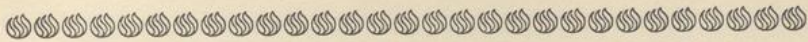


Wir auch eine Wirkung jenes himmlischen Segens erblicken, den Wir vor fünfundzwanzig Jahren am Traualtar für unseren Bund erflehten und den Wir von der Gnade Gottes für Unser bisheriges Familienglück, für Unsere geliebten Kinder, sowie zum Heile des Vaterlandes auch fernerhin erhoffen.“

Der 2. Dezember 1888. An diesem Freudentage durfte Franz Joseph auf eine gesegnete 40jährige Regierung zurückblicken, und alle seine Untertanen feierten mit ihm das seltene Jubiläum. Das ganze Jahr 1888 war ein Jubeljahr. So feierte der Kaiser am 13. Mai den Geburtstag der Kaiserin Maria Theresia, der erlauchten Stammutter des Hauses Habsburg-Lothringen, durch Enthüllung des prachtvollen Maria-Theresien-Monuments in Wien; tags darauf eröffnete er die Jubiläumsausstellung des „Niederösterreichischen Gewerbevereins“, und am 2. September schritt der Festzug der Schützen durch die Kaiserburg. Die schönste Jubelfeier waren die zahllosen „Franz-Josef-Stiftungen“ für Arme und Bedrängte; den eigentlichen Jubeltag verlebte das hohe Kaiserpaar in der Stille des Schlosses Miramar bei Triest, wo einst Erzherzog Ferdinand Maximilian die schönsten Tage seines Lebens verbrachte.

Der 30. Jänner 1889. „Geteilte Freude ist doppelt Freude, geteilter Schmerz ist halber Schmerz,“ sagt ein altes Sprichwort. An den übrigen neun Gedenktagen hatte Kaiser Franz Joseph seine Freuden mit seinen Völkern geteilt, an diesem Trauertage teilten die Völker der Monarchie den namenlosen Schmerz des schwergeprüften Kaiserpaares. Kronprinz Rudolf, der Thronerbe, in welchem die Völker die Bürgschaft einer heiteren, schönen Zukunft des Reiches erblickten, war am 30. Jänner 1889 im Jagdschloß Maierling bei Baden im blühenden Alter von 30 Jahren eines plötzlichen Todes verblieben. Am 5. Februar ward der Heimgegangene, als der „Hundertdreizehnte“ der stillen fürstlichen Schläfer, in der Kaisergruft bei den Kapuzinern in Wien beigesetzt. In dem von ihm ins Leben gerufenen Prachtwerke „Die Österreichisch-Ungarische Monarchie in Wort und Bild“ hat der Verewigte, der wissenschaftlich durchgeistigt und von glühender Liebe für sein Vaterland erfüllt war, der Nachwelt ein teures Andenken hinterlassen. Die Völker trauerten mit den kaiserlichen Eltern und Geschwistern, mit der hinterlassenen Kronprinzessin-Witwe und der lieblichen Waise am Sarge des Entschlafenen.



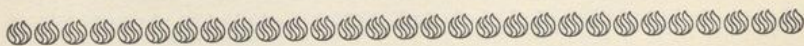


Der 12. August 1889. Deutschland und Österreich hatten ein Schutz- und Trutzbündnis gegen gemeinschaftliche äußere Feinde geschlossen, und die Herrscher beider Reiche befestigten dieses durch gegenseitige Ehrenbesuche. So war am 3. Oktober 1888 der jugendliche Kaiser Wilhelm II. von Deutschland nach Wien als hoher Gast des Kaisers Franz Joseph gekommen und der edle Habsburger erwiderte am oben genannten 12. August 1889 den Besuch des Hohenzollers und hielt seinen Einzug in Berlin als Friedensfürst. Die preußischen Militärkapellen spielten die österreichische Volkshymne und auf dem Rathaus-turm der Kaiserstadt an der Spree wehte die Reichsflagge Österreich-Ungarns. Unter Paraden, Manövern und Konferenzen verliefen die Kaisertage von Berlin aufs glänzendste. Erzherzog Franz Ferdinand von Österreich-Este, der älteste Sohn des kaiserlichen Bruders Erzherzog Karl Ludwig, hatte den Kaiser Franz Joseph nach Berlin begleitet, um als künftiger Thronfolger Zeuge des Geistes zu sein, von dem die Beziehungen zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn erfüllt sind.

Der 31. Juli 1890. Das hohe Kaiserpaar beging ein Familienfest, die Vermählung der jüngsten Tochter, der Erzherzogin Marie Valerie, mit dem Erzherzog Franz Salvator von Toskana. Die Trauung fand in der Pfarrkirche zu Ischl durch den Bischof von Linz, Dr. Doppelbauer, statt, und der Segen der kaiserlichen Eltern wie die Glückwünsche der Bevölkerung des großen Reiches folgten dem hohen Brautpaare nach dem lieblichen Heim in Oberösterreichs herrlichen Gauen, nach dem Schlosse Lichtenegg bei Wels.

Die ältere Tochter des Kaisers, die Erzherzogin Gisela, war schon am 15. April 1873 dem ritterlichen Prinzen Leopold von Bayern als Gattin nach München gefolgt und war zur Zeit der Vermählung ihrer geliebten Schwester schon glückliche Familienmutter.

Der 10. September 1898 gestaltete sich zu einem Tage des Schreckens, der schweres Leid und eine Zeit tiefster Trauer über das österreichische Kaiserhaus brachte. Wie ein jäher Wetterstrahl wirkte die Kunde von dem plötzlichen Tode der Kaiserin Elisabeth. In Genf war sie auf offener Straße von einem anarchistischen Schandhuden, dem Italiener Luccheni, meuchlings ermordet worden; sie, die harmlose hohe Frau, die sich mit echt weiblichem Takte von den Fragen der Politik stets ferngehalten, sie mußte als das Opfer einer internationalen Verschwörerbande fallen, welche sich die Hinmordung aller gekrönten Häupter und die Auflösung aller göttlichen und mensch-





lichen Ordnung zum Ziel gesetzt hat. Nicht nur durch Österreich-Ungarn, sondern über den ganzen Erdenrund, wo gesittete Völker wohnen, hallte ein Schrei der Entrüstung über die unerhörte Bluttat, doch ebenso allgemein betrauerte man die edle Fürstin, beklagte man den unersetzlichen Verlust des kaiserlichen Gatten, dem sie in jenen Tagen unsagbaren Leides, als mit dem Kronprinzen Rudolf leider schönste Hoffnungen dahinsanken, wie ein tröstender Engel zur Seite gestanden hatte. „Die Welt ahnt gar nicht, wie sehr wir uns geliebt haben,“ waren die Worte, welche sich aus dem Herzen des tief erschütterten Herrschers rangen, „aber das Gottvertrauen verliere ich nicht.“ Und er hat es nicht verloren, der vereinsamte Mann, dem in seinen alten Tagen der bitterste Trennungsschmerz auferlegt war, welcher ein Menschenherz treffen kann. Mit heldenhafter Fassung trägt er die schwere Prüfung, Trost und Beruhigung in der unentwegten treuen Erfüllung seiner Regentenpflichten suchend.

Der teuren Gefährtin seines Lebens sollte es nicht vergönnt sein, an dem großen Ehrentage seines 50jährigen Regierungsjubiläums, dem 2. Dezember 1898, den nur wenige Monate von ihrem Todestage trennten, teilzunehmen. Der Trauerflor der Wehmut breitete sich über der Feier aus und still ward sie von dem hohen Jubilar, still von seinen Völkern begangen.



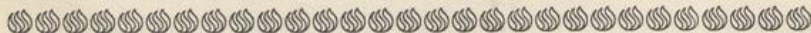
Neunzigste Erzählung.

Österreichs Fürsten in Scherz und Laune.

„Freundliche Regierung ist eine Sonne,
die alle Herzen erfreut.“

Daß es Österreichs Herrschern nicht an Humor fehlte, haben verschiedene von ihnen durch manch heiteren Zug, manch treffendes Wort bewiesen.

Kaiser Rudolf I. von Habsburg sah eines Tages auf der Schießstätte den Übungen der Bogenschützen zu; von ungefähr traf





ein fehlgehender Pfeil den Kaiser, der in Folge der Verwundung das Bett hüten mußte. Einige Hofleute sprachen den Verdacht aus, als habe der Schütze nicht aus Ungeschicklichkeit, sondern aus Absicht den Kaiser verwundet und forderten, daß dem Verbrecher die rechte Hand abgehauen werde.

„Das hättet ihr vor dem Schusse tun sollen, jetzt ist es zu spät,“ lachte der Kaiser, der nicht an Böswilligkeit glauben konnte und dem verhafteten Schützen die Freiheit gab.

Kaiser Maximilian I. war ein besonderer Freund eines gesunden Scherzes. Eines Tages kündigten ihm die hochmütigen Gesandten der Republik Venedig den Krieg an mit den Worten:

„Der Senat und das Volk von Venedig erklären dem Maximilian den Krieg.“ Der Kaiser lachte laut auf und sagte:

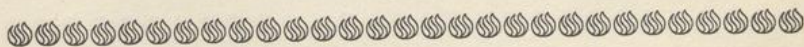
„Schert Euch eurer Wege und führt den Krieg so dumm, wie ihr ihn angekündet habt.“

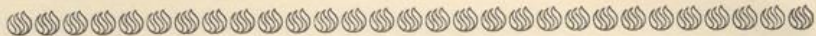
Als die Venetianer einst von allen Seiten bedrängt waren, suchten sie den Kaiser Maximilian durch Geschenke von einem ihnen feindlichen Bündnisse mit anderen Mächten abzuhalten. Um ihn günstig zu stimmen, brachten die venezianischen Gesandten Geschenke, aus Glasgefäßen bestehend, welche sie auf einer Tafel aufstellten. Kunz von der Rosen, der Hofnarr des Kaisers, machte gerade seine Späße, dabei verwickelte er sich mit seinen Sporen in das lang herabhängende Tischtuch und riß mit diesem die ganze zerbrechliche Herrlichkeit zu Boden. Die Gesandten verlangten die exemplarische Bestrafung des Unglücksmenschen, doch der Kaiser sagte lachend:

„Liebe Freunde, der Mann hat es nicht mit Absicht getan; wären es nicht Glasgeschirre, sondern Gefäße aus Gold und Silber gewesen, so wären sie gewiß nicht gebrochen oder ihr hättet doch die Scherben mit heimnehmen können.“

Maximilian wies alle Beeinflussungsversuche standhaft zurück, weil er es für unredlich hielt, ohne Zustimmung seiner Verbündeten zu handeln.

Einst waren dem Kaiser 3000 Gulden entwendet worden. Er hatte erfahren, daß der Dieb einer seiner brauchbarsten Hofdiener sei und ließ ihn vor sich kommen. Der Täter, der nicht ahnte, daß seine Schuld entdeckt war, erschien mit der ehrlichsten Miene von der Welt vor seinem Herrn. Maximilian fragte gleichgiltig:





„Was verdient ein Mensch, der seinem Kaiser 3000 Gulden gestohlen hat?“ Scheinbar entrüstet, antwortete der Dieb: „Den Strang am nächsten Baum und das noch heute.“

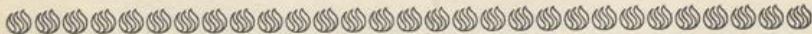
„Jetzt noch nicht, aber später, wenn du es dir wieder beifallen lassen solltest, mich zu bestehlen,“ fiel der Kaiser ein, dem erschrockenen Missetäter auf die Schulter klopfend.

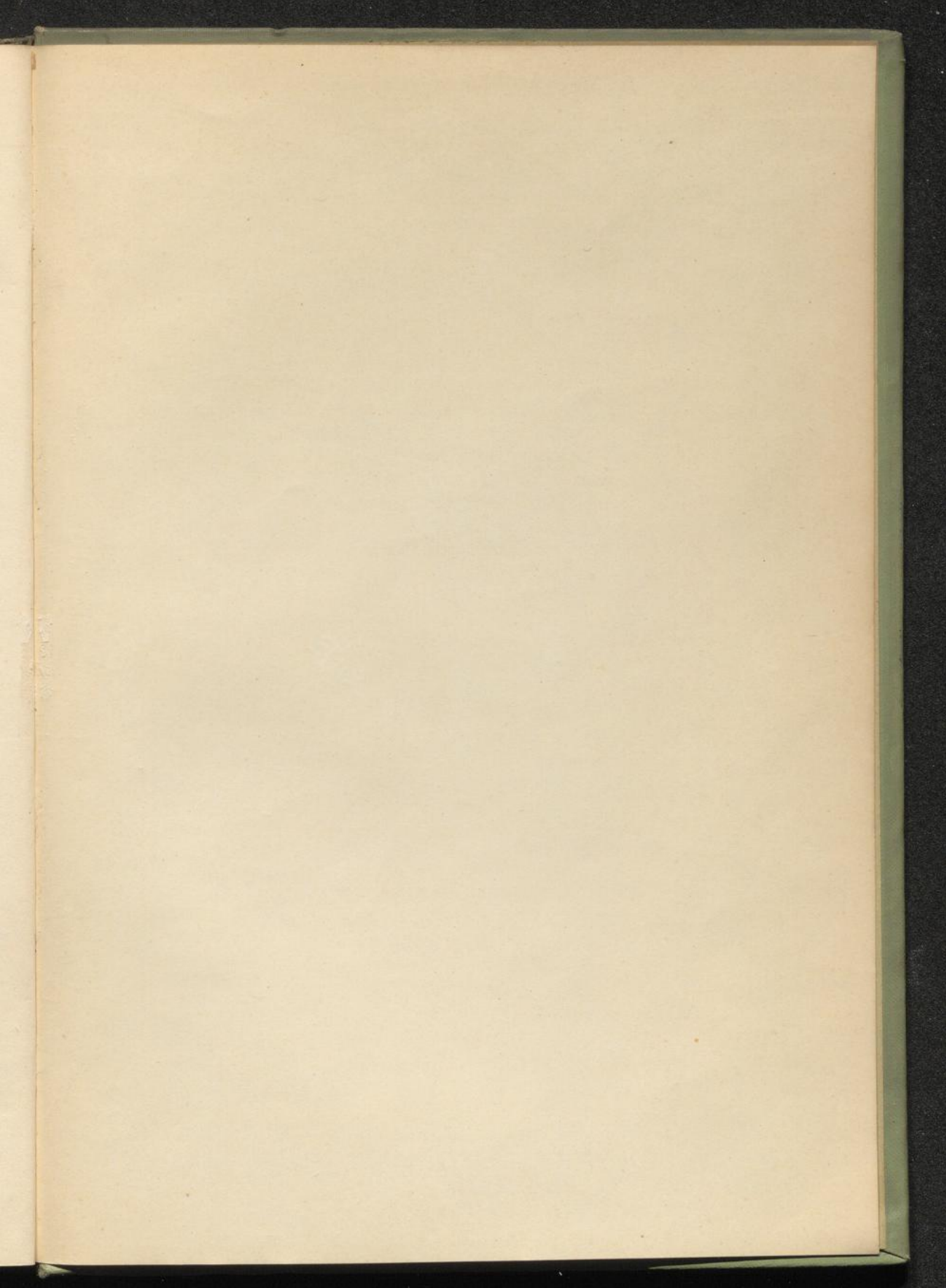
Kaiser Joseph II. traf oft mit einer Scherzrede den Nagel auf den Kopf. Eines Tages stellte ihm ein alter Beamter aus der Provinz seine beiden Söhne vor und bat um eine Anstellung für dieselben in einem Amte. Der Kaiser blickte eine Weile die jungen Herrchen an, welche nach der neuesten Mode gekleidet, geschmiegelt und gebügelt waren und je zwei Uhren an großen Ketten hängen hatten.

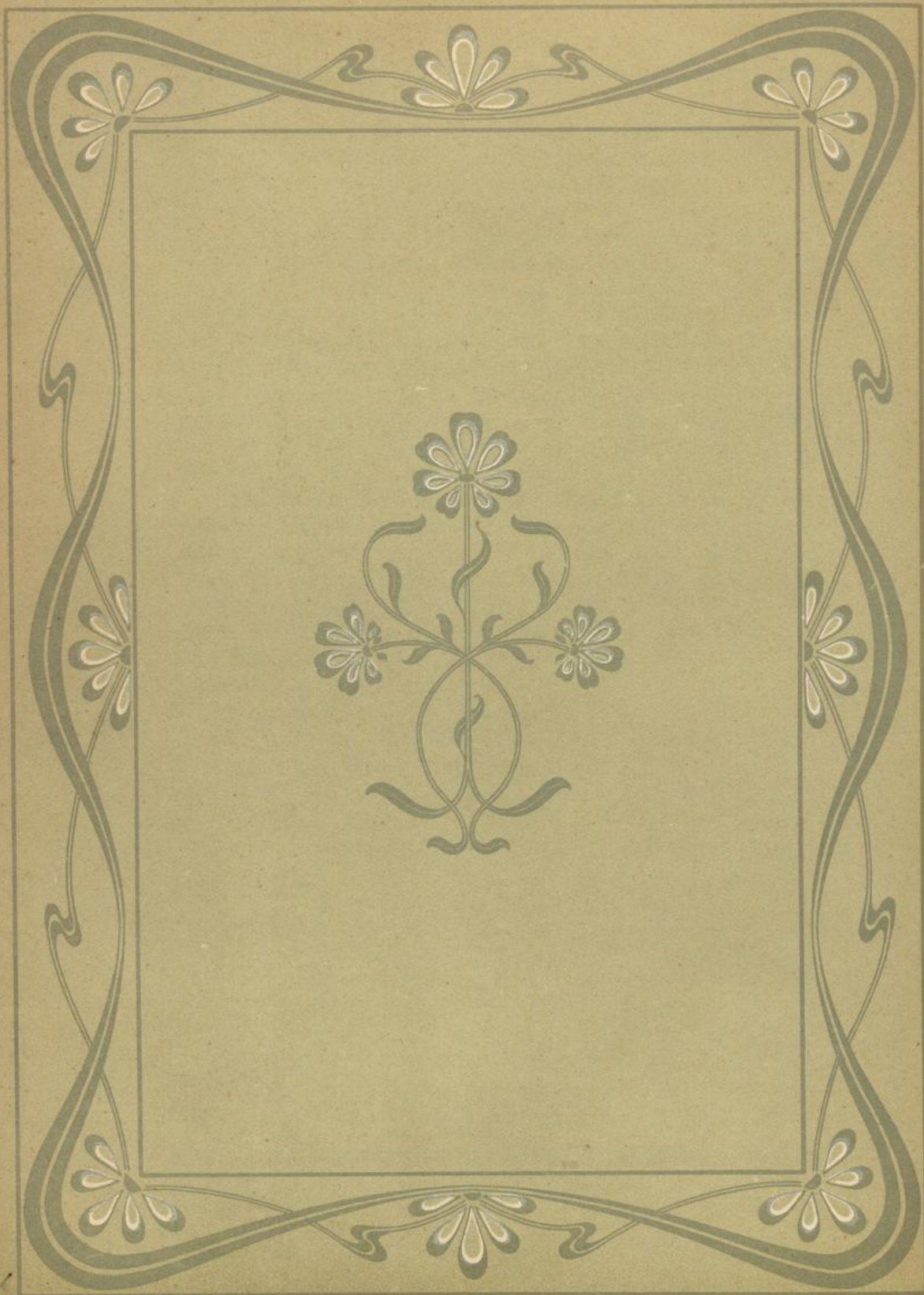
„Wissen Sie was,“ sagte der Kaiser, „geben Sie Ihre Söhne lieber zu einem Uhrmacher.“

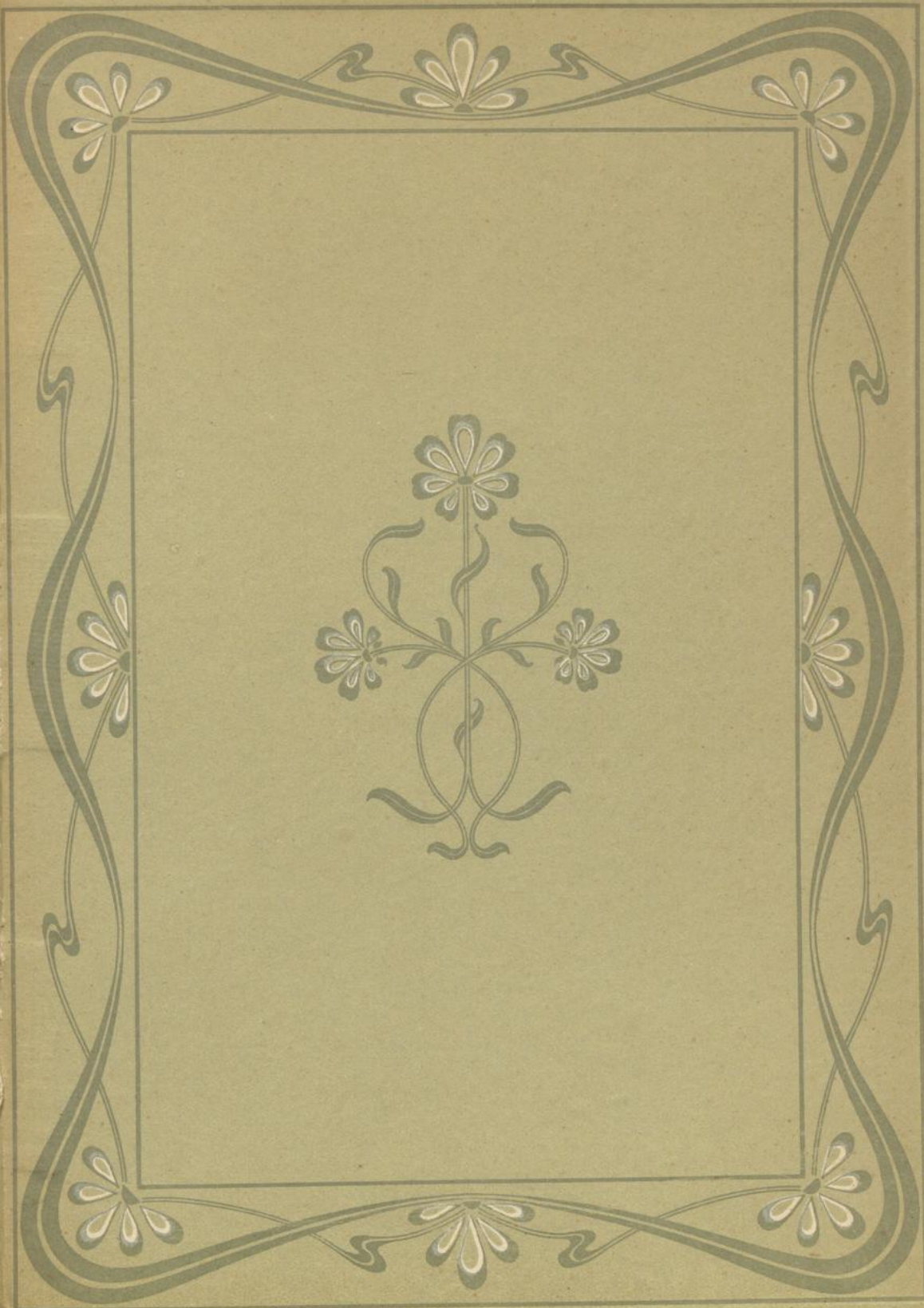
Eines Tages betrat Joseph ein Gefängnis und befragte die Häftlinge nach ihrem Verschulden. Doch alle die Gefragten gaben sich für unschuldige Lämmchen aus. Der eine wollte durch einen Verläumder, der zweite durch einen Neider, der dritte aus Haß, ein vierter aus Irrtum, ein fünfter durch ein ungerechtes Urtheil des Richters ins Gefängnis gekommen sein. Nur ein sechster bekamte offen, daß er gestohlen habe und nach Recht und Gerechtigkeit eine Strafe verdiene.

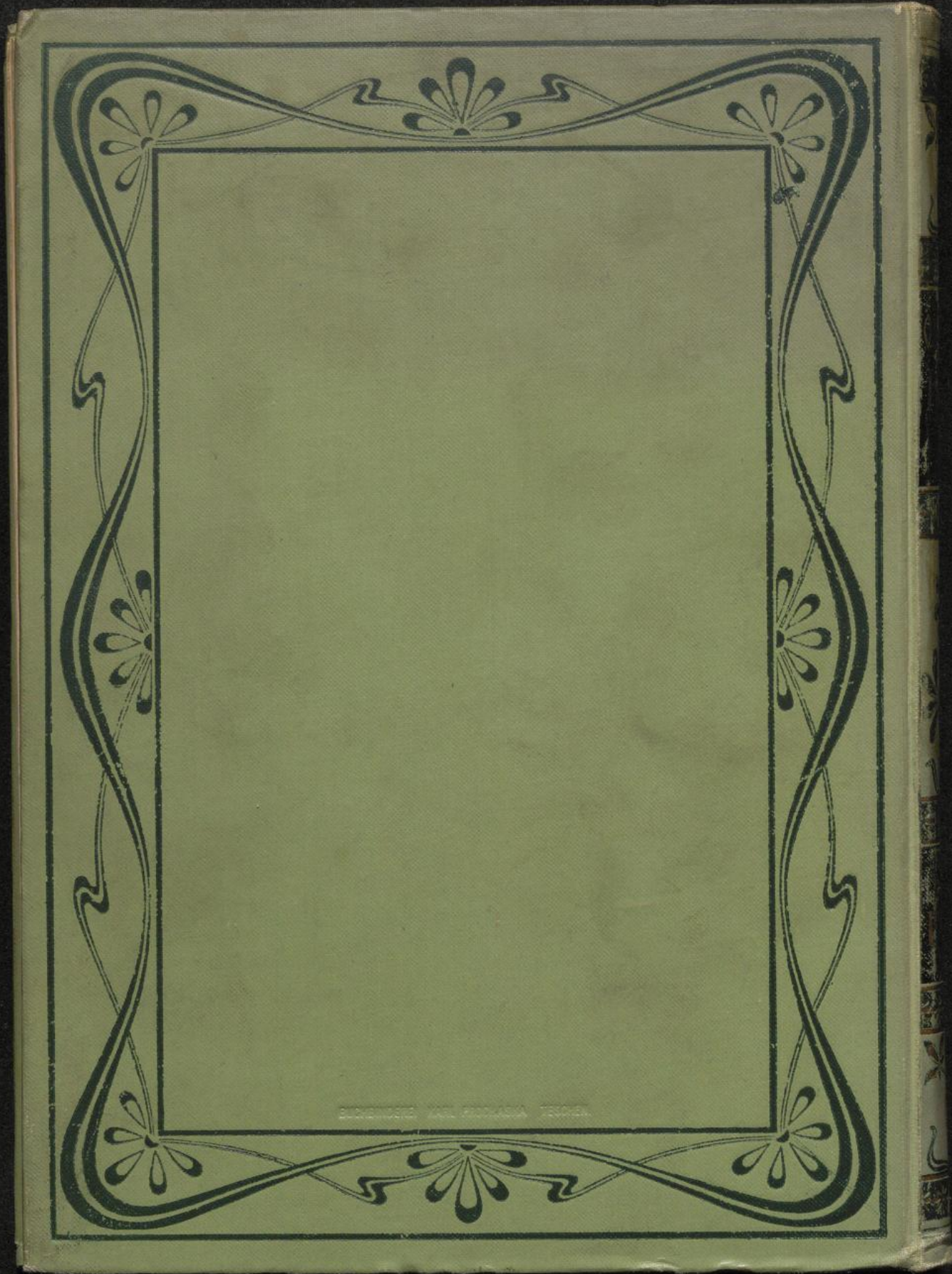
„So,“ sagte der Kaiser in komischem Ernste, „ein Spitzbub unter lauter ehrlichen Leuten? Mache, daß du hinauskommst.“ Der Gefangene war frei.











BIBLIOTECA DEL CONSIGLIO SUPERIORE